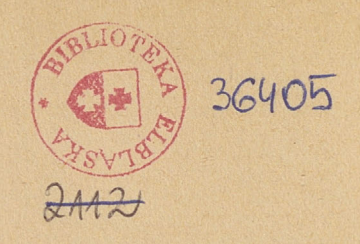
Deutsche Rundschau

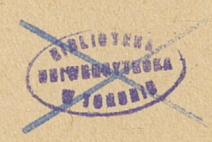
BAND CCLVII

(Oktober – November – Dezember 1938)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG







Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertsiebenundfünfzigsten Bande

(Oktober – November – Dezember 1938)

BOTSCHAFTER HUGH WILSON

Aus den Lehrjahren eines Diplomaten

Der amerikanische Botschafter in Berlin Hugh Wilson läßt unter dem Titel „Lehrjahre eines Diplomaten" in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, Erinnerungen erscheinen, die jede Aufmerksamkeit verdienen. Nicht nur, weil sein Diplomatenleben ihm eine Fülle von interessanten — und auch amüsanten — Erlebnissen brachte, die er in einer sehr persönlichen, zurückhaltenden und doch prachtvoll lebendigen Form, die den Leser unmittelbar anspricht, zu erzählen weiß. Sondern weil hinter diesen Erinnerungen ein sehr kluger, lebenserfahrener Mann von Format, eine sittliche Persönlichkeit steht, dem sein Beruf zu einer Menschenkenntnis verhalf, die ihm die großen Zusammenhänge vermittelte, nach denen menschliches Leben überhaupt und insonderheit das Leben der Völker abläuft. Er legt von diesen seinen inneren Erfahrungen in einer vornehmen und abgeklärten geistigen Haltung Rechenschaft ab, die bei aller Klarheit und Skepsis sein inneres Beteiligtsein an den großen Dingen des Lebens und seine Ausrichtung nach den Imponderabilien, die ja schließlich doch immer wichtiger bleiben als die äußeren Geschehnisse, in einer ungewöhnlich sympathischen Form dokumentiert. Hierin verwandt mit Dwight Morrow. — Hugh Wilson begann seine Laufbahn in Lissabon 1911 als Privatsekretär des dortigen amerikanischen Gesandten, kam dann nach Guatemala, von dort nach Buenos Aires und war bis zum Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg an der amerikanischen Botschaft in Berlin. Von dort ging er nach Wien und dann nach Bern, wo er für sein Land Außerordentliches geleistet hat. Als Stellvertretender Staatssekretär des Auswärtigen wurde er von Bern nach Washington gerufen; jetzt vertritt er sein Land in Berlin. Die Erinnerungen reichen bis 1917. Wir bringen mit Genehmigung des Verlages einige Abschnitte, die interessante Erlebnisse und grundgescheite Betrachtungen über die großen Fragen enthalten. Auf die Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen wird man mit Spannung warten. Die Schriftleitung.

Der amerikanische Klub (in Guatemala) war der Mittelpunkt vieler Vergnügungen; er hatte einen großen Ballsaal, ein großes Billardzimmer und eine noch größere Bar. Die Herren der Hauptstadt liebten das Billardspiel. Dabei zogen sie die weißen Jacken aus, und wenn sie sich über die Bande beugten, um einen Stoß zu machen, verunzierten die Umrisse von Revolvern in der hinteren Hosentasche die Konturen ihrer Breeches. Das größte Ereignis des Jahres war der Ball im Klub am vierten Juli, dem amerikanischen Nationalfeiertag. Er begann jedesmal sehr förmlich. Die Gäste wurden durch den Vorsitzenden des Klubs und von mir mit geziemender Berücksichtigung des Zeremoniells empfangen. Aber nach ein paar Stunden stürmischen Betriebes an der Bar war alles in glänzender Stimmung. Rosita kam zum Ball, eskortiert von einem Herrn aus Costarica aus altem Geschlecht und von cholerischer Gemütsverfassung, der außerordentlich in sie verliebt war. Sie sah aus wie eine Märchenprinzessin, klein und leicht, mit zarten Händen und Füßen, großen schwarzen Augen, gewelltem schwarzem Haar und einem Lächeln, das dem Herz jedes Mannes einen

plötzlichen Stich zu versetzen und es dann wieder schneller schlagen zu lassen vermochte. Rosita sprach vier Sprachen, und wenn sie durch die Zudringlichkeit eines ihrer Partner in Zorn geriet, dann konnte die Schimpfflut in allen vier Sprachen den schlagfertigsten Maultreiber rot werden lassen. Ihr Tanz war wie ihre Erscheinung zart, mühelos und voll Leben. Ein Amerikaner von den Bananenländern der Fruit Company besuchte wie jeder gute amerikanische Bürger den Vierten-Juli-Ball, aber er stand auch wie jeder gute amerikanische Bürger in einer Gruppe von Strohwitwern, die wenig teil am Tanzen nahmen. Plötzlich sahen er und Rosita sich an, ein coup de foudre! Von dem Augenblicke an waren sie unzertrennlich. Was er für den Kavalier aus Costarica noch fürchterlicher machte, war die Tatsache, daß der Amerikaner ein feuriger Tänzer war, der Rosita solche seltsamen Dinge wie „bunny-hug“ und „fox-trott“ beibrachte, Tänze, die gerade aus den Vereinigten Staaten importiert waren. Wir hatten sie niemals in Guatemala gesehen, sie waren leicht Ärgernis erregend, aber Rosita fühlte sich bei ihnen wohl wie ein Fisch im Wasser. Spät am Abend kam Rosita mit dem Amerikaner geziemend zu mir, um sich zu verabschieden. Ich erkundigte mich nach dem Herrn aus Costarica, der von der anderen Seite des Saales finster herüberblickte. Rosita sagte mit schlichter Offenheit: „Ich will ihn nicht mehr. Dr. Duncan wird mich nach Hause bringen.“ Von hier ab hörte ich auf, Augenzeuge der Ereignisse zu sein, und muß nach Hörensagen berichten. Als Rosita und der Doktor den Klubeingang verließen, ging der Costarica-Mann auf sie los, ein Gewehr in der Hand; irgend jemand stieß einen Warnungsruf aus, und Mann und Frau rannten die Straße hinunter, von dem Herrn aus Costarica verfolgt. Sie liefen um die Ecke, der Verfolger erreichte sie und schoß. Rosita stürzte durch den Oberschenkel getroffen hin, kam aber auf die Knie und packte den Mann aus Costarica, als er herankam, brachte ihn zu Fall und hielt ihn so lange fest, bis einige Gäste aus dem Ballsaal gerannt kamen und ihn entwaffneten. Der Amerikaner — ich muß es zu meinem Bedauern sagen — verschwand um die nächste Ecke, rannte in sein Hotel, packte schnell seine Sachen und reiste mit dem nächsten Zuge ins Bananenland ab. Die Stadt raste über Rosita, Dichter machten Verse auf sie, und Blumen füllten bis zum Bersten ihr Zimmer. Jeder besuchte sie, und Rosita empfing uns im Bett liegend. Angetan in Spitzen, umgeben von Blumen, ihr gewelltes Haar auf dem Kopfkissen, beklagte sie, ihre großen Augen voll von Tränen, die Berühmtheit, die sie erworben hatte.

Victor Cutter erzählte mir die Fortsetzung der Geschichte. Es scheint, daß der Mann aus Costarica verhaftet, aber bald gegen das Versprechen, das Land zu verlassen, freigelassen wurde. Offenbar hatte das Gericht die Eifersuchtsqualen, die er erduldete, als mildernden Umstand angesehen und die Sache nicht weiter zu verfolgen gewünscht. Er nahm den Zug nach Puerto Barrios, und die Nachricht seines Kommens eilte ihm ins Bananenland voraus. Der Amerikaner stieß gräßliche Drohungen aus, was er mit dem Mann aus Costarica machen würde, wenn er ihn im Zuge faßte, so daß Cutter da war, als der Zug einlief. Der Amerikaner stürzte in den Zug, bevor er anhielt und lief durch die

Wagen auf der Jagd nach seinem Opfer. Er entdeckte es, als es sich über das Geländer der letzten Plattform lehnte und die Landschaft betrachtete. Dabei sah das Ende seiner Pistole aus der hinteren Hosentasche heraus. Der Amerikaner wandte sich zu Cutter, der atemlos die Entwicklung verfolgte und sagte mit resignierter Stimme: „Gott, ich glaube, es lohnt nicht", sprach's und verließ den Zug.

*

Ich bin kein Katholik, aber ich begann über die Kirche nachzudenken. Ich dachte an ihre Lebenskraft und an ihre Fähigkeit, fortzuleben. Schon als historisches Dokument steht sie in der westlichen Zivilisation einzig da; ich wollte soeben das römische Recht mit der Kirche als einem anderen Beispiel des Fortlebens vergleichen, aber das wäre ungerecht. Das römische Recht ist verzerrt und verändert worden; die katholische Kirche blieb, was sie war. Sie hat das Streben nach klassischer Bildung des Mittelalters hindurch lebendig erhalten. Sie setzte die Tradition Roms fort und zog aus dem Ansehen des früheren Kaiserreiches Nutzen. Nachgiebig, doch unveränderlich, diplomatisch, doch stark, hat sie den Zusammenbruch von Königtümern, Kaiserreichen und Demokratien überlebt. Sie bleibt, was sie in Jahrhunderten war; weist, wenn nötig, die Herrscher der Welt zurück, die einzige Macht im Westen, auf deren Stimme man mit Verehrung über nationale Grenzen hinaus hört. Sie ist eine Macht, mit der die Herrscher rechnen müssen, ob sie wollen oder nicht, ob sie an die katholische Religion glauben oder nicht.

Gedanken über die Schönheit der katholischen Kirche kamen mir. Ich mußte an die Fenster der Kathedrale von Chartres denken, an die Kathedralen von Reims, Mailand und andere. Die Schönheit wurde durch die Kirche ermutigt; während ihrer ganzen Geschichte arbeiteten die besten Architekten, Maler, Glaser, Silberschmiede, Handwerker alle für die Kirche. Selbst in den abgelegensten Dörfern tun die Menschen ihr Allerbestes, um ihre Kirche schön zu gestalten. Protestantische Kirchen und Kathedralen in Mitteleuropa wirken, als wenn sich eine tote Hand über sie gelegt hätte. So viele von ihnen haben unter der Auffassung von Männern gelitten, die fest daran glaubten, daß Schönheit und Verehrung unvereinbar seien. Nur in England, in einigen der großen Kathedralen der anglikanischen Hochkirche, hat sich Schönheit gehalten; aber sie wurde nur bewahrt, nicht geschaffen. Die meisten dieser Dome wurden von Männern katholischen Glaubens errichtet.

Ich dachte an die Volksnähe der Kirche, an ihre außerordentliche Geschicklichkeit, alles für alle zu sein. Sie wirkt auf den Bauern wie auf den Mann von Bildung; die Wirkung wird durch verschiedene Mittel erzielt, allein im Kern ist es dasselbe. Das Gotteshaus selbst ist zum Gebrauch da. Der Indianer hat sein Essen bei sich und verzehrt es im kühlen Kirchenportal, er bringt seine Kinder und sein Vieh mit, damit sie den Segen empfangen, er heiratet in ihr und wird von ihr aus begraben, und wenn er vorübergeht, so macht er halt, um sein Gebet zu sprechen. Dem Intellektuellen bietet sie Ruhe vor Zweifel und Kampf, die Sicherheit und Autorität endgültiger Entscheidung, die dem Ringen der Seele ein Ziel setzt. Sie ist allen

alles, und der Priester in seinem Beichtstuhl befaßt sich mit jeder Art menschlichen Irrtums, und es gibt keinen Sohn, keine Tochter der Kirche, deren Last er nicht zu teilen und sie so zu erleichtern vermag. Sie nimmt unendliches Interesse am täglichen Tun und Treiben der Menschen und versteht sie daher. Weil der Katholizismus einfach zum einfachen Menschen sein kann, ist er für Millionen eine unschätzbare Gabe. Glücklich sind wahrlich die, die im Glauben geboren sind.

*

Ich habe schon Baron von Merck, den Adjutanten vom Präsidenten Estrada Cabrera, erwähnt. Weshalb er nach Guatemala ging, ist mir nicht bekanntgeworden. Bei meiner Ankunft war er schon eine Reihe von Jahren dort und immer im Dienst des Präsidenten. Er war ein handfester, rotbäckiger Mensch, mit gewaltigen, fast Schrecken einflößenden Lachstürmen und plötzlichen, dämonischen Wutanfällen. Um seine Launen zu befriedigen und aus Freigebigkeit, lief Geld wie Wasser durch seine Finger; er war wie ein großer, zu sehr gewachsener Junge, aber gefährlicher. Estrada Cabrera, der ihn gründlich kannte, zahlte ihm kein Gehalt. Er gab ihm ein Haus, dem meinigen benachbart, und von Zeit zu Zeit Geldsummen, die gewöhnlich etwa drei Tage reichten. Von Merck gab gerne Gesellschaften und drang in mich, an ihnen teilzunehmen. Mein Geschmack war in jenen Zeiten nicht wählerisch, doch manchmal wünschte ich, daß ich abgesagt hätte, und so kam ich auf einen Kunstgriff, der sich als praktisch erwies. Wenn ich zu einer seiner Gesellschaften eingeladen war, wartete ich bei mir, bis ich die Marimba hörte und wußte, daß die Gesellschaft begonnen hatte. Ich stieg dann auf einer Leiter bis zum Rande der Mauer, die unsere beiden Patios trennte, sah mir seine Gäste an und konnte mir danach über meine Beteiligung schlüssig werden.

Einst schlug er an meine Tür und bat mich, zu ihm zu kommen. Bellingham war da, und sie erörterten eine ernste Angelegenheit, in der von Merck meinen Rat wünschte. Ich nahm an der Beratung teil und lernte das Problem kennen. Es schien, daß Bellingham Mobiliar hatte, das er für irgend jemand verkaufen sollte und das von Merck sehr gern erwerben wollte. Das Problem war in seiner Einfachheit kristallklar: von Merck hatte wie gewöhnlich kein Geld, wie war es vom Präsidenten zu bekommen? Verschiedene Lösungen wurden vorgeschlagen, erörtert und fallen gelassen. Zuletzt rief von Merck aus: „Ich habe es, Bellingham, Sie schreiben mir einen Brief, in welchem Sie erklären, daß Sie mir die Einrichtung verkauft haben, und mich beschimpfen, daß ich die Rechnung nicht bezahle. Wenn der Brief hinreichend verletzend ist, kann ich ihn dem Präsidenten zeigen und ihm sagen, daß er im Interesse der Würde seiner Hofhaltung und um einen unangenehmen Zwischenfall mit einem Ausländer zu vermeiden, mir das Geld geben müsse." Er und Bellingham, beide meisterhafte Kenner des Spanischen, setzten sich an den Schreibtisch und verfaßten einen Brief mit so schön ausgedachten Beleidigungen, daß von Merck begeistert war. Er zeigte ihn dem Präsidenten, bekam sein Geld und die Einrichtung wechselte den Besitzer.

*

Zu jener Zeit war ich nicht fanatisch. Im Vergleich zu meinen Freunden war ich nicht rechtgläubig, obwohl ich es äußerlich wurde, als wir in den Krieg eintraten. Aber innerlich hörte ich nicht auf, Fragen zu stellen, und ebensowenig vermochte ich es jemals, Behauptungen einer Seite als endgültige Wahrheit hinzunehmen. Das Empörendste für mich war beim Kriege nicht das Leiden und Elend, nicht das Opfer an Gut und Blut, es war die Propaganda, die der Krieg mit sich brachte, die Entwürdigung der Wahrheit zu politischen Zwecken, die Erniedrigung der Wahrheit von einem Abstrakten, Unbedingten zu einer Ware, die an das Volk in verdünnten Rationen abgegeben wurde und darauf berechnet war, es zum Befolgen einer Politik fügsam zu machen. Wir beklagen den Mangel an Ehrenhaftigkeit bei den heutigen Regierungen und Geschäften, aber was für ein Beispiel für Unehrlichkeit haben wir alle vor zwanzig Jahren durch unsere Propaganda gegeben! Wir haben die Saat gesät und ernten nun die Früchte.

Ich möchte fast sagen, daß eine der Strafen meines Berufes die Unfähigkeit ist, von ganzem Herzen die Begeisterung und den Haß des eigenen Volkes zu teilen. Ich nenne es Strafe, weil es oft eine etwas einsame Stellung ist, wenn man, wie es der Fall war, neben der großen nationalen Begeisterung steht und sogar durch Zweifel an der Richtigkeit ihrer Ursachen bedrängt wird. Wir haben in zu vielen Ländern gelebt, um uns den Luxus internationalen Liebens und Hassens zu gestatten, wir haben die Ursachen zu vieler nationaler Bewegungen studiert, um sie einseitig und besonders von draußen her zu verurteilen. Wir wissen, daß jede Nation zu einem Teil aus untadeligen Menschen und zu einem überwältigenden Prozentsatz aus solchen besteht, die im allgemeinen rechtschaffen, jedoch der Versuchung zugänglich sind, und auch eine Anzahl Schufte in sich birgt. Wir sehen uns außerstande zu erklären: „Diese Nation ist ehrenhaft" oder „Jene Nation ist eine Bande von Halunken". Wir können keine Etiketten auf Völker und Staaten kleben und dann unter der Voraussetzung dieser Etiketten Schlüsse ziehen. Im internationalen Leben sind wir ungefähr dasselbe wie der Anwalt im gewöhnlichen Leben. Der Anwalt muß beide Seiten eines Falles prüfen, den er zu behandeln hat. Er kennt die Gefahren, die in Vorurteilen liegen und weiß, daß die ganze Wahrheit selten auf einer Seite ist. Und das wissen wir auch.

*

Mäßigung als Philosophie hat ihren Reiz, ihre Vorzüge lassen sich nicht lehren, sie müssen erlebt werden, damit man sie schätzen kann. Es ist vielleicht mehr die Philosophie der Reife als der Jugend, obwohl kluge Jugend sie kennen und befolgen dürfte. Mäßigung im Essen und Trinken, in Liebe und Haß, Mäßigung in Begeisterung und Verzweiflung, das alles führt zur Befriedigung ohne Übersättigung... Mäßigung nimmt vielleicht sogar dem Schlechten den größten Teil von dem, was in ihm böse ist. Ich will damit nicht sagen, daß man ein gemäßigter Dieb oder Mörder werden kann, aber man kann vielleicht ohne Furcht vor ernsten Folgen, das Weib seines Nächsten begehren – in Mäßigung.

GERTRUD KLEINAU

Die kulturelle Position Frankreichs

„La flamme française ne meurt jamais.“ In diesem Wort des Grafen d'Ormesson zeigt sich der unerschütterliche Glaube des Franzosen an die nicht zu zerstörende Lebenszähigkeit seines Volkes, an die Fähigkeit, aus der unerschöpflichen Kraftquelle der französischen Erde heraus zu erneuern, was morsch geworden ist, denn das eigentliche Franzosentum findet sich in der Provinz, wo sich das Leben gleichmäßig, ruhig, in festen Bahnen und familienhaften Bindungen abspielt, nicht in dem glänzenden, geräuschvollen Paris. Aus der Liebe zu seinem Lande und dem Stolz auf dessen alte Tradition ergibt sich das Festhalten des Franzosen an überkommenen Formen und Gewohnheiten, die die Grundlage des Lebens bilden, und die Überzeugung, daß die französische Kultur die Kultur schlechthin ist, denn in ihr hat der Genius Frankreichs in seiner einzigartigen Kraft zur Synthese das antike Erbe in Verbindung gebracht mit dem Geistesgut des Landes, das von seinen Bewohnern als der Garten Gottes unter den Ländern Europas betrachtet wird. Bei einer solchen Haltung darf es uns nicht erstaunen, wenn wir auf einen geistigen Totalitätsanspruch stoßen, auf das Bestreben, kulturelle Mission zu treiben. Da diese in den Händen leidenschaftlicher Patrioten gleichzeitig zur politischen Pionierarbeit wird, wirft die Regierung bereitwilligst enorme Summen für die Beeinflussung des Auslandes aus.

Um in die Kultur eines Landes und Volkes zu dringen, bedarf es der Beherrschung seiner Sprache. Die Verbreitung der Sprache eines Volkes ist daher ein ziemlich zuverlässiger Gradmesser für den Einfluß seiner Kultur in der Welt, für den Umfang ihres Aktionsradius. Was Wunder also, wenn Frankreich die Verbreitung des Französischen, d. h. den Rückgang oder den Fortschritt in dessen Gebrauch im Ausland, auf das schärfste beobachtet. Es besitzt einen Riesenpropagandaapparat und versteht es meisterhaft, geistige und materielle Mittel für seine politisch-kulturellen Ziele zu benutzen und durch tausend Kanäle in die Welt strömen zu lassen. Als Ausgangspunkt zur geistigen Beeinflussung des Auslandes ist vor allen Dingen die „Cité universitaire“ in Paris selbst zu nennen. Für den Aufbau dieser Gartenstadt vor den Toren der französischen Metropole hat seinerzeit der Großindustrielle Deutsch-de la Meurthe zehn Millionen Franken gestiftet. Das Projekt wurde sofort von der französischen Regierung aufgegriffen. Staatliche Zuschüsse aus den anderen Ländern kommen hinzu, so daß man für fünftausend Studenten der verschiedensten Nationen kostenlose Wohnungen und alle möglichen sonstigen Erleichterungen geschaffen hat. All diese jungen Menschen, die später zum größten Teil in ihre Heimatländer zurückkehren, sind Träger der französischen Kultur. Das Propagandazentralorgan Frankreichs ist das „office central d'expansion nationale“, das dem Ministerpräsidenten unterstellt ist. Den Ministerien sind ebenfalls Propagandabehörden angegliedert. Das Auswärtige Amt hat eine Kulturabteilung (service des oeuvres françaises à

l'étranger) mit vier Unterabteilungen: Hochschule, Kunst und Literatur, Fremdenverkehr und Sport, Verschiedenes. Die Tätigkeit dieser Behörde erstreckt sich auf Unterstützung fast aller privaten Propagandaorganisationen mit Geldmitteln, die vom Staat anerkannt sind, sie versendet unentgeltlich französische Zeitungen und Zeitschriften an ausländische Universitäten und französisch-ausländische Gesellschaften, gibt Beihilfen für Theateraufführungen, versendet Bilder und Filme, fördert Ausstellungen französischer Kunst im Ausland. Der „service d'expansion universitaire et scientifique" bildet eine Abteilung des Unterrichtsministeriums; sein Aufgabengebiet ist der Lehrer- und Schüleraustausch, die Zulassung fremder Studierender an französischen Hochschulen, die Anerkennung ausländischer Zeugnisse, die sehr großzügig gehandhabt wird. Ferner ist wichtig, das „office nationale des universités et écoles françaises", Zentralstelle für alle Universitäten und sonstigen Institute, die ausländische Studenten nach Frankreich ziehen wollen. Neben diesen staatlichen Einrichtungen arbeitet eine Reihe privater Organisationen, unter denen die bedeutendste die 1883 gegründete „Alliance française" ist. Ihr angegliedert sind die „comités (catholique, protestant, israélite) des amitiés françaises à l'étranger". Seit 1919 entstanden in den „amitiés" Vereine, die, mit erheblichen Mitteln ausgerüstet und über die ganze Welt verbreitet, französische Kulturpropaganda treiben. Dazu kommt die „mission laïque", die hauptsächlich auf dem Balkan und in den östlichen Mittelmeerländern Schulen und Lyzeen unterhält. In enger Verbindung mit ihr steht die „societé des amis de l'orient". Die katholischen Ordensgesellschaften entfalten ebenfalls eine rege Tätigkeit für Verbreitung französischer Kultur und Sprache bei der Erziehung von Knaben und Mädchen. Es gesellen sich noch die über alle Teile der Welt verbreiteten „associations franco-étrangères" dazu. Eine Reihe französischer Universitäten hat Tochterinstitute in den verschiedensten Städten des Auslandes. Ferner gibt es die Schule „Giffard" und das „Institut Pasteur" in Athen, die Rechts-, Medizin- und Ingenieurschulen in Beirut, das französische Atheneum in Tokio, das französisch-chinesische Technikum in Schanghai, sowie Institute akademischen Grades in USA., in Buenos Aires, Agram und Prag, ein Heer französischer Mittelschulen, von denen die wichtigsten Madrid, London, Warschau, Prag, Kairo, Alexandrien, Saloniki, Rio de Janeiro, Montevideo, São Paulo sind, außerdem unzählige Vereine und Einrichtungen niedrigeren Grades in allen Ländern der Welt. Frankreich setzt jährlich über hundert Millionen Franken für die Beeinflussung des Auslandes aus, wovon etwa fünfzig für die von ihm abhängige Presse verwendet werden. Auf fünf Arbeitsgebiete richtet die französische Kulturpolitik besonders ihr Augenmerk:

1. Die Errichtung bzw. den Ausbau der Institute, die unvergleichliche Stützpunkte im Ausland bilden. Es gibt sie in den meisten Hauptstädten, besonders Europas. Zweigstellen in den großen Provinzstädten sind vorgesehen.
2. Unterstützung und Ausrüstung von Lyzeen und Gymnasien mit französischem Sprachunterricht in Latein-Amerika, Mitteleuropa und im nahen Orient. Vortragsreihen französischer Professoren.
3. Studienfreiplätze.
4. Werbung auf künstlerischen Gebieten.
5. Verbreitung des französischen Buches.

Die Feststellungen über die Verbreitung des Französischen in den verschiedenen Ländern ergeben ein sehr charakteristisches Bild. In England war nach der Eroberung durch die Normannen (1066) lange Zeit hindurch das Französische die Herrensprache. Erst drei Jahrhunderte später bediente sich Chaucer der neuen, aus der Vermischung des Normannisch-Französischen mit dem Angelsächsischen hervorgegangenen Mundart bei seinen dichterischen Schöpfungen. Seit fast neun Jahrhunderten ist jenseits des Kanals das Französische die Sprache der vornehmen Welt geblieben. Die Kriege, die zwischen den beiden Nationen geführt wurden, haben seiner Herrschaft keinen Abbruch getan. Vielmehr wurde durch die nahe Berührung der beiden kriegführenden Länder das Französische in Volksschichten getragen, die sich sonst schwerlich damit befaßt hätten. In Friedenszeiten gelangten die handeltreibenden englischen Kaufleute, die Söhne der Aristokratie, die, um ihre Ausbildung zu vervollständigen, Europa bereisen wollten, zuerst in Frankreich auf kontinentalen Boden. Klassizismus und Philosophie belebten bei den reichen Schichten Englands ebenfalls das Interesse für französische Kultur, und zahlreiche religiöse und politische Flüchtlinge aus Frankreich erwarben in dem Inselreich ihren Lebensunterhalt durch Erteilung französischen Unterrichts. Noch heute sind Wendungen aus dem Normannisch-Französischen im parlamentarischen und juristischen Leben Englands in Gebrauch. Die Heirat der Königin Victoria mit einem deutschen Prinzen erschüttert die Vorzugsstellung des Französischen. Das Deutsche strömt stärker ein und gewinnt auch durch die hohe Blüte der deutschen Wissenschaft und Literatur an Einfluß. Die politische Stärke des neuen Reiches macht sich ebenfalls geltend, und durch die Verlagerung des Schwergewichts von den eigentlichen Geisteswissenschaften zu Technik und Naturwissenschaft geschieht ein übriges, so daß Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts die Bedeutung des Französischen in England ziemlich stark absinkt. Die weitere Entwicklung des politischen Verhältnisses zwischen England und Frankreich (Entente cordiale 1904, Weltkrieg) bringen eine Neubelebung; wir sehen ihren Niederschlag im Schulwesen. Ein offizieller englischer Bericht stellt die absolute Vorherrschaft des Französischen fest; Deutsch und Spanisch sind stark im Hintertreffen. In den Britischen Dominien haben ebenfalls seit den letzten zwanzig Jahren Kenntnis und Interesse für französische Kultur und Sprache zugenommen. Man kann hier, wie auch in England und den Vereinigten Staaten die Feststellung machen, daß überall da, wo die humanistischen Fächer verschwinden, französische Sprache und Literatur an ihre Stelle rücken; mit einer einzigen Ausnahme: Irland. Irlands Handel und Wandel geht überwiegend nach England. Die Verpflichtung für die Schüler, Gälisch zu lernen, hat ihnen Zeit und Interesse genommen, sich mit französischer Kultur zu befassen. Nur etwa 19% der Knaben wählen Französisch als Prüfungsfach, während in den Mädchenschulen der Prozentsatz der Französisch studierenden Schülerinnen ungefähr 80% beträgt. In den von religiösen Orden geleiteten Anstalten hält sich das Französische besser. In Kanada handelt es sich um die Erhaltung eines sprachlichen und kulturellen Erbes der französischen Kanadier. Die große Gefahr liegt hier in dem Druck, der von den englischen Elementen und der amerikanischen

Zivilisation ausgeht. Aber das französische Element kämpft einen tapferen und zähen Kampf. In der Provinz Quebeck sprechen etwa 2400000 Menschen Französisch als Muttersprache, ebenso hunderttausende in den englischen Provinzen Ontario, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, auch zahlreiche Familien in den entfernteren Gegenden. Es gibt drei große französische Universitäten in Kanada, achtundzwanzig humanistische Schulen, zahlreiche andere höhere Schulen und eine stets wachsende Zahl von Volksschulen.

Australien und Neuseeland besitzen natürlich eine durchaus englische Kultur, trotzdem wird in allen höheren Schulen Australiens, staatlichen wie privaten, Französisch gelehrt. Viele Australier und Neuseeländer können Französisch lesen, allerdings nicht sprechen. Die „Alliance française" arbeitet auch hier, um die Kenntnis von französischer Kultur und Sprache zu verbreiten.

In den romanischen Ländern bildet die völkische und sprachliche Verwandtschaft ein Moment der Annäherung an sich. Obgleich das spanische Volk mit seinem leidenschaftlichen Erfassen einer Sache und seiner geringen Ausdauer Schwierigkeiten gegenüber, wenig geeignet erscheint für ein mühseliges und systematisches Sprachstudium, hat die französische Kulturpropaganda doch ganz ansehnliche Erfolge erzielt. Wie die geistige Weiterentwicklung Spaniens sich vollzieht, wenn das Land einmal wieder zu Ruhe und Frieden gekommen sein wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls haben bisher alle Schüler der Gymnasien Unterricht im Französischen erhalten, das ein Prüfungsfach im Abschlußexamen bildet. Allerdings ist die Vorbildung der Lehrkräfte sehr unzulänglich. In den intellektuellen Kreisen Spaniens machte sich eine Bewegung bemerkbar, das Land aus seiner geistigen Isolierung herauszubringen, und von dieser Bewegung wurde auch die einfachere Bevölkerung ziemlich stark miterfaßt. Die Universitäten Madrid und Barcelona führten französische Kurse ein, die für die künftigen Lehrer dieser Sprache obligatorisch wurden. Auch die internationale Universität in Santander bildet einen guten Ausgangspunkt französischen Gedankengutes in Spanien, während die „institutos escuelas" bereits den französischen Unterricht durch Franzosen erteilen ließen. In Santander, Jaca, Soria, La Granja fanden Ferienkurse statt, bei denen Franzosen französischen Unterricht gaben, obgleich die meisten spanischen Städte von einiger Bedeutung bereits eine französische Schule oder ein collège besitzen. Fast immer ging die Initiative zur Gründung solcher Anstalten auf lokale Organisationen oder die „Alliance française" zurück. Eine Reihe von konfessionellen Schulen erhält Unterstützung von seiten der französischen Regierung. Die bedeutendsten aller französischen Anstalten sind die von Madrid und Barcelona.

Italien ist eins der europäischen Länder, in denen das Französische die stärkste Verbreitung fand. In den großen Städten wie Rom, Mailand, Neapel usw. gibt es kaum einen Gebildeten, dem die französische Sprache nicht wenigstens leidlich geläufig wäre. Das italienische Geistesleben steht sehr stark unter dem Einfluß der französischen Kultur, wenn man von Kalabrien, Sardinien, Sizilien absieht und daran denkt, daß die Teile, die nahe an germanisches Sprachgebiet grenzen, wie Venezien, Istrien und Trient, sich mehr dem Deutschen zu-

wenden. Die starke Verbreitung des Französischen in der gebildeten Welt Italiens geht auf das achtzehnte Jahrhundert zurück, als diese Sprache Diplomatie und Höfe Europas beherrschte, während in Rom und im Kirchenstaat das Lateinische im schriftlichen wie auch im mündlichen Verkehr für Jahrhunderte dominierend blieb. Die geistige Entwicklung Italiens im neunzehnten Jahrhundert hat sich sozusagen in den Spuren Frankreichs und seines Gedankengutes vollzogen. Noch heute ist in Italien das Französische die am meisten verbreitete Fremdsprache, jedoch ist ihre Vorzugsstellung bedroht. Die Einigung Italiens, durch die der Gebrauch der Mundarten zugunsten der Hochsprache, die aus dem Toskanischen entstand, zurückging, und die heutigen Bestrebungen des Faschismus haben das Italienische zu einer vollwertigen Weltsprache gemacht, die es nicht mehr nötig hat, ihre eigene Unzulänglichkeit durch den Reichtum eines fremden Idioms auszugleichen. Wie stark politische Entwicklungen die kulturellen Beziehungen der Völker beeinflussen, läßt sich auch gerade an dem Rückgang im Gebrauch des Französischen in Italien feststellen. Die politische Spannung zwischen Rom und Paris hat sehr sichtbarlich auf den französischen Unterricht in den öffentlichen Schulen Italiens gewirkt. Bis zum Beginn des faschistischen Regimes war das Französische fast die einzige Fremdsprache, die gelehrt wurde. Es gab an höheren Schulen verschiedenster Art achthundertneunundreißig Lehrstühle für das Französische, jedoch nur einunddreißig für das Deutsche und vierundvierzig für das Englische. Seit der Reform des ehemaligen Unterrichtsministers Gentile aus den Jahren 1923/24 hat sich das Bild völlig verschoben. Die Zahl der Lehrstühle für fremde Sprachen im allgemeinen wurde wesentlich erhöht; durch deren Verteilung jedoch verlor das Französische seine Vorrangstellung. Eine weitere Einbuße erfolgte zwei Jahre später durch eine neue Teilreform. Häufig ist der französische Unterricht nur noch fakultativ oder rückt in die zweite Stelle gegenüber dem deutschen oder dem englischen. Von den Universitäten haben nur noch vier (Turin, Florenz, Genua, Rom) einen Lehrstuhl für französische Sprache und Literatur, der von einem Italiener besetzt ist. Im Laufe der letzten Jahre haben sich amerikanische und deutsche Einflüsse sehr stark geltend gemacht. Die stärksten Positionen für die französische Kultur stellen die Institute in Florenz und Neapel dar, die mit der Universität Grenoble in Verbindung stehen, eine Zweiganstalt der Florentiner Schule existiert in Rom. Das Institut in Neapel zählt etwa zweihundert Schüler, von denen nur ein Teil aus Studenten der Universität besteht, die keinen Lehrstuhl für Französisch besitzt. Die Bibliotheken dieser Anstalten stehen meistens der Öffentlichkeit zur Verfügung und machen dadurch weitere Kreise mit französischem Gedankengut vertraut. E i n e Merkwürdigkeit macht den Franzosen zu schaffen; das Abschlußexamen der Gymnasien in Frankreich berechtigt zur Immatrikulation an einer italienischen Universität, jedoch kann man nach dem Besuch des französischen Gymnasiums in Rom, das den Namen Chateaubriands trägt, nicht ohne weiteres an eine italienische Universität übergehen. — Die Zahl der Posten für französische Lehrer ist auf weniger als die Hälfte zurückgegangen, und in den 1930 neu gegründeten höheren Berufsschulen ist Französisch lediglich ein fakultatives Fach, dem auch nur eine sehr geringe

Stundenzahl gewidmet ist. Außerdem will man in den Handelsschulen Französisch ebenfalls nur noch fakultativ führen. Von den zweiundzwanzig höheren Landwirtschaftschulen haben nicht mehr als fünf einen Lehrgang für Französisch, und die siebzehn Navigationsschulen ersetzen nach und nach das Französische durch das Englische. Die Seemannsschule von Livorno führt Französisch und Englisch, doch steht Englisch an erster Stelle. Das Französische hat also in Italien stark an Boden verloren; mit dieser Tatsache muß sich Frankreich abfinden.

Ein eklatantes Beispiel für die Art des französischen Kulturwerbens bieten die beiden halbromanischen Länder, die Schweiz und Belgien. In den meisten belgischen Städten existieren Gruppen der „Alliance française", der „Amitiés françaises", der „Associations pour l'extension de la culture et de la langue françaises". Aber hauptsächlich richtet sich die französische Propaganda gegen die flämische Bewegung. Im Jahre 1936 wurde die „Ligue contre la flamandisation de Bruxelles" gegründet, und es ist bezeichnend für die Stärke des französischen Einflusses und infolgedessen für die Heftigkeit des Kampfes zwischen wallonischen und flämischen Elementen, daß erst nach einer Intervention von seiten der großen belgischen Verleger der Verkaufspreis der französischen Zeitungen, die das Land zu überschwemmen drohten, um fünf Centimes heraufgesetzt wurde gegenüber den einheimischen — In der Schweiz scheint die französische Kulturpropaganda in letzter Zeit wieder sehr rührig zu werden. Die französischen Vortragsgesellschaften „Sequana" und „Les amis de la culture française" veranstalten häufig französische Aufführungen an den deutsch-schweizerischen Theatern, während die Vereinigung „France-Suisse" den Studentenaustausch fördert. Außer Paris zeigen auch die französischen Provinzuniversitäten lebhaftes Interesse an einem möglichst engen Kontakt mit der Schweiz. Besonders bemerkenswert ist jedoch, daß man der Schweiz klarzumachen sucht, welchen Wert die französischen Kolonien für sie haben. Zahlen sollen den Beweis dafür liefern. Doch hat die Wirtschaftspropaganda einen ganz besonderen Vorstoß unternommen. Man ist bemüht, den Handelsverkehr, der sich auf dem Rhein abspielt, zum Teil auf die Rhone umzuleiten und will den Industriehafen von Lyon, wo eine Freizone geschaffen werden soll, zu einem Transithafen machen. Die französische Propaganda zielt darauf ab, die Unterstützung der Schweiz zu einem Unternehmen zu erhalten, das in der Hauptsache Frankreich zugute kommt, denn ein französisches Gesetz verbietet ausländischen Schiffen, Waren von einem französischen Hafen zu einem andern zu befördern, so daß für die Schweiz in erster Linie eine Beschränkung entstehen würde gegenüber ihrer jetzigen Bewegungsfreiheit im Verkehr auf dem deutschen Rhein, wo ausländische Schiffe genau wie deutsche behandelt werden.

Auch in Holland findet die französische Propaganda ein gutes Arbeitsfeld. So wurde im Jahre 1929 im Haag das vierzigjährige Jubiläum der Ortsgruppe der „Alliance française" festlich begangen. Der damalige Bürgermeister der Stadt, Dr. Patijn, hat eine enthusiastische Lobrede auf die französische Sprache gehalten, was dem gemäßigten Holländer niemand zugetraut hätte.

Die Christianisierungsarbeit französischer Zisterzienser im 12. Jahrhundert,

die ritterlich-höfische Kultur Westeuropas im 13. und 14. Jahrhundert sind nicht ohne Einfluß auf die nordischen Länder geblieben. In neuerer Zeit ist dort die französische Kulturpropaganda sehr rege, und die „Alliance française" arbeitet offenbar mit reichen Mitteln. Angesehene Vertreter von Wissenschaft und Gesellschaft sind ihre Bannerträger. Nicht nur in Dänemark, wo französische Kultur immer schon auf Sympathie stieß, sondern auch in Schweden und Norwegen lassen sich die Erfolge der französischen Propaganda feststellen. In den Schulen gewinnt das Französische auf Kosten des Deutschen immer mehr Boden. Es ist besonders wichtig, daß nordische Lyzeen in Grenoble, Nantes und Rouen zu immer größerer Vertiefung der Beziehungen anregen, und daß mit den Staatenkollegs an der Pariser „Cité Universitaire" eine gewisse Krönung angestrebt wird. Gerade die Pariser Universitätsstadt wird sich auch in Nordeuropa als Propagandamittel ersten Ranges erweisen. Noch behauptet das deutsche wissenschaftliche Buch seine Vorzugsstellung, aber die übrige Literatur hat vor der französischen Einfuhr zurückweichen müssen. Das französische kulturelle Vordringen im Norden ist unverkennbar, wenn es sich auch in Schweden und Norwegen einstweilen auf eine kleine Eliteschicht beschränkt. Den geringsten Erfolg hat Frankreich in Finnland.

Der polnische Mensch fühlte sich stets lebhaft zur romanischen Geisteswelt hingezogen. Der erste Kontakt Polens mit französischer Kultur fand im 16. Jahrhundert statt. Im 17. Jahrhundert beginnt Frankreich sich einen gewissen Platz in der Kunst und Literatur Polens zu erobern unter dem Einfluß von zwei Königinnen, die französischer Geburt waren: Louise-Marie de Gonzague und Marie de la Grange d'Arquien. Aber erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erreichte der französische kulturelle Einfluß seinen Höhepunkt. Die ganze polnische Aristokratie sprach fast ausschließlich Französisch, die französische Mode drang in Polen ein, in der Architektur und in der Gartenbaukunst wurde Frankreich nachgeahmt. Die Kenntnis der französischen Literatur verbreitete sich zunehmend. Im 19. Jahrhundert gaben die politischen Verhältnisse besondere Veranlassung, die französische Sprache zu pflegen. Polnisch durfte nicht gesprochen werden, Russisch und Deutsch wollte man nicht sprechen, so nahm man seine Zuflucht zu der eleganten und beliebten Sprache der großen Welt. Auch heute noch sind französische Sprache und Literatur sehr verbreitet in Polen; die französische Mode spielt noch immer eine große Rolle, und in der Malerei ist der französische Einfluß deutlich spürbar. Zwar haben sich die Dinge insofern verschoben, als die Aristokratie vielfach verarmt ist und im letzten Krieg stark aufgerieben wurde. Jedoch findet man in den Städten Kreise, in denen die französische Presse verbreitet ist. Es existiert auch eine „Société Polono-Française". In Warschau, das ein „Institut français" besitzt, erscheint der „Messager Polonais". Die in den Jahren 1918–1920 aus Rußland, der Ukraine und Litauen zurückgewanderten gebildeten Polen stellen vielfach die Lehrkräfte für den französischen Unterricht an den höheren polnischen Schulen. Auch an den sieben großen Universitäten laufen französische Kurse. In Ergänzung zu all diesen vielfachen

Bestrebungen, französische Kultur in Polen auszubreiten, arbeitet in Frankreich selbst die „Société des Amis de la Pologne".

Im französischen Haushalt findet sich ein Unterstützungsfonds von anderthalb Millionen Franken, der zur Betreuung von polnischen, jugoslawischen, rumänischen und ganz besonders von russischen Studierenden verwendet wird.

In Ungarn zeigte sich der kulturelle Einfluß am stärksten im 18. Jahrhundert, und das Französische wurde neben dem Deutschen die am meisten verbreitete Fremdsprache, besonders bei der Aristokratie des Landes, deren reich ausgestattete Bibliotheken die Werke der französischen Klassiker und Philosophen enthielten. Die Pflege des Französischen muß in etwas auf eine politische Reaktion gegenüber Österreich zurückgeführt werden. Das Französische nimmt in Ungarn im Schulunterricht den Platz nach dem Deutschen ein und wird von den meisten Gebildeten gut gesprochen. Budapest besitzt eine reich ausgestattete französische Buchhandlung, und auch andere Buchhandlungen führen französische Bücher. An der Universität Budapest gibt es ebenfalls französische Kurse, die, einige Jahre vor dem Kriege eingerichtet, nach dem Kriege reorganisiert wurden; sie sind das beste Mittel zur Verbreitung des Französischen in Ungarn. Eine Konkurrenz erwächst dem Französischen aus den Bestrebungen der italienischen Kulturpolitik, denn Italien setzt ansehnliche Summen für die Verbreitung seiner Sprache in Ungarn aus.

In der Nachkriegszeit hat das politische Verhältnis zu Frankreich in der Tschechoslowakei sehr zur Verbreitung des Französischen beigetragen, auf Kosten des Deutschen natürlich und zeitweilig auch des Russischen. Heute ist Französisch obligatorisch in drei oder vier höheren Schultypen und fakultativ in den humanistischen Gymnasien. Ebenso gibt es an französischen Schulen tschechischen Unterricht (Dijon, Nimes für Knaben, St. Germain für Mädchen). In Prag existiert ein vollkommenes französisches Gymnasium, an dem der Unterricht durch Franzosen erteilt wird. Diese Schule, der Mütterschulen und Vorschulen angegliedert sind, zählt etwa 600 Schüler und Schülerinnen. Aber das wichtigste Institut für die französisch-tschechische Annäherung ist das „Institut Ernest Denis", gegründet 1920. In den vier Disziplinen, in denen Professoren, Juristen, Ingenieure lesen, erhalten die Hörer ein gutes Bild von dem kulturellen Leben in Frankreich. Vorträge, Kunstausstellungen usw. vervollständigen die Beeinflussung. Diese Bemühungen, die sich nur an ein ausgewähltes Publikum wenden, werden durch die Unternehmungen der „Alliance française" in Prag selbst und in der Provinz ergänzt. Es bestehen bereits fünfundsiebzig Sektionen, alle untereinander verbunden und stark zusammengehalten durch die „Revue française de Prague", die alle drei Monate erscheint. Die Fortschritte, die die Ausbreitung der französischen Kultur in der Tschechoslowakei macht, sind offensichtlich.

Für die Stärke der geistigen Weltposition eines Volkes in der Zukunft werden nicht nur die gesamtpolitischen Verhältnisse maßgebend sein, sondern vor allen Dingen die Ideologien einer Epoche überhaupt und die Frage, durch welche Völker diese in erster Linie vertreten werden.

Europäische Zusammenarbeit

Die Kunde, die in der Nacht vom 29. auf den 30. September über die Sender der Welt verbreitet wurde, daß die leitenden Staatsmänner der vier europäischen Großmächte nach Tagen kritischer Zuspitzung der Lage ein Abkommen miteinander getroffen haben, das die sudetendeutsche Frage auf friedlichem Wege regelt, hat in der ganzen Welt stürmische Begeisterung ausgelöst.

Uns Deutsche bewegt dabei zunächst ein Gefühl tiefen Dankes und innerster Freude, daß die Leiden der Sudetendeutschen nunmehr ein Ende haben und ihnen die Rückkehr ins Reich endlich gewährt wird. Das, was sie durch ihren Kampf um die Erhaltung ihrer Art für das gesamte deutsche Volk geleistet haben, findet nun seine Krönung und seinen Lohn.

Aber darüber hinaus ist am 29. September 1938 in München etwas erreicht worden, das Aussicht für eine wahrhaft europäische Zusammenarbeit der vier großen Staaten und Völker eröffnet: in München wurde Versailles und die Gesinnung, aus der heraus die Friedensverträge geschlossen wurden, endgültig liquidiert. Auch die Staatsmänner, die bislang den rein politischen und staatlichen Rücksichten den Vorzug geben zu können meinten vor den elementaren Forderungen des Volkstums, haben jetzt durch die Tat anerkannt, daß an die Stelle toter Begriffe die vom Leben erfüllten treten müssen, wenn Europa endlich einen wirklichen Frieden erhalten und der Weg zu einer schöpferischen Zusammenarbeit freigemacht werden soll.

Die Möglichkeiten werden sich nicht so schnell verwirklichen lassen, wie die Rückkehr der Sudetendeutschen ins Reich nach dem Vertrag sich vollziehen soll. Aber die persönliche Berührung zwischen den leitenden Männern Europas wird und muß ihre dauernden Früchte tragen. Es wird in Zukunft nicht mehr möglich sein, daß unnötige Mißverständnisse sich einfressen und die Zusammenarbeit der Völker hindern. Von Mann zu Mann wird immer ein besseres Zusammenarbeiten möglich sein als durch die Kanäle der Berufsdiplomatie und der staatlichen Apparate. Das klare Wollen Adolf Hitlers und Mussolinis verband sich mit dem Wirklichkeitssinn und der Besonnenheit Chamberlains und Daladiers. Die Namen dieser Männer wird die gesamte Welt mit Dankbarkeit nennen neben den Namen derer, die in letzter Stunde alles einsetzten, um den Frieden zu retten.

Wesentlich für das Münchener Abkommen ist, daß die einzige Macht, die an dem Frieden Europas kein Interesse hat: Sowjetrußland, nicht vertreten war, und nun Europas Zukunft ohne sie gestaltet wird.

Ein vielversprechender Anfang ist gemacht. Die Welt darf aufatmen und für die Zukunft neue Hoffnung schöpfen im Vertrauen auf die Gesinnung und Haltung der Leiter der vier europäischen Großmächte. Rudolf Pechel.

(An Stelle der „Karte des Monats“ nach Redaktionsschluß eingefügt.)

Offener Brief
an den Herausgeber der Monatsschrift „The Living Age“, New York

Sehr geehrter Herr!

In der Augustnummer Ihrer Zeitschrift „The Living Age“ findet sich unter der Überschrift „Will there be war?“ ein Aufsatz, zu dem bemerkt wird, daß er die Übersetzung eines Aufsatzes von mir in der „Deutschen Rundschau“ sei.

In der Juninummer der „Deutschen Rundschau“ ist allerdings von mir ein Aufsatz „Doch wieder Krieg?“ erschienen. Mit dem Aufsatz, den Sie in Ihrer Zeitschrift veröffentlichten, besitzt mein Aufsatz gewiß eine Reihe von auffallenden Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen. Aber seiner inneren Haltung nach ist er etwas durchaus anderes. Ich bitte Sie, sich der gleichen großen Mühe zu unterziehen, die ich gehabt habe, als ich meinen Aufsatz genau mit dem Aufsatz in Ihrer Zeitschrift vergleichen mußte. Es hat sich hierbei folgendes herausgestellt:

1. Der Aufsatz ist um fast die Hälfte gekürzt. Ich verstehe, daß Sie den Aufsatz nicht haben ganz abdrucken können. Aber Sie hätten den Leser davon unterrichten müssen. Die für das wirkliche Verständnis meiner Absichten entscheidenden Stellen sind weggelassen.

2. Ein Teil der Sätze ist willkürlich vertauscht und in andere Reihenfolge gebracht. Man könnte aus redaktionellen Gründen vieles davon begreifen, wenn der Sinn des ganzen Aufsatzes erhalten bliebe. Das ist nicht geschehen.

3. Es befinden sich in diesem englischen Aufsatz auch Sätze und Behauptungen, die überhaupt nicht oder nicht einmal in mißverstandener Weise von mir stammen, z. B. ist folgende Stelle „Far too many issues between the nations remain unsettled: the problem of colonies is one example, for some countries have an abundance while others have none“ frei erfunden. Ich habe nirgends von Kolonien gesprochen, also auch nicht erwähnt, daß fehlende Kolonien eine Kriegsursache darstellen können. In meinem Aufsatz ist ferner nirgends von Rasse die Rede, während Sie als Äußerung von mir aufführen: „... the failure of many nations to understand that the racial idea is the dominating concept of our time.“ Die Stelle, welche in meinem Text die Grundlage für diesen Satz abzugeben scheint, ist in Wort und Sinn etwas ganz anderes, und das ist mit weiteren Stellen der Fall. Es ist merkwürdig, daß an anderen Stellen die Übersetzung gut und unanfechtbar ist, selbst wo sie frei nach den Gesetzen des englichen Sprachgeistes vorgeht. Der Aufsatz, den Sie in Ihrer Zeitschrift veröffentlicht haben, ist nicht ein Aufsatz von mir, sondern von einem anderen Autor, der allerdings meine Texte und Gedanken so reichlich und vorwiegend verwendet hat, daß man von einer Art von Plagiat sprechen würde, wenn er seinen und nicht meinen Namen als Autor genannt hätte.

Es würde eine ganze Nummer von „The Living Age“ und der „Deutschen

Rundschau" füllen, wenn ich diese sogenannte Übersetzung meines Aufsatzes wirklich in all ihren Verschiebungen und Abwandlungen darstellen wollte. Ich bin sehr bestürzt darüber, daß in einer so ehrenhaften Zeitschrift wie „The Living Age" dieser Aufsatz unter meinem Namen erschienen ist. Es ist fast unvorstellbar, daß Sie meinen Aufsatz im Original gelesen haben. Wahrscheinlich haben Sie keinen Anlaß gehabt, zu bezweifeln, daß das Ihnen übergebene Manuskript eine treue Übersetzung ist. Ich stelle mir vor, daß Sie einem bedauerlichen Irrtum zum Opfer gefallen sind. Der von Ihnen gebrachte Aufsatz ist so übersetzt und umstilisiert, daß aus meiner philosophischen und objektiven Absicht, aus der kein Mensch die geringste Propaganda feststellen kann, eine Darstellung geworden ist, die Propagandaabsichten zu dienen scheint. Sie schreiben selbst zur Einführung Ihrer Leser in diesen Aufsatz: „Although Hitler and his cohorts proclaim their peaceful intentions time and again, it is a well-known fact that the ideological concept of Fascism tends towards war. In our group, ‚On the Eve of Armageddon', Eugen Diesel, son of the renowned engineer and inventor, uses the pre-World War catch-phrase of ‚War for Peace'. It is no exaggeration to say that propaganda articles such as this are largely responsible for the recurrent war hysteria in Germany."

Mein Aufsatz vermag die Kriegshysterie nicht zu steigern. Von dem Aufsatz, der in „The Living Age" erschienen ist, behaupten Sie selbst, daß er die Kriegshysterie steigert. Viele Aufsätze von mir in der „Deutschen Rundschau" beweisen, daß sie das Gegenteil beabsichtigen, als die Kriegshysterie zu steigern. Warum veröffentlichen Sie nicht meinen Aufsatz „Die Welt ohne Vertrauen"? Ist es Kriegshysterie, wenn ich meinen Aufsatz „Doch wieder Krieg?" mit einer Stelle abschließe, die Sie weggelassen haben: „Es wäre Torheit und unfruchtbarer Leichtsinn, die Vorstellung vom Kriege einer baldigen Zukunft beiseiteschieben zu wollen. Man muß ihm ins Auge sehen, denn kein lebender Mensch, keine Gruppe von Politikern, kein Volk hat es allein in der Hand, ihn zu verhindern. Aber es ist weder Torheit noch sträflicher Leichtsinn, zu behaupten, daß inmitten dieser Gefahr die Idee des europäischen Friedens mehr als jemals in den Herzen der Völker lebt."

Sie werden bei der Nachprüfung feststellen, daß meine Behauptungen über die nicht zu verantwortende Abänderung völlig korrekt sind, und daß Sie somit einem Irrtum zum Opfer gefallen sein müssen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie diesen Irrtum in Ihrer Zeitschrift richtigstellen wollten. Die Richtigstellung ist für mich sehr wichtig, weil ich in den angelsächsischen Ländern sehr viele Freunde habe, die über diese inkorrekte Übersetzung sehr erstaunt sein müssen.

Seien Sie, sehr geehrter Herr, versichert, daß eine Notiz in Ihrer Zeitschrift, die den wahren Sachverhalt aufdeckt, das Vertrauen zwischen uns verstärken müßte. Ich meine, daß Ehrlichkeit und Vertrauen die Basis sind, auf der Publizisten wie wir stehen und zusammenarbeiten müßten.

Ihr aufrichtig ergebener
Eugen Diesel.

ROBERT PLATOW

Der „Lausekanal"

Welche Fülle der Fragen und Gedanken wirft das Wort Mittellandkanal für alle, die sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten mit der deutschen Wirtschafts- und Verkehrspolitik beschäftigt haben, auf! Wenn am 16. Oktober in Magdeburg das Schiffshebewerk in Rothensee in feierlichem Staatsakt die Tore zwischen dem Mittellandkanal und der Elbe öffnet, wenn mit diesem Akt das Wort von der Einheit der deutschen Wasserstraßen Wirklichkeit wird, wird in vielen der Festteilnehmer noch einmal die Erinnerung an die Jahrzehnte des Kampfes um diesen größten deutschen Kanal lebendig werden. Kein anderes Kanalprojekt ist je so schwer umkämpft gewesen wie das des Mittellandkanals. Leidenschaftlicher Zwist beherrschte die Jahre, bevor es um die Jahrhundertwende zur Entscheidung für den Kanalbau kam, heftige Kämpfe begleiteten auch die Jahrzehnte, in denen die Wasserstraße Stück um Stück verwirklicht wurde. Und oft genug mochte man gar annehmen, daß der Kanal ein Torso bleiben würde. Ostpreußens Landwirtschaft befürchtete, daß billiges Auslandsgetreide über den Kanal ins Reich dringen würde, Schlesiens Kohlenbergbau war besorgt, seinen großen Absatz in der Reichshauptstadt wegen der billigeren Transportmöglichkeiten der Ruhrkohle zu verlieren. Mitteldeutschlands Braunkohlenbergbau sah gleichfalls Gefahren einer Beeinträchtigung seiner Wettbewerbsstellung durch die Ruhrkohle. Die deutschen Seehäfen wiederum glaubten, daß ihr Küstenverkehr durch die Abwanderung von Transporten auf dem Mittellandkanal Schaden erleiden würde. Ein Kapitel für sich war der Kampf um die Abgabenpolitik auf dem Mittellandkanal. Je mehr man sich klar darüber wurde, daß der Bau des Kanals unumstößliche Tatsache geworden war, um so stärker verlagerte sich der Mittellandkanalkampf auf den Kampf um die Abgaben. Die Verfechter des Kanalgedankens forderten möglichst niedrige, zumindest verkehrsfördernde Tarife. Die Gegner wollten das Dasein der neuen Wasserstraße durch Hochhaltung der Kanalabgaben so wenig spürbar wie nur möglich machen. Lange Debatten in den Parlamenten, schwierige Auseinandersetzungen zwischen den Einzelstaaten und zwischen den Wirtschaftsinteressenten haben die vier Jahrzehnte Mittellandkanalgeschichte begleitet, die nun mit dem Niederlegen der letzten Barre zwischen Mittellandkanal und Elbe ihren Abschluß findet.

Es bedarf keines großen Studiums, um heute zu verstehen, warum das berühmt gewordene Wort Thielens, „Gebaut wird er doch", recht behalten mußte. Die Entwicklung des Verkehrs spiegelt in allen Teilen den Weg Deutschlands zur Einheit des Reiches wider. In dem geschlossenen Netz der Reichsbahn, das die deutsche Volkswirtschaft mit fein verästelten Adern erschließt, hat die Einheit des Verkehrs am frühesten ihren Ausdruck gefunden. Im Bereich der Wasserstraßen hat sich die partikularistische Politik der Einzelstaaten länger zu behaupten



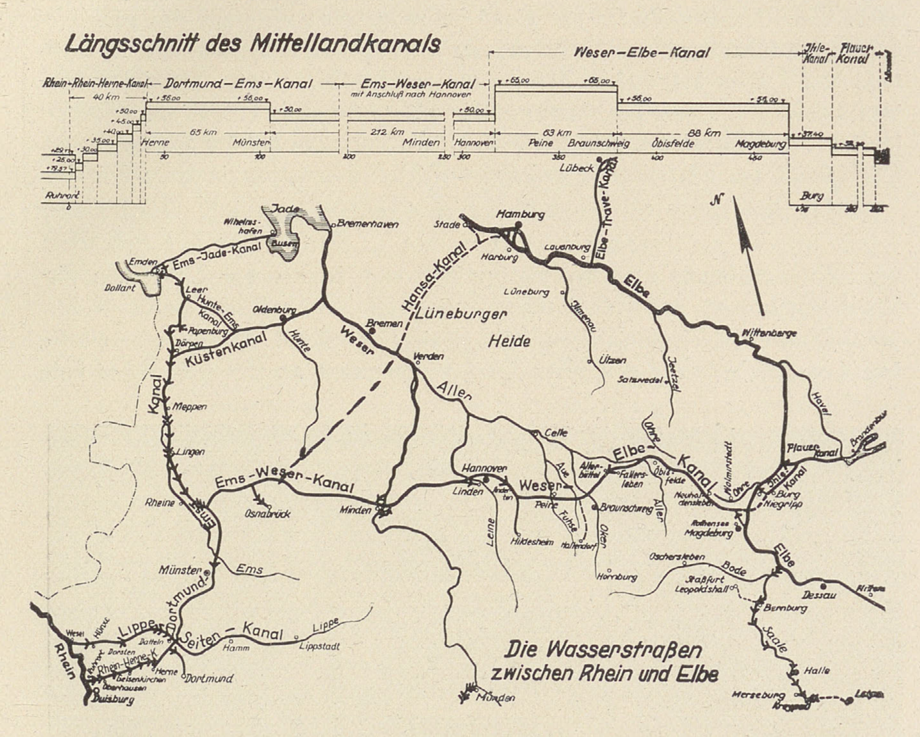


vermocht; um die Führung jeder einzelnen neuen Wasserstraße entbrannten immer wieder schwere Kämpfe. Und doch mußte ein Blick auf die Karte Deutschlands zeigen, daß gerade in unserem Lande die Voraussetzungen für ein Wasserstraßensystem, dessen Stromgebiete aufs engste miteinander verbunden sind, in idealer Weise vorhanden sind. Natürliche Schiffahrtswege von beachtlichem Range kennzeichnen die deutsche Wasserstraßenkarte. Aber sie alle fließen mit Ausnahme der Donau von Süden nach Norden. Was lag näher, als sie durch eine große Querverbindung untereinander zu verkoppeln? Was lag näher, als auch die Donau als Ost-West-Wasserstraße einmal durch einen Kanal organisch in das übrige Wasserstraßensystem einzufügen? Das Idealbild einer Allverbundenheit der deutschen Schiffahrtswege hat die moderne Verkehrspolitik seit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts immer wieder beseelt. Heute nun steht dieses Bild als Wirklichkeit vor uns: der Mittellandkanal fertiggestellt, der Rhein-Main-Donau-Kanal in mächtigen Bauschritten in einem halb Dutzend Jahren der Vollendung entgegengeführt.

Am Mittellandkanalgedanken entzündeten sich einst nicht nur schwere Wettbewerbsstreitigkeiten zwischen einzelnen Wirtschaftsgebieten und einzelnen Wirtschaftszweigen, sondern auch der Zwist zwischen den einzelnen Verkehrsmitteln. Eisenbahn stand contra Binnenschiffahrt und zu beiden gesellte sich als neuer Kampfpartner der Lastkraftwagen. Das Wort von der Inflation der Verkehrsmittel bildete den Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen. Und für die amtlichen Verfechter des Mittellandkanalgedankens bedurfte es zum Ausgleich der Spannungen zwischen den feindlichen Brüdern bis in die jüngste Zeit hinein der Krücken der hohen Abgaben: hohe Kanalabgaben zur Verhütung revolutionärer Wettbewerbswandlungen in Verkehr und Wirtschaft, vor denen man sich so schwer fürchtete.

Wir glauben, daß die deutsche Verkehrspolitik diese Krücken früher von sich werfen können wird, als es heute vielfach noch vermutet wird. Erst unsere Zeit hat uns richtig gelehrt, daß es gerade im Bereiche des Verkehrs nötig ist, großzügig zu denken: großzügig in der Planung auf lange Sicht, großzügig in dem Format der einzelnen Verkehrsprojekte. In den Jahren nach dem Kriege, in denen das Schlagwort von der Inflation der Verkehrsmittel so viele Anhänger fand, tauchte auch die Frage auf, ob wir denn nicht vor einer Zeit der strukturellen Verkehrsschrumpfung stehen. Immer rationeller werden die Standorte der Industrien ausgewählt, so sagte man, immer stärker macht die Technik Verkehrswege überflüssig. An die Stelle der Kohlentransporte für einzelne städtische Kraftwerke beispielsweise ist mehr und mehr die Stromversorgung von Großkraftwerken getreten. Die Ferngasversorgung erspart den Transport umfangreicher Kohlenmengen. Gewiß sind dies Beispiele dafür, daß die Standortspolitik auch verkehrsmäßig jeweils den rationellsten Weg sucht. Aber so gut es denkbar ist, daß Rationalisierung dieser Art zu einer weiteren strukturellen Verkehrsschrumpfung führt, stärker wirksam sind doch die Tendenzen einer nicht minder strukturellen Verkehrsintensivierung. Immer näher sind die Wirtschaftsgebiete des Reiches aneinandergerückt, immer stärker nutzen wir Land und Boden aus, um landwirtschaftlich oder

industriell die Produktionswucht der Volkswirtschaft zu steigern. Im Vierjahresplan findet dieses die Wirtschaftspolitik der letzten Jahre geradezu kennzeichnende Streben seinen stärksten Ausdruck. Man mag einwenden, daß gerade der Bau solcher Vierjahresplanindustrien zwar neue Transporte bringt, aber diese Transporte wieder zusammenschrumpfen werden, wenn erst die Werke als solche fertig dastehen. Indessen liegt auch hier ein Trugschluß vor: die künstlichen Benzingewinnungsanlagen, die Bunawerke, die Industriestätten zur Erschließung eisenarmer Erze, die Leichtmetallindustrien und anderen Produktionszweige werden als



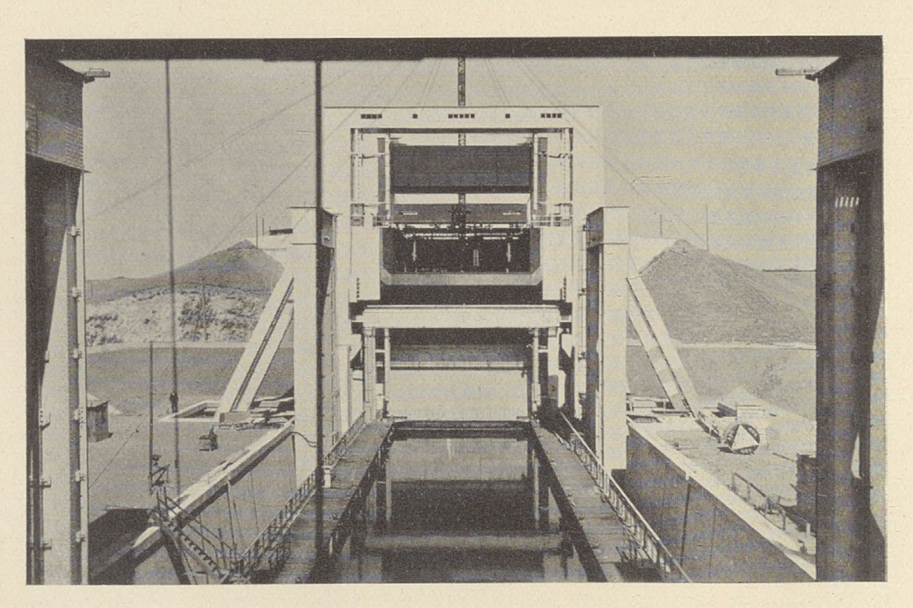
Der Mittellandkanal, Deutschlands größter Kanal, der in einer Länge von 475 km von Duisburg bis über Magdeburg hinausreicht, und der Rhein, Weser, Elbe und Oder miteinander verbindet.

zusätzliche Produktionsanlagen, als Faktor intensiverer Wirtschaftsnutzung bleiben und ein Zusätzliches an Verkehr bringen. Gerade jene Wirtschaftspolitik, von der in der Nürnberger Proklamation des Führers die Rede ist, nämlich die Politik einer Sicherstellung unseres wirtschaftlichen Daseins auf dem eigenen Lebensraum, bedeutet verkehrswirtschaftlich eine dauerhafte Steigerung des Transportvolumens. Und auch die künftigen Phasen, die sich einer vollbeschäftigten deutschen Wirtschaft eröffnen, die Jahre, die im Zeichen der Durchführung des aufgeschobenen sozialen Wohnungsbauprogramms stehen, die vielleicht nicht mehr ferne Zeit, in der Deutschland dank seiner verstärkten Produktionsmöglichkeiten

befähigt sein wird, im internationalen Warenaustausch eine noch größere Rolle zu spielen, solche und andere Aufgaben einer in größerem Maße auf „Friedensbedarf" abgestellten Wirtschaft stellen an die Verkehrsmittel der Volkswirtschaft auch von sich aus neue Anforderungen, die das Wort von einer strukturellen Verkehrsschrumpfung Lügen strafen.

Die Problematik hat sich gewandelt. Hieß es noch vor wenigen Jahren, daß die Fragestellung Eisenbahn oder Binnenschiffahrt der Zusammenarbeit der Verkehrsmittel weichen müsse, so ist heute die Forderung von einst bereits Einsicht aller. Ein Verkehrspolitiker hat jüngst in zwanglosem Gespräch eine populäre Lösung des Meinungsstreites gegeben: wer Birnen essen will, so meinte er, wird nicht dem Dasein des Apfels Abbruch tun wollen. Birne und Apfel zusammen dienen unseren Bedürfnissen, beide nach ihrer Art. Genau so steht es mit Binnenschiffahrt und Eisenbahn. Die Entwicklung der Tatsachen hat der grundsätzlichen Problematik des Wettbewerbs zwischen den Verkehrsmitteln ein Ende bereitet.

Wir sprachen davon, daß die Verkehrspolitik unserer Zeit von der Überzeugung beseelt ist, gar nicht großzügig genug planen zu können. Als mit dem Bau des Mittellandkanals begonnen wurde, schuf man seine ersten Teilstrecken für Schiffsabmessungen von 600 Tonnen. Heute haben wir den Mittellandkanal, der 1000-Tonnen-Schiffe bewältigen kann. Und auf unseren intensiven nordwestdeutschen Wasserstraßen mit ihren Massentransporten an Erz und Kohle sind

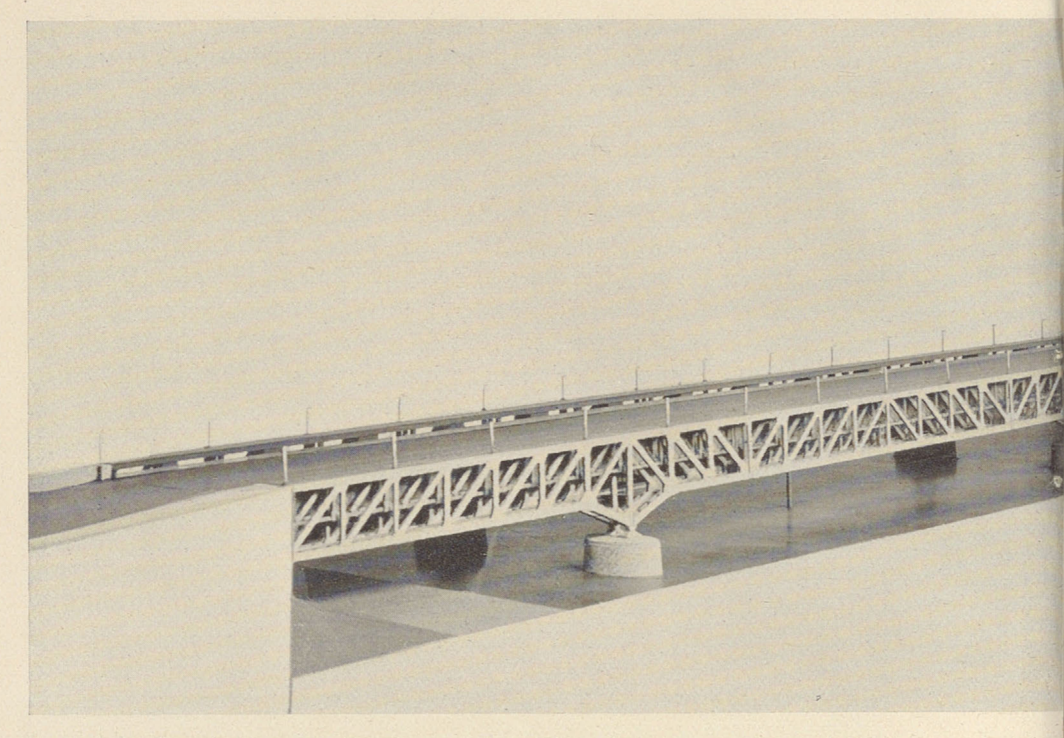


Schiffshebewerk Magdeburg-Rothensee. Bis zur Fertigstellung der Kanalüberführung über die Elbe werden die Schiffe, die von Osten kommen oder gen Osten fahren, vom Schiffshebewerk nach dem Mittellandkanal heraufgetragen oder vom Mittellandkanal nach der Elbe hinuntergeführt werden. Das Schiffshebewerk ist ein Wunder der Wasserstraßenbautechnik ähnlich dem Schiffshebewerk Niederfinow.

wir im Begriff, die Kanäle für 1500-Tonnen-Schiffe auszubauen. Der Hansa-Kanal, dessen Notwendigkeit vor einem halb Dutzend Jahren noch so manches Mal selbst von hervorragenden Verkehrspolitikern ernsthaft in Zweifel gezogen worden ist, wird heute eindeutig als verkehrswirtschaftliche Notwendigkeit anerkannt. Einstmals forderte man für diese Wasserstraße zwischen Ruhrgebiet und den Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck den Ausbau für das 1000-Tonnen-Schiff. Heute gilt es als Notwendigkeit, den Hansa-Kanal nach dem Vorbild des Dortmund-Ems-Kanals ebenfalls für das 1500-Tonnen-Schiff auszubauen. Gewiß hat es Jahre und zum Teil Jahrzehnte gedauert, bis die Wasserstraßen jene Verkehrsintensität erlangten, die eine solche Ausgestaltung zu Großschiffahrtswegen erforderlich machten. Aber eine Verkehrspolitik, eine Politik, die Hunderte von Millionen Mark in einem relativ kurzen Zeitraum zu investieren hat, darf eben nicht nur auf Jahre disponieren, sondern sie muß in Jahrzehnten denken. Verkehrsbauten binden wertvolle Materialien, binden menschliche Arbeitskraft und technische Leistung, und Werke solchen Umfanges sollen auf weite Zukunft Bestand haben.

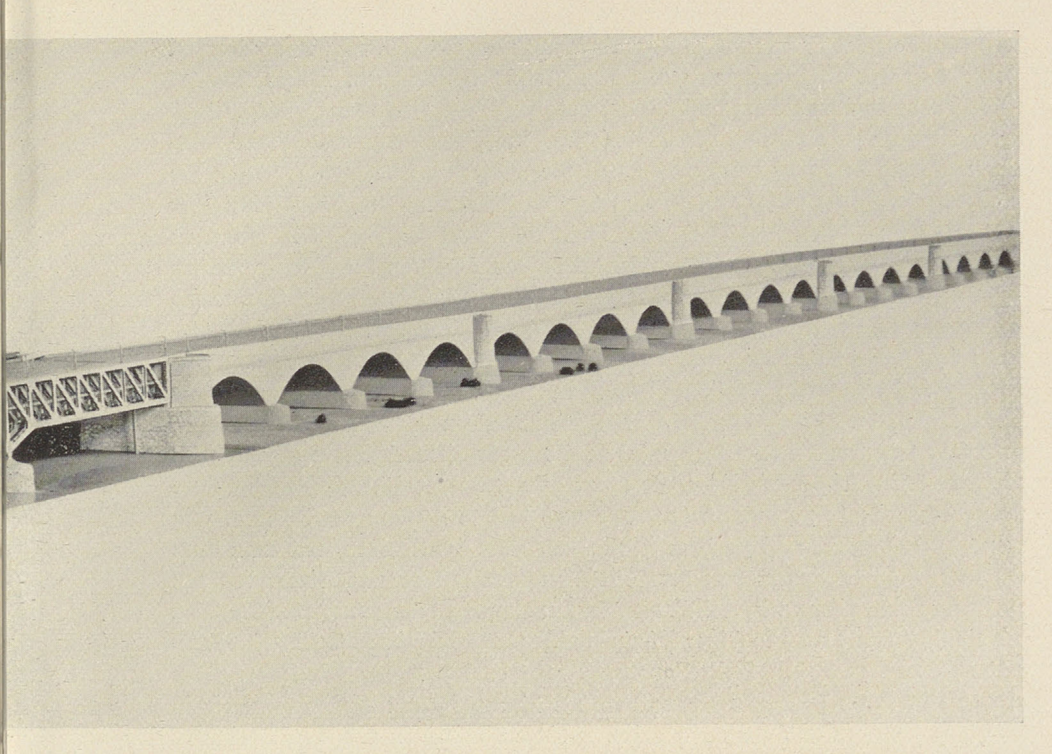
Das Programm des deutschen Wasserstraßenbaues soll man nicht etwa als eine Angelegenheit betrachten, die in einigen wenigen Jahren fertig abgeschlossen vorliegen muß. Mit der Vollendung des Mittellandkanals wird dem Gesamtprogramm zwar ein gewaltiger Baustein zugefügt. Dahinter aber folgen der Rhein-Main-Donau-Kanal, ähnlich dem Mittellandkanal ein wuchtiges Bauwerk im System des künstlichen Wasserstraßennetzes, dahinter folgt der Hansa-Kanal, es folgt die Verbindung von der Weser über die Werra nach dem Main und nach der Donau, es fügt sich, wenn die politische Situation den Weg geebnet haben wird, der Oder-Donau-Kanal ein. Einher geht die Fortführung der Neckarkanalisierung, die Vollendung des Adolf-Hitler-Kanals und des Südflügels des Mittellandkanals, der Ausbau der oberen Donau, d. h. die Schiffbarmachung der Donau zwischen der Einmündung des Rhein-Main-Donau-Kanals und Ulm, und einher geht schließlich die lebhaft im Gange befindliche Kanalisierung oder Regulierung von Elbe, Oder und Weser, der schon erwähnte Ausbau des Dortmund-Ems-Kanals und — grenzpolitisch wichtig — der allerdings erst später zu erwartende Bau eines Aachen-Rhein-Kanals und des Saar-Pfalz-Rhein-Kanals. Das soll keine lückenlose Aufzählung der Einzelaufgaben der Wasserstraßenbaupolitik sein, aber es zeigt, daß Wasserstraßenbaupolitik nicht eine Aufgabe weniger Jahre sein kann, sondern daß wir dem Idealbild eines von leistungsfähigen Schiffahrtsstraßen durchzogenen Landes nur in allmählicher zielstrebiger Arbeit näherkommen können, einer Arbeit, deren Abschluß erst in zwanzig oder dreißig Jahren vielleicht sichtbar werden wird, in einer Zeit also, die mit dem Wandel der Wirtschaft auch wieder neue Aufgaben an die Verkehrspolitik stellen wird.

So groß aber auch das Zukunftsprogramm des deutschen Wasserstraßenbaues ist, so gewichtig auch die Kosten eines solchen Programms, die zwischen zwei und drei Milliarden liegen mögen, sind, der Mittellandkanal als Teilstück des Gesamt-



So wird die Kanalbrücke über die Elbe aussehen. Wenn sie in wenigen Jahren vollendet sein wird, nach der Elbe hinunter wollen. Die Kähne, die nach der Reichshauptstadt und nach der Oder fahren,

systems unserer Wasserstraßen wird immer seinen überragenden Rang behalten. Er wird die Massengüter aus dem westdeutschen Industrierevier mit niedrigeren Kosten, als es auf anderen Verkehrsmitteln möglich ist, nach der Mitte des Reiches und nach der Reichshauptstadt bringen. Er wird die Erzeugnisse des hochindustrialisierten mitteldeutschen Wirtschaftsgebietes im Raum zwischen Elbe und Rhein verteilen helfen. Er ist ein kostenentlastender Faktor der Vierjahresplanindustrie, die sich am Ostrang des Mittellandkanals niedergelassen hat und noch ansiedeln wird, und die gerade wegen der hohen Kosten, die der Aufbau neuer Industrien mit sich bringt, in besonderem Maße auf den Nutzen des billigen Binnenschiffahrtstransportes angewiesen ist. Der Mittellandkanal ist nicht zuletzt auch ein Instrument der Förderung der deutschen Seehäfen. Haben doch Hamburg und Bremen und auch Stettin und Lübeck – unabhängig von dem künftigen Bau des Hansa-Kanals – nun schon die Möglichkeit, Transporte aus dem Westen, die sonst den Weg über die ausländischen Rheinhäfen nehmen könnten, zusätzlich zu sich hinüberzuziehen. Die Abgabengestaltung auf dem Mittellandkanal nimmt darauf ausdrücklich Bedacht. Die sonst so hohen Mittellandkanalabgaben senken sich nach den deutschen Seehäfen hinüber, d. h. für Transporte, die über den Mittellandkanal den Ausfuhrweg in Richtung

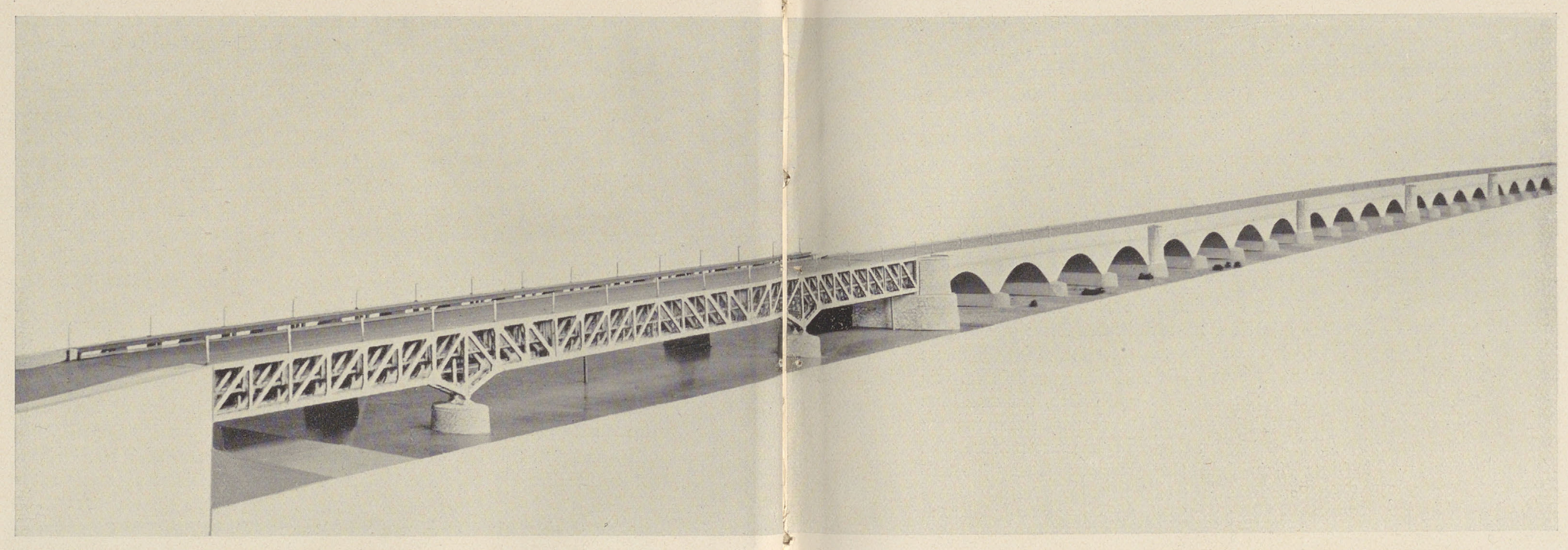


brauchen nur noch diejenigen Schiffe das Schiffshebewerk Magdeburg-Rothensee zu benutzen, die benutzen die Kanalbrücke, an deren östlichem Teil ein weiteres großes Schiffshebewerk im Entstehen ist.

Bremen, Hamburg, Lübeck oder Stettin wählen, gelten wesentlich ermäßigte Kanalabgaben.

Wir sprachen von dem Sieg des Kanalgedankens, von der Tatsache, daß die Problematik Eisenbahn-Binnenschiffahrt-Güterkraftverkehr überwunden ist. Die Arbeitsteilung war einst eine Forderung der Verkehrspolitik. Heute ist sie beinahe eine Forderung, die von den einzelnen Verkehrsmitteln selbst erhoben wird: die Eisenbahn ist froh, wenn die Binnenschiffahrt mit Kahnraum helfend an ihrer Seite steht! Gewiß haben manche vorübergehende Faktoren den Friedensschluß gefördert, so die großen Aufgaben, die der Eisenbahn in der Ostmark harren, so auch die mancherlei wehrwirtschaftlichen Sondertransporte dieser Monate. Aber genau so wie es unmöglich ist, den Mangel an Waggons und an Lastkraftwagen von heute auf morgen zu überwinden, genau so wie der Ausbau dieser Verkehrsmittel entsprechend dem Ausbau der Wasserstraßen seine Zeit braucht, treten mit den Fortschritten der Verkehrsvervollkommnung die neuen Verkehrsanforderungen an unsere Transportmittel heran.

Die bange Frage, ob denn der Mittellandkanal überhaupt Verkehr genug haben werde, um eine lebhafte Schiffahrt zu beschäftigen, ist noch vor wenigen Jahren oft genug aufgeworfen worden. Damals schätzte man den voraussichtlichen



So wird die Kanalbrücke über die Elbe aussehen. Wenn sie in wenigen Jahren vollendet sein wird, brauchen nur noch diejenigen Schiffe das Schiffshebewerk Magdeburg-Rothensee zu benutzen, die nach der Elbe hinunter wollen. Die Kähne, die nach der Reichshauptstadt und nach der Oder fahren, benutzen die Kanalbrücke, an deren östlichem Teil ein weiteres großes Schiffshebewerk im Entstehen ist.

systems unserer Wasserstraßen wird immer seinen überragenden Rang behalten. Er wird die Massengüter aus dem westdeutschen Industrierevier mit niedrigeren Kosten, als es auf anderen Verkehrsmitteln möglich ist, nach der Mitte des Reiches und nach der Reichshauptstadt bringen. Er wird die Erzeugnisse des hochindustrialisierten mitteldeutschen Wirtschaftsgebietes im Raum zwischen Elbe und Rhein verteilen helfen. Er ist ein kostenentlastender Faktor der Vierjahresplanindustrie, die sich am Ostrang des Mittellandkanals niedergelassen hat und noch ansiedeln wird, und die gerade wegen der hohen Kosten, die der Aufbau neuer Industrien mit sich bringt, in besonderem Maße auf den Nutzen des billigen Binnenschiffahrtstransportes angewiesen ist. Der Mittellandkanal ist nicht zuletzt auch ein Instrument der Förderung der deutschen Seehäfen. Haben doch Hamburg und Bremen und auch Stettin und Lübeck – unabhängig von dem künftigen Bau des Hansa-Kanals – nun schon die Möglichkeit, Transporte aus dem Westen, die sonst den Weg über die ausländischen Rheinhäfen nehmen könnten, zusätzlich zu sich hinüberzuziehen. Die Abgabengestaltung auf dem Mittellandkanal nimmt darauf ausdrücklich Bedacht. Die sonst so hohen Mittellandkanalabgaben senken sich nach den deutschen Seehäfen hinüber, d. h. für Transporte, die über den Mittellandkanal den Ausfuhrweg in Richtung

Bremen, Hamburg, Lübeck oder Stettin wählen, gelten wesentlich ermäßigte Kanalabgaben.

Wir sprachen von dem Sieg des Kanalgedankens, von der Tatsache, daß die Problematik Eisenbahn-Binnenschiffahrt-Güterkraftverkehr überwunden ist. Die Arbeitsteilung war einst eine Forderung der Verkehrspolitik. Heute ist sie beinahe eine Forderung, die von den einzelnen Verkehrsmitteln selbst erhoben wird: die Eisenbahn ist froh, wenn die Binnenschiffahrt mit Kahnraum helfend an ihrer Seite steht! Gewiß haben manche vorübergehende Faktoren den Friedensschluß gefördert, so die großen Aufgaben, die der Eisenbahn in der Ostmark harren, so auch die mancherlei wehrwirtschaftlichen Sondertransporte dieser Monate. Aber genau so wie es unmöglich ist, den Mangel an Waggons und an Lastkraftwagen von heute auf morgen zu überwinden, genau so wie der Ausbau dieser Verkehrsmittel entsprechend dem Ausbau der Wasserstraßen seine Zeit braucht, treten mit den Fortschritten der Verkehrsvervollkommnung die neuen Verkehrsanforderungen an unsere Transportmittel heran.

Die bange Frage, ob denn der Mittellandkanal überhaupt Verkehr genug haben werde, um eine lebhafte Schiffahrt zu beschäftigen, ist noch vor wenigen Jahren oft genug aufgeworfen worden. Damals schätzte man den voraussichtlichen

Mittellandverkehr nach seiner Fertigstellung auf neun bis zehn Millionen Tonnen. Heute rechnet die Verkehrswelt mit dem dreifachen Volumen. Dieser Wandel ist, so beachtlich auch die organische Verkehrsausweitung werden mag, entscheidend durch die Industrialisierung des Salzgittergebietes, durch den Bau der Reichswerke Göring ausgelöst worden, wie auf der anderen Seite auch der Bau der Reichswerke Hermann Göring in Linz den Rhein-Main-Donau-Kanal zu einer so dringlichen Notwendigkeit werden ließ. Allein die Tatsache, daß der Bau eines Werkes solchen Formates am Mittellandkanal und an der Donau von sich aus den Bau auch einer großen Kanalstraße rechtfertigt, beweist die Unentbehrlichkeit der Wasserstraße dort, wo es auf niedrigste Transportkosten im Massengutverkehr ankommt. Allein auf 14 bis 16 Millionen Tonnen schätzt man den durch die Reichswerke Göring ausgelösten Mittellandkanalverkehr, auf eine Menge also, die für sich genügt, einen hochintensiven Kanalverkehr ins Leben zu rufen. So wie die Volkswagenfabrik als verarbeitendes Werk organisch im Bereiche der Göringwerke ihren Standort gesucht hat, werden aber auch andere weiterverarbeitende Industrien den Weg nach dem Mittellandkanal finden. Ein neues Industrierevier ist zwischen Weser und Elbe im Werden, und man kann sich sehr wohl vorstellen, daß der Mittellandkanalverkehr nach einem knappen Jahrzehnt einmal einen 30-Millionen-Tonnen-Umfang erlangen wird. Der Bau des Hansa-Kanals wird in seiner Planung nicht zuletzt deshalb ja so lebhaft vorangebracht, weil man den Mittellandkanal recht bald nach der Vollendung der großen Werke an seinem Oststrang von den Transporten entlasten will, die in Richtung Bremen und Hamburg gehen und die einstweilen noch den Weg über den Mittellandkanal nehmen müssen.

★

Die große Festschrift, die der Faber-Verlag in Magdeburg zur Einweihung des Mittellandkanals herausgeben wird, trägt den Titel „Ein Reich / Eine Schiffahrt“. In diesen knappen Worten kommt der Sinn des Mittellandkanals zum Ausdruck: Deutschlands große Schiffahrtsströme werden durch den Mittellandkanal vom Rhein über die Weser und die Elbe hinüber nach der Oder, aber auch hinüber nach den ostpreußischen Wasserstraßen, zu einem einheitlichen Wasserstraßennetz verschmolzen. Die Binnenschiffe des Westens werden wir künftig auf der Elbe und auf den Wasserstraßen der Reichshauptstadt sehen. Elbeschiffe werden den Weg nach dem Rhein, nach dem westdeutschen Industrierevier, aber auch nach Basel und anderen Rheinstädten nehmen. Der Mittellandkanal, einst ob der politischen Zwistigkeiten, die er in so reichlichem Maße heraufbeschwor, als „Lausekanal“ verschrien, jener Kanal, dessen Verfechter ob ihrer Hartnäckigkeit als Kanalrebellen gebrandmarkt worden sind, steht heute als stolzestes Kind unserer Wasserstraßenpolitiker vor uns. Das große Ziel eines geschlossenen „Verbundnetzes“ der Wasserstraßen wird aber erst voll erreicht sein, wenn auch die Donau durch den Rhein-Main-Donau-Kanal an die großen natürlichen Ströme des Reiches angeschlossen sein wird, wenn, um mit einem Wort, das im Kampfe gegen den Rhein-Main-Donau-Kanal einst gefallen ist, zu reden, der „nasse Anschluß“ vollzogen sein wird.

PAUL FECHTER

Die private Landschaft

An der Zimmerwand hängt ein Geschenk von befreundeter Hand, ein Aquarell. Ein paar helle Weiden über sich zum Wasser senkendem Grund mit einem schmalen Fußpfad, zwischen den Kronen hindurch ein Ausblick auf eine blaue Ostseebucht, die im Hintergrund ein schmaler, dunkler Landstreifen raumgebend abschließt. Ein spätnachmittäglicher lichter Seehimmel überstrahlt das Ganze.

Das Bild hängt seit Jahren an seinem Platze, und jedesmal, wenn man es sieht, freut man sich seiner schönen farbigen Geschlossenheit, der Ausgewogenheit der Flächen, der sicheren Zusammengefaßtheit des Ganzen. Über die malerischen Qualitäten hinaus genießt man zugleich die Intensität des Naturgefühls, das in die Arbeit eingegangen ist, die heiter abendliche Sommerwehmut der Landschaft, das was über die Kunst hinaus wieder Natur geworden ist. Aus zwei Quellen steigt das Gefühlsverhältnis zu dem Blatt — aus dem Bejahen der Arbeitswerte und aus dem Mitfühlen des Lebendigen, Unmittelbaren, das in sie eingegangen ist. Natur und Kunst begegnen sich auf halbem Wege.

Ein Zufall führt in die Gegend, in der das Aquarell einst entstanden ist, ein sommerlicher Spaziergang auf einem Weidenweg, vor dem die Frage aufsteigt, ob hier vielleicht das Motiv zu suchen sei, das in jener Arbeit gestaltet ist. Dies und jenes erinnert daran, die Bäume, die Bucht zur Rechten, drüben der schmale Landstreifen; es mag wohl sein, daß hier einmal der Maler sein Thema gefunden hat. Die Frage versinkt wieder, man erlebt hundert andere Landschaften von ähnlicher Art und hat das Ganze bereits vergessen, bis man nach Hause zurückgekehrt und zum erstenmal wieder vor das Aquarell tritt, das dort seit Jahren geruhig an seinem Platz hängt.

Da ergibt sich nämlich etwas sehr Merkwürdiges. Für ein paar Augenblicke sieht man noch das alte gewohnte Bild, die hellen Weiden über dem sich senkenden Grund mit dem schmalen Fußpfad, zwischen den Kronen die blaue Ostseebucht mit dem schmalen, dunkeln Landstreifen im Hintergrund: dann stürzt wie mit einem Schlag ein neuer Raum in das Bild, es weitet sich, vertieft sich über all seine bisherigen Dimensionen hinaus — es wird aus einem Bild Abbild jenes Stücks Landschaft, in dem die Frage aufstieg, ob hier vielleicht das Motiv zu suchen sei. Es ist diese Landschaft, und die Wirklichkeit, genau genommen, die Erinnerung an ein Stück erlebter Wirklichkeit und ihren Raum, reißt mit unwiderstehlicher Macht die Herrschaft an sich und zerstört alle bisherige Wirkung. Man sieht nicht mehr Weiden und Weg und ein blaues Wasser: man sieht ein erlebtes Stück Realität, ein Stück selbst empfundener Welt, gefühlten Raumes des Draußen mit einer ganz bestimmten Raumordnung. Das Bild hört auf, bloßes Bild zu sein, wird Widerschein eines gekannten Raumes — und empfängt seine Ordnung jetzt von dieser Bekanntheit, von diesem Gesehen- und Erlebthaben aus. Es wird etwas völlig anderes, bekommt vollkommen neue Werte —

die weder mit der früheren Kunst- noch mit der Naturwelt des Blattes irgend etwas zu tun haben. Es ergibt sich, daß in der Landschaftsmalerei von heute nicht nur zwei, sondern drei Wirkungsschichten übereinanderliegen können — und daß man bei der Betrachtung und Wertung von Bildern noch viel skeptischer und vorsichtiger sein muß, als man es bereits aus langer Übung war. Auch das gespiegelte Leben hat offenbar ebensoviel unheimliche Tiefen- und Unterschichten wie das wirkliche.

Die vereinfachte Betrachtung der Kunst und ihrer Erzeugnisse, wie sie in den vergangenen Jahrhunderten der Wirklichkeit entstand, ging von der Ansicht aus, daß auf der einen Seite die Kunst, auf der andern die Wirklichkeit stehe, und daß es Aufgabe der Kunst sei, diese Wirklichkeit möglichst getreu und richtig wiederzugeben — nachzuahmen, wie es noch bei Lessing heißt. Der Kern dieser Betrachtung ist zum wenigsten für die primitiven Zeitalter, in denen diese Lehre entstand — und für die Anfänge des künstlerischen Prozesses richtig gewesen. Es kam dem Maler, nachdem einmal die Wendung zum Wirklichen vollzogen war, sicher darauf an, ein Stück seiner Umwelt, das, was er als seine Wirklichkeit sah, wieder zu geben — und die Wirkung seines Werks ging bestimmt zum größten Teil zunächst von dieser neu entdeckten Wirklichkeit und von der Freude der Betrachter an ihrem Wiedererkennen und Für-Richtig-Befinden aus. Die berühmte reine Kunstfreude, das „uninteressierte Wohlgefallen" ist ein sehr spätes und mit einigen Fragezeichen zu versehendes Ergebnis und eine im Grunde sehr künstliche Haltung zur Welt: etwas von der ursprünglichen Beziehung zwischen dem Betrachter und den dargestellten Objekten der Kunst findet man etwa in Ludwig Justis sachlicher Anmerkung über den Erhaltungszustand der berühmten schlafenden Venus des Giorgione in der Dresdner Galerie: „Die Schäden (der Bildhaut) kommen wie immer vom Abtasten, sind daher am dichtesten in der Gegend des Unterleibes." Die von Herder gepriesene Fühlfähigkeit der Hand gegenüber den Formwundern der Plastik gab es offenbar auch, leicht abgewandelt, auf dem Gebiet der Malerei — die Freude am Wirklichen übertrug sich ohne weiteres auf das nachgeahmte Wirkliche. Weiter hat Fromentin einmal, in seinen Maîtres d'autrefois, die nachdenkliche Frage aufgeworfen, warum wohl der Bürgermeister Six, der seit fünfzehn Jahren in den nächsten Beziehungen zu Rembrandt stand, und dessen Porträt dieser schon im Jahre 1647 gestochen hatte, bis 1656 gewartet hat, sich von seinem berühmten Freunde malen zu lassen. „Sollte Six vielleicht, bei aller Bewunderung seiner Bildnisse, einigen Grund gehabt haben, an ihrer Porträt-Ähnlichkeit zu zweifeln?" Porträt-Ähnlichkeit ist zuletzt Übereinstimmung mit der Wirklichkeit — den Begriff im primitiv allgemeinen Sinn genommen, in dem es ihn zuletzt nicht gibt. Jan Six wollte sich sehen, wie er seine Wirklichkeit sah — seine Realität in der Umwelt Rembrandts war ihm fremd, erschien ihm unähnlich, die beglückende, bestätigende Übereinstimmung zwischen Objekt und Bild, dessen reibungsloses Eingehen in die eigene, normale Umwelt des Gemalten fehlte ihm wahrscheinlich.

Greift man von hier zurück zu dem berichteten Erlebnis vor der Landschaft,

so ergeben sich allerhand nachdenkliche Einsichten und Erkenntnisse. Zunächst diese, daß die Rolle der Wirklichkeit in der Kunst doch wohl ein wenig anders ist, als die Jahrhunderte um die beginnende Aufklärung annahmen. Sie liefert dem Maler wohl die Elemente des Bildes und seiner Form – aber nicht das Ganze. Jenes Aquarell spricht als Werk, als künstlerische Arbeit zu allen, die imstande sind, ein Bild als Bild aufzufassen und eine Landschaft zu erleben – es ist allgemein gültig und allgemein zugänglich in seinen künstlerischen und in seinen Gefühlswerten, in der Kraft, mit der die Natur und ihr Raum empfunden und im Empfinden gestaltet ist. Es wird aber in dem Augenblick privat, in dem man auf seine Wirklichkeit, auf das bestimmte reale Substrat einer bestimmten Landschaftsecke zurückgeht. Das Erlebnis vor dem Bilde nach dem Erlebnis des Stückchens Natur, vor dem es entstand, ist nicht mehr allgemein, sondern ein persönliches, privates Erlebnis von ganz besonderen Erfahrungsvoraussetzungen aus – die nun freilich auf der andern Seite dem Kunstwerk eine Wirkungsqualität von stärkster Kraft verleihen, die es bis dahin, rein als Kunstwerk, als allgemein wirkendes, nicht besaß. Es bekommt eine Beziehung auf den persönlichen Umweltsbesitz des Betrachters – der von hier aus gesehen nicht nur vom Gegenständlichen, sondern entscheidend vom Raum her bestimmt zu sein scheint.

Fährt man im Wagen oder in der Straßenbahn durch eine sonst bekannte Stadt, in seine Zeitung oder in ein Buch vertieft, und hebt plötzlich den Blick nach draußen, in den Raum der Straße, eines Platzes, so erlebt man oft das unangenehme Gefühl des plötzlichen Daseins im Ungeordneten. Die Straßenschlucht, der freie Raum über der Grundebene des Platzes sind auf einmal fremd, orientierungslos, nicht eingeordnet in das offenbar innerlich vorhandene Koordinatennetz des Vorstellungsbesitzes, der unsere äußere Umwelt enthält. Der Zustand dauert nur Sekunden, dann schwingt die Raumwelt draußen wie mit einem fühlbaren Ruck in die innere Einordnungsbereitschaft der Seele: die Eingliederung in den privaten Wirklichkeitsbesitz vollzieht sich, die Fremdheit ist fort, die Gegend ist bekannt – hat die Ähnlichkeit mit sich selber wiedergefunden.

Etwas Analoges hat sich offenbar mit dem Aquarell von der See bei dem Wiedersehen vollzogen. Sein Raum über den Weiden, über der Ostseebucht war bis dahin sozusagen frei, richtungslos und keinem realen Weltbild eingeordnet gewesen. Es war noch Gottes eigener Raum, nicht von Erfahrung und Wissen, nicht vom privaten Menschlichen berührt. Nun kommt der Betrachter mit seinem erweiterten Erfahrungsbesitz zurück – und auf einmal gleitet der Bildraum aus seiner bisherigen Freiheit in das Gefüge einer ganz persönlich bestimmten Welt: das Bild bekommt eine Färbung, wie es sie nur für die ganz wenigen Betrachter haben kann, die der Zufall des Lebens einmal an eben diese Stelle mit den Weiden und der See geführt hat. Es wird auf einmal ähnlich – auf ein bestimmtes einmaliges Substrat eines Stückchens Welt bezogen, und eben diese Ähnlichkeit, die die Kunstbetrachtung der vergangenen Jahrhunderte mehr oder weniger zur Voraussetzung allen Kunstschaffens und aller Kunstbetrachtung machte, enthüllt sich als Faktor einer mehr oder weniger privat begrenzten Welt,

als etwas weit jenseits des Allgemeinverbindlichen Gültiges. Und damit als etwas als Wert wie als Wirklichkeit Vergängliches.

Denn diese Ähnlichkeit ist wie alles Private, Besondere, ans Vergängliche gebunden — an die Vergänglichkeit des Persönlichen wie des Gegenständlichen. Die Ähnlichkeit, die vielleicht eine Sorge des Bürgermeisters Six und der Seinen, im weiteren seiner Zeitgenossen, war — sie ist ein Menschenalter nach seinem Tode ein Faktor, der nicht mehr realisierbar ist. Jan Six mag entsetzt gewesen sein, als er das Bildnis Rembrandts zuerst gesehen hat, und seine Freunde mögen geschworen haben, etwas so Unähnliches hätten sie noch nie gesehen: wenige Jahrhunderte später war das Objekt des Porträts Schatten und Staub, seine Züge waren verweht, und Jan Six war der Mann, der da auf dem berühmten wunderbaren Porträt in dem stillen Amsterdamer Hause stand. Er wurde der Mann, den Rembrandt gemalt hat, sogar noch bei Lebzeiten derer, die ihn gekannt hatten. Es ist eines der seltsamsten Erlebnisse, die man selber mit Bildern von Menschen macht, die einem nahestanden und starben. Ein Maler malt oder zeichnet sie: man betrachtet das Ergebnis kritisch und skeptisch: es ist als Bild nicht schlecht, aber es ist nie und nimmer der Mensch, wie wir ihn sahen. Fremd, ungekannt blickt er von der Leinwand — und dann geht er dahin, die Wirklichkeit verweht, und in wenig Monaten schiebt sich unvermerkt das Porträt an ihre Stelle: der Tote wird seinem Bildnis ähnlich, die Erinnerung formt sich nach dem Werk der Kunst um. Das gilt schon für die, die einst mit dem wirklichen Menschen lebten — für die Nachgeborenen fällt die Ähnlichkeit, die Übereinstimmung zwischen Darstellung und Wirklichkeit, die einst so streng geforderte Richtigkeit als bedeutungslos in sich zusammen. Das Bild hat seine eigene Richtigkeit und Wirklichkeit — und lebt aus der; die sogenannte Realität verblaßt und vergeht, ist der Zeit viel mehr untertan als das Werk.

Das gilt nicht nur vom Porträt — es gilt ebenso von der Landschaft. Für uns, die Zeitgenossen des Malers, war dank einem glücklichen Zufall, jener Weltwinkel an der See noch zu entdecken und zu realisieren: ein paar Jahrzehnte später — und das Erlebnis, von dem hier ausgegangen wurde, ist nicht mehr zu verwirklichen. Die Weiden, morsch und alt geworden, sind zusammengebrochen, gefällt: der niedrige Wald fern auf dem Landstrich, der den Raum im Hintergrund abschließt, ist groß geworden, vielleicht entstand ein Gehöft oder eine Straße an der Bucht entlang: die Wirklichkeit ist dahin, verweht — es gibt keine Ähnlichkeit mehr. Vielleicht daß sich vom Raum her noch etwas von dem Bekanntheitsgefühl ergibt, was dem mehr oder weniger zeitgenössischen Betrachter jenen privaten Erlebniszusatz zum überpersönlichen Gehalt des Bildes brachte: von den Dingen, die die Bildform bestimmten, ist nichts mehr geblieben als eben ihr geformter Widerschein auf dem Blatt dort an der Wand, das einst vor ihnen entstand.

Was folgt daraus? Zunächst einmal dies, daß Bilder wie Bücher ihre unmittelbarsten lebensnächsten Qualitäten für die mehr oder weniger nahen Zeitgenossen besitzen, für die, die zu ihnen über die ästhetisch künstlerische noch die private Beziehung bekommen können. Gewiß, dies Private ist begrenzt auf einen

kleinen Kreis — es hat zuletzt mit dem Bleibenden und Entscheidenden eines Werkes wenig oder nichts zu tun. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß sich von ihm aus Erlebnisse und Erfahrungen ergeben, so beglückend, wie keine noch so reine Betrachtung der später Geborenen sie ersetzen kann. Das Leben selbst greift hier noch in den Bereich der Kunst hinüber und teilt ihm von seinem lebendigsten Glanz mit: es gibt dem Werk eine unmittelbare Beziehung auf das wenn auch persönliche Gefühl, die kein späteres Geschlecht je wieder gewinnen kann. Von einem zuletzt unkünstlerischen Prozeß aus gibt es dem Werk, solange das in einer sagen wir thematischen Beziehung zu ihm bleibt, ein Leuchten, das sich erst langsam verflüchtigt und dem kühleren Licht des ästhetischen Wohlgefallens weicht, aus dem sich keine Verletzungen mehr ergeben wie die, von denen Justi berichtet.

Weiter aber könnte man von solchen Betrachtungen aus schließen, daß die Beziehung zwischen Werk und Wirklichkeit zuletzt doch viel lockerer ist, als die Ästhetik der letzten Jahrhunderte es wollte. Wenn die Wirklichkeit am Ende doch nur Material liefern, nicht bleibendes Thema sein kann, wenn es nicht um Nachahmung, die doch vergänglich ist, gehen kann, sondern mit Constables Worten um selection and combination — wenn mit anderen Worten das Bild von vornherein stärker ist als die Wirklichkeit, die es darstellt: ist dann nicht jeder Naturalismus eine Verkennung des wirklichen Kraftverhältnisses — ist dann nicht von Anbeginn das Werk stärker als die Welt und der Maler Herr des Gegenstands, dem er allein Dauer und bleibende Form, in seiner befreiten Sichtbarkeit eine zeitlose Wirklichkeit gibt? — Man begreift vor Erfahrungen, wie denen, von denen hier ausgegangen wurde, daß Versuche solcher Betrachtungen gemacht, daß die Kunst von Zeit zu Zeit zur Herrin der Wirklichkeit ausgerufen wurde. Man begreift zugleich, wenn auch aus dem engen Bereich des Privaten heraus, daß das Leben, die Wirklichkeit immer wieder Sieger und Herr auch im Reich der Kunst geworden ist. Für die uninteressierte, ästhetische Betrachtung ist jene Umkehrung wohl möglich — sobald das Unmittelbare mitspricht, wird sich immer wieder die andere durchsetzen, weil das Glück des Lebens stärker ist als alle Beglückungen der Kunst. Der Geist ist das Ende, am Anfang stehen die Elemente, steht die Seele — die im Erkennen der gestalteten Wirklichkeit eines geliebten Stücks Natur, einer Landschaft, eines Menschen, stärker aufstrahlt als alle späteren Geschlechter vor den von der Zeit vom Privaten gereinigten Werken und den Bereichen der nun allgemein gewordenen Kunst ahnen können, die keine Beziehung auf eine Ähnlichkeit mit einem Stückchen Welt mehr bindet.

Jagd auf ein Goldschiff

(Aus den Lebenserinnerungen des Soldaten Franz Bersling 1791–1815)

Im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, erscheinen in freier Bearbeitung die neuentdeckten Lebenserinnerungen des Soldaten Franz Bersling unter dem Titel „Anno 1791 fing es an..." Fast noch als Knabe wird Bersling in die österreichische Armee eingezogen zum Kampf gegen die Heere der Revolution – erst fünfundzwanzig Jahre später kehrt er ins friedliche Leben zurück. Dazwischen liegt die Fülle dramatischer Schicksale, die ihn durch halb Europa und nach allen anderen vier Kontinenten, durch alle Meere und durch die seltsamsten Erlebnisse führen. In einem Anfall von Verzweiflung wird Bersling zum Deserteur, um nur noch härter von dem Strudel der kriegerischen Zeitläufte erfaßt zu werden und in einem jahrzehntelangen heldenhaften Kampf gegen Napoleon als britischer Land- und später Seesoldat gleichsam die Buße für sein schweres Vergehen abzutragen. Er macht in der sogenannten „Deutschen Brigade" den ägyptischen Feldzug mit, kämpft in der Seeschlacht von Trafalgar, nimmt teil an aufregenden Gefechten gegen Piratenschiffe, kommt nach Australien und Sankt Helena, erlebt eine Schiffskatastrophe im Nordmeer und beendet seine militärische Laufbahn in den Kämpfen in Nordamerika. Endlich läuft sein wild umgeworfenes Lebensschiff in den friedlichen Hafen einer schlesischen Landstadt ein.

Durch einen glücklichen Zufall wurde der Stoff dieses Abenteurerschicksals in alten Schriften aufgefunden, die eine Nacherzählung des Berslingschen Lebensberichtes von anderer Hand darstellen. Die Neubearbeitung macht diese historisch wie menschlich gleich fesselnden Schilderungen weiteren Kreisen zugänglich. Wir bringen in den nachstehenden Abschnitten eine Episode aus dem Kaperkrieg zur Zeit der Kontinentalsperre.

Wenn der neue Kaiser Napoleon im vorigen Jahre alles aufgeboten hatte, England zu stürzen, so verfolgte dieses jetzt dasselbe Ziel in bezug auf Frankreich, und bot fremden Armeen Geld über Geld zur Bekriegung des Korsen auf dem Kontinent. Namentlich wurden Rußland und Österreich von London aus in Bewegung gesetzt, und statt daß wir uns einer längeren Ruhe und guten Garnison erfreuen durften, um die erhofften Prisengelder von Trafalgar in Empfang zu nehmen, mußten wir so schnell wie möglich abermals in derselben Richtung auf Station in den Atlantischen Ozean. Es ging aus diesen Gewässern von den immer dort befindlichen Kreuzern die Nachricht ein, daß eine spanische Fregatte, mit Gold- und Silberbarren beladen, aus dem spanischen Südamerika unterwegs sei. Natürlich lag es im Interesse Englands wie in unserem eigenen, diesen goldenen Vogel zu fangen, ehe er die Heimat erreichte. Wir träumten schon von einer glücklichen, sorgenfreien Zukunft.

Trotz größter Beschleunigung der Reparaturen kam doch das Frühjahr 1806 heran, ehe wir fertig wurden; denn der Schiffsbau bietet mehr Schwierigkeiten als jede andere Bauarbeit, und unsere invaliden Linienschiffe waren stark auf Doktor und Apotheker angewiesen. Endlich, im März, wurden „Defense" und „Polyphem", die jetzt Hope befehligte, wieder bemannt. Das eine Schiff trug

wirklich den Polyphem, einen auf einen Anker gestützten Greis, als Galionsbild unter dem Bugspriet, und wir scherzten oft darüber, daß dieser halbblinde Heide die spanische Prise wohl nicht sehen, also auch nicht fangen werde.

Das Restaurationsfest unserer Miß Defense wurde unter der Anwesenheit vieler vornehmer Gäste feuchtfröhlich begangen. Die Jungfrau hatte sich ja schon einen unverwelklichen Lorbeerkranz um die Schläfe winden dürfen und konnte nun hoffen, sich die goldenen spanischen Ähren dazuzuflechten. Wir hatten Musik an Bord, und die Matrosen tanzten wie die wilden Heerscharen in der Unterwelt, denn die Laune der Seeleute schlägt bei solchen Gelegenheiten hohe Wogen.

Mitte März 1806 stachen wir auf Befehl der Admiralität wieder in See, Richtung Atlantik; wir fuhren nur um einige Grade südlicher als 1805. Wir begegneten einer großen Anzahl von Schiffen, unter denen sich jedoch kein französisches befand.

Ungefähr ein halbes Jahr nach dem Tage von Trafalgar glitt unser Schiff friedlich über die Stelle der Schlacht, an der noch von Zeit zu Zeit mit vielem Glück nach dem mehrere Millionen werten versenkten Kriegsmaterial getaucht wurde. Die versunkenen Kanonen, die damals teils erst in die Luft flogen, teils gleich versanken, also von uns nicht aus den feindlichen Schiffen gerettet werden konnten, mußten zwar ruhig auf dem Grunde liegenbleiben, da sie von Gußeisen waren; aber an barem Gelde wurden erhebliche Summen heraufbefördert, denn die Tiefe der See ist hier sehr gering. Da wir fast alle an Bord gleiche Erinnerungen auszutauschen hatten, trat der Kapitän mit einem gefüllten Glase in der Hand vor die versammelte Mannschaft, als wir den Ort der Schlacht passierten, und rief: „Kameraden! Hier starb Nelson — Es lebe England! Es lebe der König!"

Die Kanonen donnerten, Hope leerte sein Glas und warf es in die Wogen, während Tränen aus seinen Augen stürzten. Wir alle riefen begeistert: „Es lebe Nelson, Englands großer Seeheld!"

Damit eilten wir zu den Fässern, um auch unsere Gläser zu füllen und oft zur Ehre des Gebliebenen zu leeren. Das Nationallied wurde gesungen, während wir mit frischem Wind über die jedem englischen Seemann heilige Stelle unserer Station entgegeneilten.

Dieses geschah an einem schönen, doch ziemlich kalten Abend, als die Sonne purpurn im Ozean unterging. Die mannigfaltigsten Erinnerungen tauchten wieder in meiner Seele auf, und ich erschrak, als ich daran dachte, daß bisher in den Hauptschlachten, die ich mitgemacht hatte, der Oberkommandierende geblieben war: in Ägypten Sir Obercrombie und hier Nelson.

Wir hatten Order, die am weitesten nach Süden stationierten Kreuzer abzulösen und unsere Stellung etwa zwischen Madeira und den Kanarischen Inseln zu nehmen. Genaue Nachrichten aus Südamerika besagten, die feindliche Fregatte führe einen Gold- und Silberschatz aus den kolonialspanischen Minen im Werte von etwa siebzehn Millionen Pfund Sterling mit sich, mithin die Unsumme von mehr als hundert Millionen Taler. Der Wind begünstigte uns andauernd, und wir freuten uns schon im voraus, die reichsten Prisenempfänger in ganz Eng-

land zu werden. Zu Lande wäre die Zuversicht soweit gegangen, auf die Zukunftsaussichten hin Schulden zu machen und die schöne Gleimsche Fabel vom Milchmädchen wahrzumachen. Die Zeit unserer Station zwischen den genannten Inseln war auf sechs Monate, also von Ende März bis Anfang September 1806, festgesetzt. In diesem Zeitraume mußte die glänzende, von London autorisierte Kaperei vor sich gehen.

Im April lösten wir also das südlichste Schiff der Kreuzerlinie ab, ohne daß dessen Mannschaft gerade sehr erfreut darüber gewesen wäre. Zuerst besuchten wir die schöne Insel Madeira, wo der Kapitän den edelsten Wein in großer Masse selbst für die Schiffsmesse ankaufte und an Bord bringen ließ, um uns die Langeweile auf der Station vertreiben zu helfen; wir waren darüber keineswegs ungehalten, mußten aber versprechen, immer schlagfertig zu sein. Es wurde wirklich Tag und Nacht fleißig gewacht und auf einer Linie von fünfzig Meilen im Anschluß an die „Polyphem"-Route hin und her gefahren. Auf acht Monate hatten wir Proviant bei uns und vegetierten jetzt als Schildwache auf dem Ozean so vergnügt, wie die Witterung und die sonstigen Verhältnisse an Bord es erlaubten.

Am fesselndsten schienen mir die Nachttelegraphen auf den Schiffsmasten, die aus verschiedenfarbigen, nach der Zahl bestimmten Laternen bestanden. Sobald in der finstersten Nacht ein Schiff durch das Licht seiner Bordlaternen bemerkt wurde, bekam es durch unsere Lichtsignale den Befehl, sich zu erkennen zu geben. Verstand man uns nicht, so war klar, daß es sich um kein britisches Schiff handelte, und nun ging es schleunig darauflos. Dänen, Russen, Portugiesen usw. hatten freie Durchfahrt, nicht aber Franzosen und Spanier. – Man wird wohl einwenden, daß ja ein Schiff, das unerkannt bleiben will, seine Laternen einziehen und so ungehindert durch die gegnerische Linie gelangen könnte. Es geschieht auch nicht selten, aber immerhin muß die Gefahr einer Kollision mit anderen Fahrzeugen in Betracht gezogen werden. Das helle Mondlicht südlicher Breiten erleichtert natürlich das Erkennen. Während des ganzen Halbjahrs unserer Stationszeit wurden wir unzählige Male vom Ausguck im Krähennest alarmiert – aber vergeblich warteten wir auf das spanische Goldschiff!

Da brach in den ersten Septembertagen, um unsere Mißstimmung über die Launen des Schicksals noch zu erhöhen, ein so heftiger Sturm über uns herein, daß wir schon dem Untergang der wieder schadhaft gewordenen „Defense" entgegensahen. Es war schon schlimm genug, daß unser Mittelmast brach und wir also die Station für jetzt an den „Polyphem" abgeben mußten, der nun zwei Strecken von zusammen hundert Seemeilen so lange zu bewachen hatte, bis unser Mast repariert war. Als nun am vierten Tage der Sturm nachließ und wir dem nächsten Postenkapitän durch Signale Bescheid gesagt hatten, fuhren wir so schnell wie möglich, voll Besorgnis, das Wichtigste zu versäumen, nach Madeira. Zwei Tage brauchten wir bis dorthin; zwei Tage verweilten wir nur, um das Allernötigste im Hafen zu erledigen. Kaum war der Mast beschafft, segelten wir wieder zurück, um keine Minute länger als nötig von der Station wegzubleiben, auf der so viel Beute zu erjagen war. Am ersten Tag unserer Rück-

fahrt von Madeira, am fünften seit unserer Abfahrt vom Posten, auf halbem Wege dahin, signalisierte unser Späher ein Schiff. „Sieh zu, woher es kommt!" rief Hope hinauf zum Mastkorb. „Es fährt in unseren Kurs", antwortete der Matrose. Unser Kapitän steckte sich voller Erwartung das Sprachrohr in den Steigegurt, befahl uns, in Bereitschaft zu sein — denn er ahne, daß wir unserem Ziele nahe wären — und stieg von Hoffnung geschwellt in den Mastkorb. Wenige Blicke durch seinen schönen Tubus bestätigten seine und unsere Erwartung: das Schiff fuhr ohne Flagge!

Man kann sich denken, von welcher Aufregung die ganze Mannschaft bis zum letzten Schiffsjungen ergriffen wurde. Geschäftig rannte alles hin und her wie die Ameisen in ihrem Bau. Da das fremde Fahrzeug, den Wind hinter sich, gerade auf uns zusegelte, so verging keine Stunde, bis es auf eine Seemeile vor uns lag. Bei Gott, es hatte keine Flagge und war nach der Bauart ein spanisches Schiff! Jetzt kam der Kapitän herab und ließ die Kanonen laden, duldete aber nur einen kleinen Teil der Besatzung, darunter meine Person, an Deck, bis die Sache weiter geklärt wäre. Statt der englischen Flagge hatten wir die französische gehißt; es konnte also nicht befremden, wenn der Spaniole direkt auf uns lossteuerte, d. h. gerade in die aufgestellte Falle lief. Es war unterhaltend, zu beobachten, wie verschieden sich die Menschen in diesem spannenden Augenblick verhielten. Hope selbst war gegen seine Gewohnheit nervös, nervöser noch als bei Beginn der großen Seeschlacht; damals galt es ja nur Blut, hier aber — Gold, und zwar in so phantastischer Menge, daß auf den geringsten Matrosen, wie sich ergab, fünftausend Pfund, auf mich als Korporal mit anderthalb Anteil fast achttausend Pfund, auf den Kapitän und seinen Flaggleutnant aber je zwei Achtel der siebzehn Millionen Pfund, also nicht weniger als vier Millionen Pfund, kamen. Ein Vermögen, dessen sich kein König zu schämen braucht! Sollten wir da nicht von Begierde brennen?

Jetzt war das Schiff so nahe, daß es nicht mehr näher kommen durfte. Es wurde aufgefordert, seine Flagge zu zeigen, aber es dachte gar nicht daran, sondern fuhr keck auf Schußweite uns gegenüber.

„Nun denn, Jungs, hallo! — Feuer!" kommandierte Hope die gerichtete Batterie, und im Augenblicke krachten die Kugeln über das spanische Schiff weg; denn es leck zu schießen, wäre ja bei dem kostbaren Inhalt seines Bauches unklug gewesen.

Wir starren mit angehaltenen Atem hinüber, als hätten wir noch nie ein Schiff ansegeln sehen — und was sahen wir, o Schrecken! Dort wurde jetzt statt der spanischen die — britische Flagge gehißt! — Das war Spott und geschah, um uns noch obendrein zu verulken! Es war wirklich das spanische Goldschiff mit seinen unermeßlichen Goldschätzen — aber schon von unserem Nebenbuhler, dem blind genannten, so oft von uns verspotteten „Polyphem", gekapert, unserem glücklicheren Nachbar, dessen übermütiger Flaggleutnant unseren Kommodore in allem Unglück nun auch noch zum Narren gehabt hatte. Wir waren betrogen und konnten doch niemand anklagen als die Vorsehung, die uns den Sturm so zur Unzeit über den Hals geschickt hatte. Wir hatten das Nachsehen,

denn die Mannschaft des „Polyphem" führte jetzt den goldenen Paradiesvogel zuerst nach Portsmouth und von da nach London.

„Daß mich und euch und dies verfluchte Schiff der Teufel zehntausendmal zermalmte!" war das erste und einzige, was Hope in toller Wut über solches Pech aus sich herausbrüllte. Damit schmetterte er sein Fernrohr gegen den Mast, daß es in tausend Trümmer ging. Keiner von uns wagte es, sich dem Kapitän, der sein seelisches Gleichgewicht verloren zu haben schien, zu nähern. Wir waren selbst alle wie vor den Kopf geschlagen, während „unsere" Prise flaggengeschmückt, stolz und ungehindert an uns vorüberrauschte und in zwei Stunden außer Sicht war.

Stumm wie der Mast, an dem er lehnte, starrte der Kommodore dem versäumten Glücke nach: diese fünf Tage kosteten uns mehr als fünf Millionen. Endlich wagte es der Erste Offizier, den Verstörten anzureden, er erhielt aber keine Antwort. Der Kapitän bedeutete ihm nur stumm, ihn in seine Kammer zu führen. Dort legte sich Hope auf das Bett und wurde sogleich gefährlich krank, so daß wir fast seinen Tod befürchteten.

Zum Glück, möchte ich sagen, d. h. zu unserer Ablenkung, bekamen wir am nächsten Tage abermals Sturm, und der „Defense" brachen in drei gefährlichen Tagen alle alten Wunden auf, daß sie auf offenem Ozean leck sprang und wir Tag und Nacht an den Pumpen arbeiten mußten. Der Erste Leutnant, der das Kommando für den kranken Kapitän übernommen hatte, mußte sogleich auf dessen Order an den Kapitän des glücklichen „Polyphem", der ruhig auf seiner Station ausharrte, nun das goldene Vlies in Sicherheit war, telegraphisch berichten, daß wir unseren Posten verlassen müßten.

Kommodore Hope lag in seiner prachtvoll eingerichteten Kajüte meist verschlossen wegen des entgangenen Gewinns gemütskrank zu Bett. Er aß nicht und trank nicht, und sein bleiches Aussehen machte dem Arzt große Sorgen. Seeleute führen ohnehin nicht die feinsten Fäuste und Redensarten im Glück wie im Unglück, und meine Ohren waren schon frühzeitig an ihre handfestesten Flüche gewöhnt worden — aber so viele und so gewaltige Verwünschungen habe ich sonst niemals gehört wie auf dieser Fahrt. Ein Frömmler, nach dessen Glauben sich der höchste Geist in seinen Entschlüssen nach dem Benehmen der Menschen auf Erden richtet, würde uns gewiß jede Stunde den Untergang durch den Zorn des Himmels prophezeit haben. Allein das Wetter blieb ausnehmend günstig, und statt auf dem leck gewordenen Schiffe zugrunde zu gehen, kamen wir mit günstigem Winde ziemlich rasch nach Norden, so daß wir Ende Oktober wieder die englische Küste erblickten. Diesmal liefen wir nicht in Portsmouth, sondern auf der Flottenhauptstation in Chatam ein. Unsere verlassene Station zwischen den Kanarischen Inseln und Madeira war bereits durch zwei andere Schiffe besetzt worden, denn auch der „Polyphem" befand sich auf dem Heimwege, um die Belohnung für seinen glücklichen Fang in folgender Einteilung zu erhalten.

Von den vierzig Millionen Talern erhielt die Regierung zwei Achtel, die Admiralität das gleiche, der Kapitän und sein Flaggleutnant, der die Prise nach England brachte, ebenfalls zwei Achtel, das restliche Viertel wurde auf die

Mannschaft verteilt. Damit war es jedoch noch nicht genug, denn auch das spanische Schiff selbst, eine ganz neue Fregatte von vierundvierzig Kanonen, kaufte nach altem Brauch der Staat vom Kapitän und der Mannschaft für eine Summe, die allein ausgereicht hätte, die Leute vermögend zu machen. Selbst die Mannschaft wurde Kopf für Kopf mit fünf Pfund, dem üblichen Handgeld, extra angerechnet. Die Flagge des spanischen Schiffes mußte die Admiralität als eine bedeutende Trophäe von dem glücklichen Flaggleutnant für eine große Summe auslösen. Am Tage unserer Ankunft in Chatam – hier sollte die „Defense" abgetakelt und zum drittenmal von Grund auf repariert werden – fügte es sich, daß auch der Spaniole ankam und natürlich bei den hier zahlreich versammelten hohen und niederen Beamten Aufsehen und große Aufregung hervorrief. Es fehlte nicht viel, so würden unsere Leute sich mit denen vom „Polyphem" auf Tod und Leben geprügelt haben; denn während diese im Übermut sich allerlei Ausschweifungen überließen, stachelte die Unseren der Neid und die gekränkte Ehre zu Exzessen gegen ihre erfolgreichen Kameraden an. Um dem vorzubeugen, wurde die jetzt ohnehin müßige Besatzung der „Defense" aufgelöst und auf andere Schiffe verteilt. Unser Kapitän kaute noch immer, obgleich er an und für sich ein reicher Mann war, an seinem Ärger. Er ließ sich, elend krank, wie er war, nach London schaffen. Dort hat er, soviel ich erfuhr, seinen Abschied genommen, der ihm im Alter von mehr als sechzig Jahren nicht verweigert werden konnte, und ist bald darauf gestorben.

Nach einem halben Jahre trafen wir mit der Mannschaft des „Polyphem" noch einmal zusammen. Bei diesen reich gewordenen Leuten hatte der Luxus so überhand genommen, daß selbst die gewöhnlichen Matrosen ihre Joppen mit massiv goldenen Knöpfen besetzen ließen. Einen großen Teil ihres Vermögens legten sie in Juwelen an, denn zum Verschwelgen auf einer Station war es zu groß. Was man früher verhütet hatte, kam nachträglich um so kräftiger: eine blutige Boxerei kühlte den Rachedurst der ehemaligen Mannschaft der „Defense" gegenüber der kleineren des „Polyphem", und selbst zwischen den Offizieren und Steuerleuten blieb giftige Feindschaft.

RUDOLF PECHEL

Die Briefe des Erasmus

Nomen Erasmi nunquam peribit.

Wenn der Zeitgenosse des Erasmus in England, John Colet, in dem lateinischen Motto seine Bewunderung für den großen Freund dahin festlegte, daß der Name des Erasmus niemals vergehen wird, so läßt noch Conrad Ferdinand Meyer nach fünf Jahrhunderten im „Hutten" Abschnitt XXXIV seinen Ritter gegen Erasmus die schweren Vorwürfe der persönlichen Untreue, der Feigheit, der Unaufrichtigkeit und der Unmännlichkeit erheben, weil „ein offenes Antlitz will die große Zeit", und Abschied für immer von ihm nehmen mit den Worten „Vale, Erasme! Tot und abgetan!" Man kann die Liste der Lober und Hasser aus der Zeit des Erasmus bis in die Gegenwart einander gegenüberstellen, und immer wird sich das gleiche Bild ergeben. Läßt man die plumpen Angriffe gewerbsmäßiger Verleumder und armseliger Ehrabschneider beiseite, so bleiben doch auf der Seite der Urteilsfähigen so ernste und schwere Vorwürfe, daß weder Mitwelt noch Nachwelt ein schlüssiges Bild des Mannes, den man den „geistigen König seines Jahrhunderts" genannt hat, gezeichnet haben. Das lag und liegt nicht nur an den Kritikern, sondern gewißlich in der Persönlichkeit des Erasmus selber, und es hat eine symptomatische Bedeutung nicht nur für diesen Einzelfall, sondern für das große Problem, wie ein wahrhaft geistiger Mensch seine Stellung bezieht zu großen, umwälzenden Bewegungen seiner Gegenwart.

Man hat ihn einen Fuchs, einen Affen, ein Chamäleon genannt, er war „der Unaufrichtige" schlechthin, ein „Dämon mit hundert Angesichten von ganz verschiedenem Ausdruck und Mienenspiel", der berechnende Diplomat und der „flüchtige Improvisator". Und nichts von alledem sagt über das wirkliche Wesen des Erasmus Entscheidendes aus!

Wer seine eigentliche Heimat in der Höhenlage des souveränen Geistes gefunden hat, den scheidet für immer das erfüllte Gesetz seines Lebens von dem, was die Masse in ihren letzten Tiefen aufrührt. Die kristallene Luft des Geistes wird so klar und dünn, daß ein wahrhaftes Teilhaben an den Mühen, Bestrebungen und Nöten der andern nur in der Distanz gegeben ist, das Schulter an Schulter der in der Reihe Marschierenden fällt fort. Der Dienst am wahren Geiste ist Gnade und schwerer Fluch in Einem. Denn für seine Diener gibt es Gemeinschaft mit zweien, vielleicht mit dreien – mit der Masse nie.

Immer wieder wird sich die Frage erheben, wenn ein Umbruch der Zeit erfolgt, warum der oder jener hohe Geist nicht in den Reihen der Kämpfenden stand, wie sich für Erasmus die Frage stellt, warum er nicht dabei war, als Luthers und anderer Reformationen das Leben der Welt in ihren Grundlagen veränderten. Die Frage ist falsch gestellt, weil die Gesetze, nach denen die allein dem Geist Verschworenen ihr Leben ausrichten m ü s s e n, auf einer anderen Ebene liegen, als sie den ungeduldigen Fragestellern überhaupt zugänglich ist.

Jetzt ist ein Buch erschienen, das unserem Gefühl nach da die richtige Antwort

gibt, wo eine Antwort überhaupt zu erwarten ist. Walther Köhler hat die Briefe des Erasmus von Rotterdam verdeutscht und herausgegeben und ihnen eine Einleitung von hohem Rang und vorbildlicher Klarheit vorausgesetzt*.

Köhler hat Erasmus von Rotterdam in seines Wesens Quellen begriffen. Nach ihm liegt die Wurzel des Verständnisses für diese einzigartige Persönlichkeit und zu gleicher Zeit der Grund aller Mißverständnisse darin, daß man das Handeln und Verhalten eines Menschen wie Erasmus be- und verurteilen zu können glaubte, ohne zu begreifen, daß dieser Mann einzig und allein seinem Gewissen sich verantwortlich fühlte. Freilich war dieses Gewissen kein Kollektivgewissen – übrigens eine der widerspruchvollsten Erfindungen, die es je gegeben hat – sondern das Gewissen eines Mannes, der, dem Geist verhaftet, nur seinem Gott Rechenschaft schulden konnte.

Es ist ein Genuß von fast unvorstellbarem Reiz, sich in die Briefe des Erasmus zu vertiefen, voll von sprühendem Geist, in elegantestem Stil und überragender Geistigkeit, geladen mit Esprit, ohne sich zu scheuen, seine Gegner mit einer Lauge schärfsten Spottes zu übergießen.

Man muß den Kampf, den Erasmus zu führen gezwungen war, ganz als eine unabdingbare Ergänzung seines schöpferischen Wirkens ansehen. Er konnte nicht anders, als mit der gesammelten Kraft seines Geistes den Kampf gegen Lüge, Dummheit, Unklarheit, Brutalität, Gewalt, Maulheldentum und Phrasen zu führen. Denn die erhabenen Eigenschaften dieses rein geistigen Menschen mußten ihn so reagieren lassen. Er war ausgezeichnet durch eine geistige Verfeinerung von letzter Vollendung, durch Weltoffenheit, durch Ausgeglichenheit, durch eine ihm selbstverständliche feine Lebenshaltung, durch ein untrügliches Gefühl für wahre Menschenwürde, durch ein rückhaltloses Bekenntnis zum Primat des Geistes, durch tiefste Menschenkenntnis und eine sich aus ihr ergebende bittere, tragische Skepsis gegenüber der menschlichen Natur und ihrer Gebrechlichkeit. Er war der Vorkämpfer des Geistes gegen alle Ungeistigkeit und Gewalt, und hier liegt seine prachtvolle Tapferkeit und sein unsterblicher Adel begründet.

Ein Mann wie Erasmus konnte die umwälzenden Bewegungen seiner Zeit nicht einfach bejahen, sondern sie nur prüfen in völliger Selbständigkeit und aus seiner isolierten Überlegenheit heraus – wie jeder wahrhaftig Geistige zu jeder Zeit. In der klaren und dünnen Luft seiner geistigen Existenz verloren die die Allgemeinheit bestimmenden und aufpeitschenden Begriffe ihren demagogischen oder revolutionären Sinn. Ein Mann wie Erasmus – Kosmopolit durch Bestimmung – konnte den vaterländischen Gefühlen seiner Zeit, die natürlich anders waren als heute, nicht mit Sympathie beipflichten; in der Vaterlandsliebe sah er nichts als eine verzeihliche Schwäche. Er, der Sohn einer dunklen Verbindung, war weder ein Holländer noch ein Deutscher – 1531 schreibt er: „Ich habe nachgerade Deutschland bis zum Speien satt" – noch konnte er in der Schweiz heimisch werden oder in England und Frankreich, wohin ihn die verlockendsten Angebote wiederholt riefen. Und

* Sammlung Dieterich. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. RM. 5.80.

doch in der bittersten Stunde, im Sterben, rang sich von seinen Lippen als letztes Wort der Schrei zu seinem Herrgott in seiner Muttersprache: „Lieve god."

Die innerste Überzeugung seiner Berufung zum Träger des reinen Geistes verlieh ihm nicht nur die souveräne Verachtung alles Ungeistigen, sondern auch die sympathische Gleichgültigkeit gegen seine Wirkung auf andere in der Zeit und gegen den Beifall der Masse. Seine Grenzen liegen in seinen Vorzügen: so stark er oft Worte für die Pflicht zu menschlichem Mitleid findet, so kühl bleibt doch im Grunde sein Beteiligtsein an menschlichem Leid. Wenn ihm etwas fehlte, so war es die letzte und tiefste menschliche Güte.

Die Stellung des Erasmus zu den politischen Problemen seiner Zeit war bei aller Ablehnung des lauten Tageskampfes eine durchaus positive. Dieser Mann, dem die feine humanistische Geistesbildung als eine Verpflichtung gegenüber seinem tief innerlichen Christentum erschien, die ihn vielleicht zu noch schärferen Angriffen, als Luther und andere sie zu führen imstande waren, gegen die Veräußerlichungen und Mißbräuche der Kirche führte, hatte ein großes Programm der Bildung und der Frömmigkeit für die echte reformatio der Kirche und damit des Abendlandes. Das Programm für die Erziehung war das einer feinen universalen Bildung, das seiner christlichen Existenz ein Leben in echter Frömmigkeit nach der Ethik der Bergpredigt.

Und nun greife man zu dem Buche: „Tolle, lege".

Erasmus von Rotterdam

28. Oktober 1466 (oder 1465 oder 1469) bis 11. Juli 1536

Die Bildung macht den Menschen nahezu von Aberglauben frei.

*

Der Rhein kann den Franzosen vom Deutschen trennen, aber nicht den Christen vom Christen.

*

Die Fürsten sollen ein für allemal die Grenzen ihrer Staaten festlegen.

*

Die Wahrheit steht höher als die Freundschaft.

*

Für einen tüchtigen Historiker pflegt zweierlei erforderlich zu sein: Zuverlässigkeit und Bildung. Wie die Leichtfertigkeit eines Schriftstellers mitunter auch wahren Begebenheiten die Zuverlässigkeit entzieht, so pflegt der wissenschaftliche Ernst des Geschichtsschreibers lediglich durch die persönliche Autorität den Dingen selbst eine gewisse Zuverlässigkeit zu geben. Wie die Unkenntnis des Erzählers im Interesse der Glaubwürdigkeit, zu der er gar nicht fähig ist, an sich genügend klare Dinge verdunkelt, herunterdrückt, verunstaltet, so macht der Genius des gelehrten Autors Dunkles hell, Niedriges hoch und setzt Glänzendem ein gewisses Leuchten und Anmut zu.

*

Über die Schimpferei meiner Widersacher, die, nachdem sie alles benagten, jetzt endlich auf meine Wankelmütigkeit sticheln, habe ich gelacht, offen gestanden, da ich nachgerade an derartiges Geschwätz gewöhnt bin, aber es war zum Teil ein unaufrichtiges Lachen. Denn gegen die Verleumdungen dieser Menschen genügte mir ein gutes Gewissen.

*

Stets habe ich mich darum bemüht, daß diese bittere und scharfe, weltbewegende Arznei Luthers irgendwie Gesundheit bringen möchte. Aber ich muß hier sehen, daß gewisse Leute aus dieser Sache ein Privatgeschäft machen — etwas Ekelhafteres und Unerträglicheres als diese Art Menschen habe ich nie gesehen. Luther verachten sie und treiben in geheimem Bunde ihre eigenen Geschäfte. Wenn ich das Gebaren dieser Leute sehe, gewinne ich nicht nur Abstand von jener Sache, sondern auch von der Wissenschaft. Stets höre ich das Wort „Evangelium", aber nichts Evangelisches sehe ich.

*

Im übrigen ist es, wie ich sehe, mein Schicksal, von beiden Teilen gesteinigt zu werden, während ich bemüht bin, für beide besorgt zu sein.

★

Wenn Du mich aufforderst, ich solle mich mit Luther verbünden, so wird das gerne geschehen, wenn ich ihn auf der Seite der katholischen Kirche sehe. Nicht, daß ich damit sagen will, er gehöre ihr nicht an, denn es ist nicht meine Sache, jemand zu verdammen, er steht oder fällt seinem eigenen Herrn. Kommt es zum Äußersten, so daß der ganze Bestand der Kirche ins Wanken gerät, so werde ich inzwischen mich auf jenem festen Felsen verankern, bis die Ruhe wieder eingetreten ist und es deutlich wird, wo die Kirche ist. Und Erasmus wird dort zu finden sein, wo nur immer der Friede des Evangeliums sein wird.

★

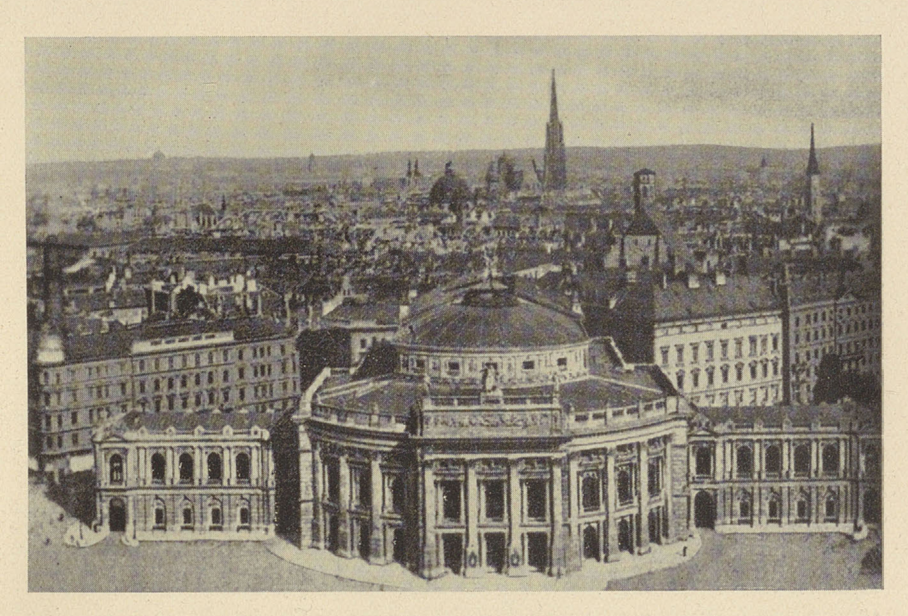
Ich sollte unter persönlicher Lebensgefahr mich zu etwas bekennen, was ich nicht verstehe, oder woran ich zweifle, oder was ich nicht billige? Und einer solchen Partei sollte ich mich anschließen? Bei der ich Menschen sehe, von einer Art, daß ich mich lieber den Türken anschließen möchte? Glaube mir: die Sache des Evangeliums werde ich niemals zu fördern aufhören.

★

Es gibt nichts Besseres für den Menschen als Frömmigkeit, schon mit der Muttermilch sollte das kleine Kind sie einsaugen als fruchtbringenden Keim. Dann kommen, an zweiter Stelle, die freien Künste; an sich sind sie zwar keine Tugenden, aber sie bringen den Geist für die Tugend in Form, sie wandeln Ungeschliffenheit und Rüpelhaftigkeit in Milde und Anstand.

★

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches liegt mir fern, wie ich glaube. Was den Ruhm betrifft, so habe ich, wie ich gestehe, als junger Mann einst es für schön gehalten, von berühmten Männern gelobt zu werden, doch als ich erkannte, welche Last es bedeute, berühmt zu sein, habe ich nichts mehr gewünscht, als womöglich den Ruhm ganz abzuschütteln oder da zu verbergen, wo, wie man sagt, der Hirsch sein Geweih hinlegt. Niemand ist sein eigner gerechter Richter; ganz gewiß. Doch während ich sonst Fehler genug habe, dürfte mir die Ruhmsucht recht fern liegen, aus diesem Grunde: als Luther noch nicht aufgetreten war, und in aller Stille die wissenschaftlichen Studien blühten, dünkte ich mich – um ganz offen die Wahrheit zu gestehen – glücklich durch die Freundschaft mit so vielen gebildeten Menschen; an Lobsprüchen habe ich niemals besondere Freude gehabt, und wenn sie das Maß überstiegen, nahm ich sogar Anstoß daran. Hätte mich der große Beifall seitens der Deutschen erfreut, hätte ich es gern gehört, „Fürst der Wissenschaften", „Oberpriester der Studien", „Beschützer der wahren Theologie", „Stern und Zierde Deutschlands" genannt zu werden, so würde ich jetzt, wo mir das genommen ist, Martern ausstehen.



Das neue Burgtheater. Aufgenommen vom Turm des Rathauses

MAX VON MILLENKOVICH-MOROLD

Ein Burgtheater-Jubiläum

Das Wiener Burgtheater feiert wieder ein Jubiläum. Ein halbes Jahrhundert geht nach der Eröffnung des neuen Hauses an der Ringstraße zu Ende. Diese Erinnerungsfeier ist so bedeutungsvoll wie das große Jubiläum von 1926. Denn der Umzug des Burgtheaters vom alten ins neue Haus war für die Weiterentwicklung der „ersten deutschen Bühne" und den Fortbestand ihres Ruhmes ein tief einschneidendes Ereignis: es ging beinahe um Sein oder Nichtsein.

Das alte Burgtheater war nicht nur das Haus- und Hoftheater des Kaisers von Österreich, sondern auch ein Haustheater der Wiener, zu einer Zeit, als die Stadt noch recht klein war und ganz unverfälscht das „wienerische" Gepräge trug, dessen eigenartige Färbung gewissermaßen sprichwörtliche Geltung erlangt hat. Im einstigen Ballhause nächst der Hofburg, aus dem das sogenannte Burgtheater entstand, wurden abwechselnd Schauspiele, derbe Possen, deutsche, italienische und französische Opern und Ballette aufgeführt. Im Sprechstück, nicht etwa nur in Posse und Schwank, machte sich der Hanswurst breit, der zwar ein echter Träger gesunder und lebenskräftiger Schauspielkunst war und sich durch einige außerordentlich begabte, künstlerisch hochwertige Vertreter auszeichnete, der aber, nach seinem Ursprung, seiner Entwicklung und in Erfüllung dessen, was das Publikum von ihm verlangte, sich manchmal recht trivial gebärdete; der

platteste Witz, auch die unverhüllte Zote, waren ihm nicht fremd. Das ergab ein seltsames Mißverhältnis zu den mitunter sehr steifen und dabei höfisch prunkvollen Opern und Balletten und ebenso zu der Tatsache, daß diese Darbietungen sich am Hofe und in Gegenwart des Kaiserhauses und des Hofstaates abspielten.

Maria Theresia, die für das Theater nicht viel übrig hatte, nahm Anstoß am Treiben des Hanswursts, und ein geläuterter Geschmack konnte an dem Durcheinander des Spielplanes und der Aufführungsstile wenig Gefallen finden. Joseph II., dem seine Mutter schon bei ihren Lebzeiten die Theaterangelegenheiten überließ, erklärte 1776 das bisher verachtete ehemalige Ballhaus zum Hof- und Nationaltheater, worin das „regelmäßige" deutsche Stück zu pflegen und das Stegreifspiel streng verboten war. Oper und Ballett wurden dann vorwiegend und bald ausschließlich im Theater am Kärntner Tor, dem Hofoperntheater, aufgeführt. Damit hatte der Kampf Gottscheds und der Leipziger gegen den Hanswurst und für eine „literarische" Schaubühne an weithin sichtbarer, beachtenswerter Stelle einen glänzenden Sieg errungen. Unter dem „regelmäßigen" Stück hat man sich freilich nicht nur hohe Dichtungen vorzustellen — von denen allein hat das Theater weder früher noch jetzt leben können; und auch das darf nicht vermutet werden, daß am Wortlaut der eingereichten und angenommenen Stücke etwa nichts geändert wurde. Im Gegenteil: über die Eingriffe der Spielleiter und Dramaturgen hatten sich die Dichter in jenen Tagen vielleicht noch mehr zu beklagen als heute. Man weiß, wie namentlich der tragische Ausgang eines ernsten Stückes in der Regel verpönt war, und beispielsweise auch Schiller sich dazu herbeilassen mußte, seine herbsten Tragödien versöhnlich ausklingen zu lassen. Dazu kam in den österreichischen Landen und namentlich am Wiener Hofe eine sehr engstirnige und jedes Kunstverständnisses bare Zensur, die sich mit heiterster Unbefangenheit an den größten dichterischen Eingebungen in beispielloser Art versündigte. Aber wenn einmal der genehmigte Wortlaut endgültig feststand, dann durften die Schauspieler nichts anderes mehr sprechen, als was in ihren Rollen stand, und zu übermütigen Einfällen, zur Bezugnahme auf die Tagesereignisse, war auch für die „lustige Person" keine Möglichkeit mehr gegeben. Die Literatur hatte ein unverbrüchliches Recht darauf, von den Darstellern ernst genommen zu werden, jedes Werk sollte in seiner Eigenart zur Geltung kommen, die Darsteller waren nur Helfer und Mittler.

Für eine tiefere Einsicht war das Stegreifspiel allerdings noch lange nicht von der Bühne verbannt. Alle Schauspielkunst ist ja eigentlich Stegreifspiel, die schöpferische mimische Gestaltung gibt dem Werk die endgültige Form, der Text ist genau genommen nur ein ausführliches Rollenbuch mit den nötigen Anweisungen für die Schauspieler. Und je gewaltiger das Dichterwerk ist, je bedeutsamer es sich der Form des Dramas als seines wirksamsten Ausdrucksmittels bedient, um so mehr hat der Dichter sein Los geradezu in die Hände der Schauspieler gelegt. In Österreich war die mimische Begabung stets besonders groß. Und hier wurde sie genährt und befruchtet durch die ebenso ausgeprägte verständnisvolle Vorliebe des Publikums für das Mimische, für die Kunst des Schauspielers, die hier weit höher bewertet wurde als die dramatische Dichtkunst. Dies

war also der rechte Fruchtboden für eine wirklich lebendige, unmittelbar ansprechende „regelmäßige" Darstellung. Was den Burgtheaterstil vom Beginn bis zur Hochblüte besonders auszeichnete, das war die Frische und Natürlichkeit der Darstellungsweise, die zwar nie ins allzu Gewöhnliche verfiel, nicht minder aber sich von gespreiztem Getue, von pathetischen Übertreibungen fernzuhalten suchte.

Es waren aber nicht nur Wiener Schauspieler, die so gute Arbeit verrichteten. Wien war die erste Stadt Deutschlands und der Sitz des Deutschen Kaisers: von allen Seiten, aus allen deutschen Gauen, kamen die Darsteller nach Wien ans Burgtheater. Hier blieben sie lange Zeit, die berühmtesten fast alle lebenslänglich, hier lebten sie sich nicht nur auf der Bühne, sondern auch in der Stadt völlig ein, was ihnen um so leichter wurde, als just in Wien die rege Anteilnahme des Publikums auch am persönlichen Leben der Schauspieler und der gesellschaftliche Zusammenhang zwischen den Theatermitgliedern und den Bewohnern der Stadt noch größer war als anderswo. Der oft genannte „genius loci" war in diesem Falle kein gedankenloses Schlagwort, sondern eine treibende Wirklichkeit. Etwas Weiches, Liebenswürdiges, wie es den Wienern eigen ist, kennzeichnete auch den Burgtheaterstil, und das Publikum selbst, das für eine Darstellung, die sich zu auffällig vom Leben entfernte, wenig übrig hatte, sorgte durch Zustimmung oder Ablehnung dafür, daß auf der Bühne stets die Grenzen einer glaubhaften und gefälligen Wiedergabe des Dichterwerkes eingehalten wurden.



Das alte Burgtheater (links die Hofreitschule)

Joseph Schreyvogel war der erste bedeutende Leiter des Burgtheaters. Sein unvergänglicher Ruhm ist auch daran ge-

knüpft, daß er den jungen Grillparzer entdeckte und ihm vom Burgtheater aus den Weg zur Unsterblichkeit bahnte. Damals prägte Ludwig Tieck das Wort von der „ersten deutschen Bühne". Aber Heinrich Laube, der in den fünfziger und sechziger Jahren Burgtheaterdirektor war, stellte seinen Vorgänger in den Schatten. Er vor allem legte auf die Deutlichkeit des Wortes, auf die Wahrheit der Gebärden, auf das Leichte, Flüssige der dramatischen Entwicklung den größten Wert und verlieh der Sprechkunst seiner Darsteller durch seine Schulung den höchsten Schliff und Glanz. Gleichzeitig fühlte er sich als Dichter und Kritiker auch der Literatur in hohem Maße verantwortlich und sagte sich, daß die beste Schauspielkunst doch keinen Zweck habe, wenn nicht auch die besten Dramen durch sie „verwirklicht" werden. Er hatte den Ehrgeiz, das Schönste und Dauerhafteste aus dem dramatischen Schaffen aller Zeiten und Völker allmählich seinem Spielplane einzuverleiben, und konnte diesen kühnen und ehrgeizigen Plan auch so weit in die Tat umsetzen, wie es eben bei der Fülle von Dichtungen, der naturgegebenen Beschränktheit jedes noch so reichen und vornehmen Betriebes und der notwendigen Rücksicht auf die Publikumswünsche, die Laube sehr feinfühlig zu erraten und sehr geschickt zu erfüllen wußte, überhaupt möglich war. Franz von Dingelstedt hat dann in den siebziger Jahren das Einzige, das Laube vernachlässigte, das Bühnenbild und die Massenszenen, nach dem Vorbilde der alten Wiener Festoper und in bewußter Pflege des wienerischen Geschmackes, der eben damals einem Makart zujubelte, zu blühender Entfaltung gebracht.

An den Theaterereignissen, die durch diese Entwicklung gegeben waren, nahm das Publikum Anteil wie an Familienfesten und häuslichen Begebnissen. Was die theatralische Kunst in ihren höchsten Augenblicken immer wieder auf zauberische Weise hervorruft, daß die Zuschauer, hingerissen vom dramatischen Erleben, alle eins werden in derselben Empfindung, in einer gemeinsamen Willensrichtung, daß dabei die Standesunterschiede, auch das Trennende in den Meinungen und Ansprüchen, für die Dauer des künstlichen Erlebens aufgehoben sind, das war hier von vornherein gegeben durch das patriachalische Wesen und die einträchtige Gemütsart all der Wiener, die sich da im alten Burgtheater teilnehmend zusammenfanden. Maria Theresia hatte einst, als sie Großmutter geworden, von ihrer Loge aus in den Zuschauerraum gerufen: „Der Poldl hat an Buabn bekommen." Aber auch der verschlossene und auf die Einhaltung der Formen peinlich bedachte Franz Joseph war noch hundert Jahre später in seiner Burgtheaterloge ein Zuschauer wie die anderen, bis hinauf zum „Olymp", und in nichts waren die Wiener auch in bewegten Zeiten so einig wie in der Liebe zum Burgtheater.

Inzwischen war eine neue Zeit angebrochen. Wien war zur Großstadt, zur Weltstadt geworden, das moderne Leben hatte seinen Einzug gehalten, Alt-Wien wurde eine Sage, aber es war keine treibende Wirklichkeit mehr. Das drückte sich am anschaulichsten in der sogenannten Stadterweiterung aus. Die Vorstädte waren längst zu einem Häusermeere zusammengeflossen, nun wurde auch der Festungsgürtel, der die Altstadt umschloß, niedergelegt und die prächtige Ringstraße geschaffen, wo auch ein neues Burgtheatergebäude an bevorzugter Stelle, gegenüber dem stolzen Rathause, seinen gut gewählten Platz fand. Das alte war nicht nur zu

klein geworden, sondern es stand auch der baulichen Vollendung der alten Hofburg im Wege. Das neue aber, schön und stattlich nach außen, herrlich geschmückt im Innern, war geradezu ein Unglück. Karl Hasenauer, der nur für Schmuck und Einrichtung begabte, den Zweck seiner Bauten meist gründlich verfehlende Schüler Gottfried Sempers, hatte für den Zuschauerraum aus unbegreiflichen „Schönheits"-Gründen die Lyraform gewählt, so daß die Insassen zahlreicher teurer Logen überhaupt nichts sehen und hören konnten. Dies machte im ersten Jahre nach der Eröffnung einen Umbau des Zuschauerraumes nötig. Doch das von Hasenauer und den Baubeamten des Oberſthofmeisteramtes verschuldete Mißverhältnis zwischen Bühne und Zuschauerraum blieb bestehen. Das Burgtheater hatte jetzt die besteingerichtete Bühne Europas, die auch heute noch den verwöhntesten Anforderungen genügen würde. Aber sie läßt sich nicht entsprechend ausnützen. Der Zuschauerraum ragt so hoch über die Bühnenöffnung empor, daß der 21 Meter tiefe Bühnenraum niemals auch nur zur Hälfte verwendet werden kann. Höchstens in einer Entfernung von zehn Meter hinter der Rampe gibt der Hintergrund für die Mehrzahl der Besucher noch ein deutliches und halbwegs eindrucksvolles Bild. Die Schauspieler aber dürfen sich nicht weiter als sieben Meter von der Rampe entfernen, wenn ihre Köpfe für die oberen Ränge sichtbar sein sollen. Die seitlichen Logen, darunter die der Bühne zunächst befindlichen einstigen Hoflogen, stehen in einem stumpfen Winkel zur Bühne, so daß der Einblick hinter die Kulissen der Gegenseite immer künstlich verdeckt werden muß.

Hat so der Spielleiter wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen, oder muß er es vielmehr hinnehmen, daß seine geschicktesten Versuche, die Tücken des Raumes zu besiegen, vom Publikum gar nicht richtig erfaßt und nicht gebührend anerkannt werden, so ist vollends der Schauspieler in der übelsten Lage. Die Darsteller, die vor fünfzig Jahren sich im neuen Hause zurechtzufinden hatten, konnten mit den wohlgeübten schlichten und eben dadurch bedeutenden Ausdrucksmitteln nicht mehr viel anfangen. Sie mußten auf einmal schreien – auch die Akustik des zu großen Hauses ist herzlich schlecht – sie mußten in ihrem Gehaben auf Fernwirkungen bedacht sein, an die sie nicht gewöhnt waren, und wenn sie später nach moderner Art flüsterten, wurden sie von einem großen Teile der Zuhörer überhaupt nicht verstanden. Aber auch die geistige „Intimität", die innere Übereinstimmung der Darsteller und der Zuschauer, war nicht mehr möglich. In diesem prunkvollen Raume saßen die neuen Wiener, die politisch und gesellschaftlich in die mannigfachsten Gruppen und Parteien zersplittert waren, und die neuen Reichen, die Träger der liberalen und kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die sich zwar der Kunst gern als eines wirksamen Mittels der „Repräsentation" und des äußeren Glanzes bedienten, denen aber die eingebürgerten Überlieferungen fremd waren oder immer fremder wurden. Es ist bewunderungswürdig, daß das Burgtheater diese Gefahr bestand. War der Ortsgeist ein anderer geworden, so blieb doch der Geist des Hauses, der von den Älteren auf die Jüngeren, von den Größeren auf die Kleineren lebendig übertragen wurde, so daß die Ausdrucksform im ganzen, nachdem sich einmal die nötige Anpassung vollzogen hatte, nicht wesentlich litt und das Zusammenspiel, die gegenseitige Abtönung der verschieden-

artigen Darsteller und ihrer persönlichen Mittel, immer noch die höchste Anerkennung verdiente.

Zwei große Klippen waren da zu überwinden. Der aufkommende Naturalismus hatte sich „draußen" der Dichtung und der Darstellungskunst bemächtigt, war auch in Wien durch Berliner Gastspiele in kleineren und bescheideneren Schauspielhäusern bekanntgeworden, ja er hatte bei den Wiener Aufsehen erregt, und das Burgtheater konnte auch auf diesem Gebiete nicht hinter der Zeit zurückbleiben. Direktor Paul Schlenther, der Berliner, setzte sich im Burgtheater sehr erfolgreich für Ibsen und Hauptmann ein. Aber es war doch nicht das Richtige. Für diese Kunst war der Prachtbau am wenigsten geeignet. Und dann kam eine neue Darstellungskunst auf, als deren Hauptvertreter Joseph Kainz zu gelten hat. Auch ihn wußte das Burgtheater an sich zu fesseln, und es war fast verwunderlich, daß seine stürmische und hitzige Art dem, was man unter „Burgtheater" verstand, nicht den Todesstoß versetzte. Die anderen Mitglieder spielten viel gemessener, sprachen langsamer und verschmähten manche „Effekte", die für Kainz etwas ganz Natürliches waren. Der Hecht im Karpfenteiche erschien aber nicht als Effekthascher, und es gab immer wieder Vorstellungen, in denen er und die älteren Größen des Hauses, von ihm fortgerissen, eine wundersame Einheit bildeten.



Bernhard Baumeister

Hier seien noch drei Darsteller genannt, die den Ruhm des neuen Hauses gemehrt haben. Der eine war Bernhard Baumeister, den schon Laube entdeckt und herangebildet hatte, der unter Dingelstedt berühmt wurde, und der noch im neuen Hause, als würdiger Greis, die kraftvollste, innigste, deutscheste Verkörperung wahrer Männlichkeit und

echter Seelenkraft bis ins höchste Alter geblieben ist. Der zweite war Friedrich Mitterwurzer, der schon im alten Burgtheater erschienen war, aber erst im neuen als der große, unvergleichliche Künstler wiederkehrte, der viel zu früh geschieden ist, der einzigartig das „Klassische" und das „Moderne" in sich vereinte und auf den dann allerdings nur Kainz folgen konnte. Und heute verehren wir in Hedwig Bleibtreu, die vom Volksstück kam und die noch lange nicht den Gipfel ihres Könnens überschritten hat, eine Darstellerin von so adeliger Sprechkunst und so gebietender Erscheinung, dabei von so warmer Herzlichkeit, daß alle Widerstände des Raumes dem ergriffenen Zuschauer nicht mehr zum Bewußtsein kommen.



Mitterwurzer als Philipp II. 1896

Es ist hier nicht der Ort, viele Namen aufzuzählen. Die kleinsten Rollen werden wie in alten Zeiten, und vielleicht noch sorgsamer als einst, immer so besetzt, daß eine echte Burgtheater-Vorstellung zustande kommt. Das Weiche und Liebenswürdige, das Wienerische ist immer noch vorhanden, und wenn ein gefeierter Gast mitwirkt, so zeigt sich vollends, daß es hier nicht auf die Einzelleistung, sondern auf die Gesamtwirkung ankommt.

So sehen wir die ehrwürdige Kunststätte in den letzten fünfzig Jahren in gewisser Hinsicht noch tüchtiger arbeiten, noch mehr erreichen oder behaupten als in früheren, geruhsameren Tagen. In den letzten zwanzig Jahren war sie heftig von der Not bedrängt, unter der Österreich litt. Das alte, in jedem Sinne bessere Publikum war kaum mehr vorhanden, alle möglichen Moden und Neuerungen, die bis an die „entartete Kunst" grenzten, wollten sich auch des



Hedwig Bleibtreu 1894

Burgtheaters bemächtigen. Das ergab vor allem einen Massenverbrauch von künstlerischen Leitern, die entweder ihren guten Willen nicht durchsetzen konnten oder zu den unklaren Verhältnissen bei den vorgesetzten Behörden — das Hoftheater war Staatstheater geworden — in unversöhnlichen Widerspruch gerieten. Wenn schließlich einer kam, der es sozusagen allen rechtzumachen suchte und das Burgtheater vor allem kaufmännisch leitete, so war dadurch das Wesen dieses Theaters verneint, und niemand litt mehr darunter als die Schauspieler. Da wurde die Eingliederung der Ostmark auch von den Mitgliedern und den Freunden des Burgtheaters so recht als Erlösung begrüßt. Die begründeten Zweifel, wie lang sich das Burgtheater als solches, mit dem vollen Inhalt des Kulturbegriffes, den sein Name einst bedeutet hat, noch werde halten können, sie haben keinen Grund mehr. Die Bahn ist frei für deutsche Arbeit, die sich aber nie vom echten und rechten Wienertum entfernen soll, und ebensoviel sittlicher Zwang als geistiger Antrieb fordert und bewirkt nunmehr eine neue, andersartige, das Beste vergangener Zeiten bewahrende, aber kräftig und furchtlos der Gegenwart und der Zukunft dienende künstlerische Tätigkeit.

Bei der Abschiedsvorstellung im alten Hause am 12. Oktober 1888 klang das Festgedicht des Dramaturgen Alfred Freiherrn von Berger in die beschwörenden Worte aus: „Im neuen Haus das alte Burgtheater!" Heute wollen wir sagen und sagen es mit freudiger Zuversicht: „In neuer Zeit ein neues Burgtheater!"

HARALD WEBER

Sterndeutung – Für und Wider

Als vor etwa einem Jahrzehnt mein Buch über die chinesische Sterndeutung erschien*, war man in abendländischen Astrologenkreisen aufs höchste überrascht. Hier tauchte plötzlich eine andre, groß angelegte und bis in die feinsten Einzelheiten ausgearbeitete, uralte Lehre vom Einfluß der Gestirne auf den Menschen, auf seine Wesensart und seine Schicksale auf – und sie war ganz und gar verschieden von der unsern! Der chinesischen Sterndeutung nämlich liegt ein Sonnenkreisjahr zugrunde, das alle sechzig Jahre neu beginnt, und bei ihr besteht das Geburtsbild einfach aus acht seltsamen Schriftzeichen, je zwei für Jahr, Monat, Tag und Stunde der Geburt.

Alsbald stellten und deuteten einige der bekanntesten deutschen Astrologen mein Horoskop, und siehe da! es stimmte im wesentlichen durchaus überein mit meinem chinesischen Horoskop, obwohl in diesem mein Geburtsgebieter der Mars, in jenem der Saturn war. Wie ist das möglich? – Sehr einfach. Die Chinesen haben dieselben Beobachtungen gemacht wie wir, und sie nur in andrer Form aufbewahrt. Es ist das gleiche uralte Erfahrungswissen. Also Ost und West sind auf völlig verschiedenen Wegen zu ungefähr dem gleichen Ergebnis gelangt. Sollte das nicht zu denken geben?

Was ist ein Horoskop? – Nichts weiter als die bildmäßige (im Chinesischen: schriftmäßige) Darstellung des Gestirnstands im Augenblick einer Geburt – sei es nun die Geburt eines Menschen, eines Hundes oder eines Käfers; denn die geistige Höhe des Horoskop-Eigners läßt sich ebensowenig erkennen wie sein Geschlecht. Der Astrologe behauptet lediglich: das Geburtsbild eines Katers, der am 15. August 1769, um neun Uhr fünfzig Minuten morgens, in Napoleons Geburtshaus zur Welt gekommen wäre, würde nicht nur genau so aussehen wie das des großen Welteroberers, sondern der Charakter jenes Katers und seine Schicksale in Katzenkreisen würden denen Napoleons *geglichen* haben. Die Ebene, in der sich alles abspielt, ist nicht feststellbar. Aber seine Josephine, sein Moskau und sein Waterloo wären einem solchen Kater nicht erspart geblieben.

Ein Horoskop ist also nichts weiter als die bildmäßige Darstellung eines Gestirnstands. Der Vater eines jungen Erdenbürgers könnte zur Nachtzeit ebensogut mit der Kamera vor die Türe treten und knipsen, was an Sternbildern und Planeten zu sehen ist, um nachher die Bilder aneinander zu kleben: Junge, da hast du dein Horoskop! – Einfacher und bequemer ist es jedoch, die genauen Gestirnstände aus den „Ephemeriden" abzulesen. Wohlverstanden: aus einem astronomischen, nicht etwa aus einem astrologischen Werk. Bis hierher hat auch der ärgste Zweifler keinen Grund, sich zu beklagen: es geht alles streng wissenschaftlich zu. Der Einwand, daß das ganze Weltbild, weil auf die Erde bezogen, falsch sei, ist unüberlegt; denn wir wollen ja nicht wissen, wie die Dinge von der Sonne her

* Das chinesische Horoskop (Astra-Verlag, Leipzig)

aussehen, sondern wo die Fixsterne und die Wandelsterne in eben diesem besondern Augenblick zu einem ganz bestimmten Punkt der Erdoberfläche standen.

Hieraus folgt: ein Horoskop stellen, das heißt den Gestirnstand berechnen und aufzeichnen, das ist keine Hexerei. Das kann jeder einigermaßen gebildete Mensch innerhalb weniger Stunden erlernen. Jedoch ein Horoskop deuten, will sagen: den Einfluß der Gestirne auf einen bestimmten Punkt der Erdoberfläche ermitteln – das ist eine Kunst, die man erst nach vielen Jahren mühsamer Arbeit einigermaßen zu beherrschen beginnt.

Haben die Sterne denn wirklich Einfluß auf uns? Antwort: man kann manchen Menschen schon äußerlich ansehen, welches Tierkreiszeichen oder welcher Planet bei ihrer Geburt besonders wirksam war. Oft sogar wegen der bloßen Ähnlichkeit mit einem andern Menschen, dessen genaue Geburtszeit man kennt. Wer sich näher mit der astrologischen Typenlehre befaßt, kommt durch Übung bald dahin, daß er hier mit gleicher Sicherheit urteilt, wie ein andrer bei Fremden die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk oder die genaue Rassenmischung erkennt.

Sehr beliebt, aber völlig ungerechtfertigt ist der Vorwurf, daß die Astrologie sich lediglich mit den paar winzigen Planeten befasse, dagegen die Unzahl riesiger Fixsterne unberücksichtigt ließe. Tatsache ist, daß der Astrologe aufs genaueste prüft und wertet, innerhalb welcher Fixsterngruppe bei der Geburt die Sonne, der Mond sowie jeder einzelne Planet stand, ja daß sogar die Fixsterngruppe, die gerade im Osten aufging, als vorwiegend bestimmend für die Körperlichkeit angesehen wird (Aszendent), während die Fixsterngruppe im Scheitelpunkt (Himmelsmitte) als wichtig für den Lebenserfolg gilt. Nur spricht der Astrologe nicht von Fixsterngruppen, sondern von Tierkreiszeichen. Ferner hat man nun schon seit Jahrtausenden beobachtet, daß es nicht unwesentlich ist, wo bei der Geburt die Sonne, der Mond und die Planeten standen (ob über dem Horizont oder darunter, ob im Osten oder im Westen usw.), und daß gewisse Winkel, die sie zueinander bilden, ungünstig, andere wiederum günstig sind. Wer hierfür eine streng wissenschaftliche Begründung verlangt, der sei daran erinnert, daß man z. B. die Wirkung der Gletschersonne längst kannte, ehe die ultravioletten Strahlen entdeckt wurden und die fehlende Erklärung lieferten.

Aber warum den Augenblick der Geburt zum Ausgangspunkt nehmen? Weshalb nicht den doch entschieden wichtigeren Augenblick der Befruchtung, in dem die eigentliche Vererbung stattfindet? Ganz richtig. Nur leider läßt sich der Augenblick der Befruchtung nicht so genau feststellen. Sonst würde man ohne Zweifel von ihm ausgehen. Der Augenblick der Geburt ist nur ein Notbehelf. Wir brauchen und nehmen ein feststellbares Glied aus der zusammenhängenden Kette aller Lebensschicksale. Alles hängt ja zusammen. Man nenne einem geübten Astrologen den Geburtstag und eine Reihe wichtiger Ereignisse aus dem Leben mit genauer Zeitangabe: er wird daraus die ihm unbekannte Geburtsstunde ermitteln. Das klingt unwahrscheinlich. Aber es kommt noch viel seltsamer: aus einem bloßen Körperschaden schon läßt sich mitunter die fehlende Geburtsstunde ermitteln. Dem Laien erscheint es auch wie Zauberei, wenn ein Astrologe ihm sagt: wenn diese und jene wichtigen Ereignisse in deinem Leben zu den angegebenen Zeiten stattgefunden

haben, dann kannst du gar nicht am 4. August geboren sein, sondern erst am 5. August in der Früh.

Rückwärtsblickend, von feststehenden Ereignissen ausgehend, vermögen wir unglaublich viel. Aber vorausschauend, die Zukunft zu ergründen trachtend, erleben wir oft bittre Enttäuschungen, wir armen Astrologen. Neben taggenauen, verblüffenden Treffern gibt es da oft ganz unerklärliche Versager.

Wie bereits erklärt wurde, ist das Geburtsbild sozusagen eine Photographie des gestirnten Himmels im Augenblick der Geburt. Nun bleiben selbstverständlich die Sterne nicht so stehen, sondern sie wandeln weiter auf ihrer Bahn. Dieses Weiterwandeln verfolgt der Sterndeuter wiederum auf Grund der Berechnungen seines hilfreichen Bruders, des Astronomen, in den Ephemeriden, welches Werk die genauen täglichen Gestirnstände gibt.

Erfahrungsgemäß nun üben die laufenden Planeten (zu denen auch Sonne und Mond gezählt werden) d a n n starke Wirkungen aus, wenn die Mehrzahl von ihnen gleichzeitig in bedeutsame Winkelstellungen zu d e n Plätzen tritt, wo im Geburtsbilde wichtige Planeten gestanden oder wo sich der Aszendent und der Scheitelpunkt befunden haben. Warum? Jene Plätze gleichen Empfängern mit verschiedenen Wellenlängen, auf die der betreffende Mensch abgestimmt ist. Werden sie angeklungen, so ertönt wiederum die alte Ich-Melodie. Oder anders ausgedrückt: dann meldet sich das Empfinden, das Fühlen, das Wollen und Begehren — und die Umwelt antwortet durch ein Ereignis. Ist es an sich bereits recht schwierig, zu ermitteln, wann die laufenden Planeten in genügender Anzahl und Stärke gleichzeitig auf empfindliche Punkte des Geburtsbildes einwirken (man muß da Woche für Woche sorgsam nachprüfen), so kommt noch hinzu, daß wir — ehrlich gesprochen — nur über ein beschränktes Wissen verfügen. Zwar sind seit der Entdeckung der neuen Planeten Uranus, Neptun und Pluto bereits manche Zusammenhänge, über die sich ein Kepler vergeblich den Kopf zerbrach, nunmehr erhellt, doch trotzdem stehen wir noch vor manchen Rätseln. Gewiß, es gibt kein starkes Ereignis ohne eine bedeutsame Stellung der laufenden Planeten. Aber nicht selten nehmen die laufenden Planeten eine bedeutsame Stellung ein, und es geschieht — nichts!

Begreiflicherweise haben sich die Astrologen nun nach ergänzenden Hilfsmitteln umgesehen. Die Drehung der Erde um ihre eigne Achse, die Bewegung der Erde um die Sonne, die Wiederkehr der Sonne auf genau denselben Ort usw. — kurz, z e i t l i c h e Berechnungen sollen den r ä u m l i c h e n übergeordnet werden, um zu bestimmen, wann und wann nicht die laufenden Planeten wirksam sein würden. Jedoch voll befriedigende Erfolge hat man bisher mit keinem dieser Systeme erzielt; sonst würden nicht immer weitere, immer neue ausgeklügelt werden. Alle Voraussagen dürfen deshalb nur von M ö g l i c h k e i t e n, von W a h r s c h e i n l i c h k e i t e n sprechen, nie aber von einer Gewißheit. Erst kürzlich habe ich eine Dame, der von einem leichtfertigen Astrologen verkündet worden war, sie würde im achtundvierzigsten Lebensjahr sterben, aus großer seelischer Not befreit, indem ich ihr klarmachte, daß die Sterndeutung kein zuverlässiges Mittel kennt, die Todesstunde zu berechnen. Wir vermögen lediglich zu sagen: dann und

dann ist vermutlich ein Tal zu überqueren. Oder: voraussichtlich wird in jenen Tagen eine Anfälligkeit für Krankheit bestehen. – Ein vernünftiger Mensch, solcher Art gewarnt, klettert dann nicht grade aufs Matterhorn, sondern bleibt hübsch zu Hause, wo er – falls wirklich ein Unfall oder eine Erkrankung eintreten sollte, was keinesfalls gewiß ist! – jedenfalls nicht weit ins Bett und den Arzt gleich zur Hand hat.

Je tiefer man in die „königliche Wissenschaft" (wie einst die Astrologie genannt wurde) eindringt, desto bescheidener und vorsichtiger in seinen Äußerungen wird man. Denn man erkennt die Grenzen allen menschlichen Wissens. Wer mit gottähnlicher Sicherheit Künftiges bestimmt voraussagt, ist gewöhnlich ein Anfänger, ein Lehrling, zur Not ein Geselle, aber kein Meister. Der Meister hat stets Verantwortungsgefühl und menschliche Teilnahme gleich einem Arzt.

Schuld daran, daß der Astrologe seine „Grenzen" vergißt, ist aber letztlich die neugierige, schicksalshungrige Menschheit selber. Da will eine Maid wissen, ob „er" sie wirklich heiraten will; eine Witwe wünscht zu erfahren, wann sie einen zweiten Ehebund schließen werde; eine Frau sucht Auskunft, wieviel Kinder sie ihrem Gatten schenken könne, während ein junger Mann Belehrung heischt, in welcher Lotterie er spielen muß, um das große Los zu gewinnen. Das sind alles Fragen, die in dieser Form kein Astrologe zu beantworten vermag. Auch ahnt der Laie nichts von der Vieldeutigkeit der „Häuser". Die „Häuser" (entstanden aus der täglichen Umdrehung der Erde um die eigne Achse) überschneiden die Tierkreiszeichen (jährliche Umdrehung der Erde um die Sonne) und geben Auskunft über sämtliche Lebensgebiete. So z. B. umschließt das dritte Haus: Geschwister, Verwandte, Briefwechsel, Verträge, mündlichen und schriftlichen Ausdruck, kleine Reisen usw. – Selbst wenn also der Astrologe berechnet: in diesem Hause wird sich etwa Mitte nächsten Monats wohl etwas begeben, dann weiß er noch immer nicht w a s? Einen gewissen Anhalt zwar gibt ihm die Natur der laufenden Planeten und die Art ihrer Bestrahlung des dritten Hauses sowie eine gleichzeitige Einwirkung auf andre empfindliche Punkte des Geburtsbildes, jedoch läßt sich keineswegs in einem solchen Falle immer mit Gewißheit sagen, ob z. B. ein Streit mit Geschwistern, Verdruß durch Schriftstücke, Scheitern eines Vertrags, Antritt einer Reise oder ähnliches zu erwarten steht. Ohne die persönlichen Verhältnisse der betreffenden Person zu kennen, ist es oft kaum möglich, das Richtige zu treffen. Mit einer gewissen Sicherheit vermag der Astrologe jedoch solche Geschehnisse zu beurteilen, die in ihren Anfängen bereits gegeben sind. So z. B. ob der in einem Rechtsstreit schon angesetzte Verhandlungstag Sieg oder Niederlage bringen wird; welches die günstigste Zeit für einen notwendigen, aber nicht aufschiebbaren ärztlichen Eingriff ist; wann bei einer bestehenden Krankheit die Besserung oder Heilung zu erwarten steht und dergleichen.

Mit größter Vorsicht aufzunehmen sind die in astrologischen Kalerndern gemachten Angaben über künftiges Geschehen. Denn obwohl solche Arbeiten zumeist von erfahrenen Astrologen herrühren, werden die Menschen hier einfach zu Gruppen zusammengefaßt: „die zwischen dem 15. und 20. Februar Geborenen" – also ohne jede Berücksichtigung des Geburtsjahres, der Geburtsstunde und des

Geburtsorts. Statt nach seinem ganz persönlichen Geburtsbild beurteilt und beraten zu werden, wird hier der Einzelne nur nach einem T e i l seines Geburtsbildes, ohne Kenntnis des G a n z e n, mit Voraussagen für das kommende Jahr versorgt. Da die Stellung der großen Planeten (Neptun, Uranus, Saturn, Jupiter und Mars) zum Stande der Sonne ohne Zweifel von Wichtigkeit ist, so treffen tatsächlich manche Voraussagen zu. Aber jedes Geburtsbild ist etwas Einmaliges, nie genau so Wiederkehrendes. Allen denen „zwischen dem 15. und 20. Februar Geborenen" passen ja auch nicht die gleichen Stiefel. Und ein Schicksalsschlag, der einem am 15. Februar geborenen Greis vielleicht aufs Totenbett wirft, spornt einen am 15. Februar geborenen Jüngling möglicherweise zu einem „Nun gerade!" an.

Aber der Wunsch, die eigne Zukunft zu erfahren, läßt die Leute sich nicht mit dem begnügen, was die Sterndeutung wirklich versteht, weil sie da festen Boden unter den Füßen hat, sondern immer wieder wollen sie den Astrologen ins offne Meer zeitlicher Voraussagen hinauslocken. Und da die große Menge nicht zu unterscheiden weiß zwischen Pfuschern, Handwerkern und Künstlern, fällt sie gewöhnlich den Pfuschern in die Hände oder gar marktschreierischen Betrügern, die von Sterndeutung überhaupt nichts verstehen, sondern sie nur als Aushängeschild benutzen.

Das eigentliche Gebiet der Sterndeutung ist nicht die Voraussage, die Enthüllung der Zukunft, sondern Charakterkunde. Der erfahrene Astrolog nämlich liest in einem Geburtsbilde wie in einem offnen Buche. Zwar vermag er weder die geistige Höhe noch die Gesellschaftsschicht des Horoskop-Eigners zu erkennen, aber alles andre liegt klar vor ihm: die Stärke des Machtstrebens; die unbewußte Art, sich zu geben; die Verstandsbegabung; die Richtung der Sinnlichkeit (auch Neigung zu abwegigen Empfindungen läßt sich z. B. erkennen) sowie das künstlerische Gefühl; das Begehren und Durchsetzungsvermögen; die Fähigkeit, sich einzuordnen, aber auch die Fähigkeit, als Wirkordner zu schaffen; die Ausdauer und der Lebensernst sowie die Sparsamkeit; die Erfindungsgabe; das Einfühlungsvermögen — und alle einander ergänzenden oder einander widerstrebenden Beziehungen, die auf jenen verschiedenen Gebieten bestehen. Hieraus vermag der Astrolog auch die besondere Berufsbegabung und die allgemeinen Erfolgsaussichten im Leben zu erkennen. Er weiß, welcher Ergänzungstyp gesucht wird, und kann (durch Vergleich zweier Geburtsbilder) feststellen, ob dieser Mann zu jener Frau oder als Geschäftsteilhaber zu einem andern paßt usw.

Ferner sieht der Astrolog aus dem Geburtsbilde, welche Körperteile besonders anfällig sind für Erkrankungen und Verletzungen; er kennt die Stärke der Lebenskraft sowie die mutmaßlichen Aussichten für Nachkommenschaft, für Gelderwerb, für Ehre und Ruhm, für Glück in der Ehe, Förderung durch Freunde und Gönner oder Hinderung durch Gegner usw. — wobei immer wohlverstanden sein muß, daß Glück und Unglück nicht als ein Fremdes, Unverdientes von a u ß e n an uns herantreten, sondern der Widerhall der Welt auf unsre persönliche Note sind. Unser Schicksal kommt von i n n e n.

Rundschau

Der Altar des Friedens. Als die Ara pacis des Augustus in den letzten Septembertagen in Rom eingeweiht wurde, verzichtete Mussolini darauf, diesen feierlichen Akt mit einer Rede, wie man sie von ihm erwartet hatte, zu begleiten. Dafür ergriff aber der tschechische Staatspräsident Eduard Benesch das Wort und verfügte die totale Mobilmachung der Tschechoslowakei. Dieser kleine Staat, eine unorganische Schöpfung aus dem haßerfüllten Geist der Friedensverträge nach dem Weltkriege, drängte sich durch diese Maßnahme erneut so stark in den Vordergrund allen politischen Geschehens, daß die kriegerischen Ereignisse im Fernen Osten, in Spanien ebenso dadurch verblaßten wie die Unruhen in Palästina. Die deutsche Antwort blieb nicht aus. Der Führer und Reichskanzler hatte auf dem Nürnberger Parteitag unzweideutig und unmißverständlich den deutschen Anspruch auf die endgültige Regelung der sudetendeutschen Frage angemeldet. Nun gab es kein Ausweichen mehr, und die Staatsmänner der Welt standen vor der Entscheidung, ob sie zu der von Deutschland angestrebten endgültigen Lösung in friedlicher Form ihre Hand bieten wollten oder nicht. Der englische Premierminister Neville Chamberlain tat einen Schritt, der in der Geschichte des Britischen Empire etwas Erstmaliges und Einmaliges bedeutet, einen Schritt, der seine staatsmännische Weisheit, seinen klaren Wirklichkeitssinn und sein edles sittliches Wollen in gleicher Weise ehrt: er begab sich nach Berchtesgaden zu einer persönlichen Aussprache mit Adolf Hitler im vollen Einverständnis mit der französischen Regierung. Die Ereignisse der letzten Tage sind zu sehr in das Bewußtsein aller eingebrannt, als daß sie hier im einzelnen noch wiederholt zu werden brauchten. Dem ersten Besuch Chamberlains folgte ein zweiter. Frankreich und England hatten der Tschechoslowakei die Zusage abgerungen, in die Abtretung der rein deutschen Gebiete an das Reich einzuwilligen. Als nun angenommen werden mußte, daß entgegen dieser eindeutig klaren Lage die Tschechen nicht an die notwendige sofortige Erfüllung ihrer Zusage gehen wollten, hat Adolf Hitler noch einmal der Welt unter Fristsetzung für die Tschechen bis zum 1. Oktober seinen Willen bekundet, die bedrängten Sudetendeutschen zum Reich zurückzuholen. Wenn diese Zeilen in Satz gehen, ist noch nicht entschieden, ob der gute Wille der leitenden Staatsmänner diese – an der Größe der europäischen Aufgaben gemessen – unbedeutende Frage regeln kann, ohne daß ein neuer Weltkrieg mit seinen unausdenkbaren Folgen für die gesamte Welt ausbrechen wird. Adolf Hitler hat in seiner letzten Rede mit stärkstem Nachdruck gesagt, daß nach der Erfüllung seiner Forderung auf Rückkehr der Sudetendeutschen ins Reich keinerlei territoriale Forderungen vom Reich an Europa mehr erhoben werden würden. Es bleibt zu hoffen, daß er durch diese Worte den Kreisen in England und Frankreich, die keine Mittel unversucht lassen wollen, um den Frieden zu erhalten, die Möglichkeit gegeben hat, sich gegenüber den Kräften, die in diesen Ländern zum Kriege treiben, durchzusetzen – um so mehr als auch Roosevelt zum Frieden mahnt. Mussolini hat in seinen Reden in Oberitalien nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß er, wenn es, entgegen

seiner Hoffnung, zu einem neuen Weltbrande kommen sollte, seinen Platz an der Seite des Reiches gewählt habe. Das stützt die gering gewordene Hoffnung auf eine friedliche Lösung, an der nur ein einziger Staat kein Interesse hat: Sowjetrußland. Unruheherde müssen beseitigt werden. Die heutige Tschechoslowakei bedeutet eine ständige Bedrohung des Friedens. Die Erfüllung der Ansprüche ihrer Minderheiten auf Selbstbestimmung würde mit einem Schlage die Luft entgiften und den Weg für europäische Zusammenarbeit freimachen. Die Völker wollen den Frieden. Ihre Hoffnungen gehen dahin, daß der Altar des Friedens für ganz Europa eine andere als eine rein historische Bedeutung erhalten möge.

(Abgeschlossen 28. 9. 38, 12 Uhr mittags.)

Albrecht Penck 80 Jahre. Der große deutsche Geograph, der in würdiger Nachfolge von Ritter und Richthofen der deutschen geographischen Wissenschaft entscheidend Richtung und Impuls gegeben hat, feierte am 25. September seinen 80. Geburtstag. Albrecht Penck ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" in seiner Arbeit vertraut. Unsere Wünsche und unsere Huldigung können wir nicht stärker unterstreichen als mit den Worten, die wir zu seinem 70. Geburtstage in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten: „Als Albrecht Penck auf der Höhe seines Lebens stand, als er ein Werk vollendet hatte, das um ein Vielfaches größer war als das der anderen, trafen unser Volk Krieg und Zusammenbruch. Daß er sich damals nicht wie so viele andere hinter seine Bücher rettete, sondern die Folgerungen aus der Not für sich und andere mit jugendfrischer Entschlußkraft zog, daß er damals die so lang vernachlässigte Erforschung des deutschen Volkes und seiner Leistungen in kultureller und materieller Hinsicht aufnahm und aufnehmen ließ, daß er auf den Vergleich mit den anderen großen Kulturvölkern hindrängte: das ist das ganz Einzigartige dieses Mannes."

Zum 25 jährigen Todestage Rudolf Diesels. In der Nacht vom 29. auf den 30. September 1913 verschwand auf der Überfahrt nach England Rudolf Diesel, der Schöpfer des nach ihm benannten Motors. Er schied aus dem Leben in voller Klarheit darüber, daß seine Arbeit berufen war, die Technik und den Zustand der Welt umzugestalten. Auch die Welt sah vor einem Vierteljahrhundert diese Wirkungen schon voraus, die sich in der Tat inzwischen von Jahr zu Jahr steigerten und in diesem Zeitpunkt fast zu kulminieren scheinen. Die Kraftmaschinenseele des Zeitalters ist der Dieselmotor. Ein neuer Weltkrieg würde auch insofern unter seinem Zeichen stehen, als ein großes Teilziel des großen Kampfes die Ölfelder der Erde wären. Die Macht von Diesels Erfindung allein würde die Erinnerung an seinen Todestag auf fast mythische Weise zu erwecken vermögen. Es kommt dazu, daß die Art seines Todes als Rätsel, fast als ein Mythos empfunden wurde. Mit alle dem vereinigte sich die Nachwirkung der bedeutenden Persönlichkeit Diesels, um die so viel erbitterter Streit gewogt hatte. Und endlich wirkte sein Untergang fast wie ein Symbol für die Todesgefahren, in welche die Welt durch den hemmungslosen Fortschritt der Technik gebracht worden war. Wir stehen heute alle in großer Gefahr, weil die Menschheit, vor

allem in der Politik, die Formen noch nicht gefunden hat, die der unglaublichen Wandlung aller Zustände im Gefolge der Technik entsprechen würden. Es entstanden also Mythen. Nicht nur der häßliche „Dieselmythos" des Professor Lüders, das Musterbeispiel einer kleinen und gehässigen Schmähschrift, in der Diesel als Idiot und Betrüger dargestellt war. Es entstand eine Art von Schicksalsmythos, es entstand ein technischer Mythos. Schließlich, anknüpfend an seinen Tod, der nie ausbleibende sensationelle Hintertreppenmythos. Über den letzten seien hier einige Worte gesagt, denn er ist diesem Augenblick, in welchem die politische Propaganda in der ganzen Welt entfesselt ist, auf fast schauerliche Weise wieder lebendig geworden. Jeder, der sich ein wenig um die wahren Sachverhalte kümmerte, wußte schon früher, wie jenes Unglück zustande gekommen war. Seit der im vorigen Jahr erschienenen, von seinem Sohn verfaßten Biographie ist der breiten Öffentlichkeit vorgelegt, was gesagt und geklärt werden kann. Ein hervorragender schwedischer Ingenieur schrieb neulich: „Es gibt kein Dieselmysterium". Aber eine gewisse Art von Journalismus will auch heute diese Mysterien nicht entbehren. Nicht ohne Zusammenhang mit der Weltpolitik tauchen umfangreiche bebilderte Abhandlungen in der Presse verschiedener Länder auf. Diesel soll von der deutschen Industrie ins Unglück gestürzt, von der deutschen Admiralität ermordet worden sein. Diese Abhandlungen benützen sogar Bilddokumente, die nur aus der erwähnten Biographie stammen können, sie verschweigen aber die Tatsachen des Buches und erzählen phantastische Schauerromane, worin kein Detail, kein Datum, kein technischer Zusammenhang stimmt. Die psychologische Weltlage wird durch diese offenbar propagandistischen Vorgänge blitzartig beleuchtet.

Der Tod von Thomas Wolfe ist nicht nur für die Vereinigten Staaten Nordamerikas, sondern für die gesamte geistige Welt ein harter Verlust. Für Nordamerika ein unersetzlicher, für die geistigen Menschen der anderen Welt ein tief schmerzlicher. Nur 38 Jahre ist dieser Nachkomme von Deutschen, die vor 200 Jahren in Pennsylvanien einwanderten, geworden, als eine Operation seinem Leben ein Ende setzte. Um seinen Tod ist etwas von der Erbitterung über Sinnlosigkeit, und das Versöhnende einer frühen Vollendung tritt dahinter zurück. Thomas Wolfe, der mit 25 Jahren seinen ersten großen Roman „Look homeward, angel" schrieb und dann in unerhörtem Aufstieg sein gewaltiges Epos „Von Zeit und Strom" begann, von dem zwei Bände nur vollendet wurden, und dessen Novellensammlung „Vom Tod zum Morgen" ebenso wie seine Romane in Deutschland schnell eine starke Anhängerschaft gewann, war einer der wenigen, die berufen waren, von dem neuen amerikanischen Lebens- und Weltgefühl zu künden und durch die Verkündung und seine Interpretation es entscheidend formen zu helfen. Man griff sicher nicht zu hoch, wenn man ihn „die markanteste lebende Verkörperung des amerikanischen Genius" nannte. Sein Schaffen war im Grunde die Vollendung der geistigen Unabhängigkeitserklärung der Staaten von der Alten Welt. Gerade weil er so ganz national-amerikanisch war, erhob sich sein Werk in die Höhe der Weltliteratur. In ihm war eine brausende

Kraft des Schaffens und Gestaltens, die sich trotz oder gerade wegen seines Wissens um die Unerbittlichkeit der menschlichen Existenz in einer fast fieberhaften Stärke auswirkte. Wie er in seinem Erstlingsroman in mitreißender Leidenschaft, nichts von dem Grauen und der Härte verschweigend, den Ursprüngen seines Geschlechts nachging und dann in den neuen Romanen in dem Schicksal der eignen Familie das Schicksal der Staaten symbolhaft erstehen ließ, so war in allen seinen Werken das trotzige und sieghafte Dennoch des männlichen Mannes gegenüber dem Schicksal, der nichts kennt als die Losung: die Tat oder den Tod! Ihn hat das blinde Schicksal aus der Fülle des Daseins gerissen, sein Werk wird bleiben, nicht nur seinen Landsleuten, sondern der gesamten Welt, die sich trauernd vor dem vollendeten Genius neigt.

Berliner Theater. Die diesjährige Saison begann etwas zögernd und unter Herausstellung vorerst meist schon von früher bekannter und als bühnenwirksam bewährter Stücke: Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" (Rose-Theater), Sophus Michaelis' „Revolutionshochzeit" (Komödienhaus), Herczegs „Blaufuchs" (Komische Oper), Dario Nicodemi-Lerbs „Scampolo" (Kleines Theater), Ibsens „Die Frau vom Meer" mit Agnes Straub (Komödie) und im Deutschen Theater in einer vollendeten Aufführung, die alle Möglichkeiten des Stückes erschöpfte, Bernard Shaws Komödie „Mensch und Übermensch". Auch Ralph Arthur Roberts griff auf ein vor drei Jahren erfolgreiches Stück „Hau – ruck" zurück (Theater in der Behrenstraße). – Einen starken Akkord in das Berliner Theaterleben brachte erst das 25jährige Bühnenjubiläum von Werner Krauß, der im Staatstheater in seinen großen Rollen Abend für Abend spielt, darunter auch in dem dankenswerterweise in den Spielplan der Staatsbühne aufgenommenen „Gneisenau" von Wolfgang Goetz. Sonst herrschte die Komödie: Juliane Kay mit ihrem Lustspiel „Der Birnbaum" (Deutsches Theater), das nicht mehr Ansprüche stellt als Eberhard Foersters Lustspiel „Die Frau nach Maß" (Theater in der Saarlandstraße) und die Komödie von Harald Bratt „Ein großer Mann privat" (Theater am Kurfürstendamm). Wenn man feststellt, daß das Publikum sich von Herzen mit den freundlichen Unwahrscheinlichkeiten freute, ist alles Notwendige gesagt. – Ein starker politischer Akzent liegt auf dem Schauspiel von Hanns Gobsch „Der Thron zwischen Erdteilen" (Theater am Horst-Wessel-Platz), in dem Gobsch wiederum zeigt, daß er ausgesprochenen Sinn für die großen politischen Zusammenhänge hat. Hier schuf er in seiner Katharina von Rußland die historische Persönlichkeit mit ihren menschlichen Schwächen um zu der geborenen und berufenen Herrscherin, die als Mensch des Westens die zügellosen Mächte des Ostens zurückdrängt und aus eigenem Recht die Herrschaft antritt.

WILLY KRAMP

Die Fischer von Lissau

Roman

„Ihr meine gelben Haare,
Was flattert ihr so im Winde?
Und du, mein sinnend Herze,
Sag, wohin setz' ich das Segel?"
Aus Ostpreußen.

1.

Als Wilhelm Perbandt eben fünfzehn Jahre alt geworden war, ertranken in einer kalten Aprilnacht seine beiden Brüder Fritz und Heinrich samt dem Vater im Frischen Haff. Sie waren das weite Stück von ihrem Dorf Lissau bei Königsberg bis hinauf zur Elbinger Bucht gefahren, wo sie um diese Zeit auf dem klaren Grund den Kaulbars fingen, und auf dem Rückwege gerieten sie in den Sturm. Da es stockfinster war und weil sie allein fuhren, bemerkte niemand das Unglück. Der Müller von Passarge hörte zwar ein Rufen auf dem Wasser, und er setzte sich nach einiger Zeit auch auf sein Pferd und ritt den Fluß hinauf ins Dorf zu den Fischern. Aber da der Müller schon oftmals von Stimmen und Bildern genarrt worden war, die nur aus ihm selber kamen, und da er die Männer deshalb schon früher ohne Not aus ihren Betten geholt hatte, so sagten sie auch jetzt „Ach, wer weiß, was du wieder gehört hast, wir lassen uns von dir nicht zu Narren machen!" und fuhren nicht aus. Erst am nächsten Morgen fanden die Angler von Bahnau die gekenterte Sieke der Perbandts. Die Leichen der Ertrunkenen fanden sie nicht.

Es war das Jahr 1899.

Aber in der achten Nacht nach dem Unglück erschien Oswald Perbandt, der Vater, im Traum seinem Nachbarn, dem alten Gey, als der auf dem Haff ankerte, und sagte: „Bernhard, kommt jetzt gleich mit den ganzen Booten und holt uns. Denn es ist der neunte Tag, und wenn ihr nur einen Tag länger wartet, dann hat uns der Strudel aufgeholt und in die offene See getrieben. Aber kommt gleich, sonst seht ihr uns nie wieder."

„Aber wo seid ihr denn, Oswald, wo sollen wir euch suchen?" fragte der alte Gey im Traum.

„Sucht uns beim großen Stein von Balga, wo ihr das Boot gefunden habt, etwas westlich davon", antwortete Perbandt. „Mich werdet ihr gleich finden, auch meinen Heinrich. Nach dem dritten werdet ihr lange suchen müssen, aber laßt nicht nach."

Der alte Gey versprach ihm im Traum, daß alles nach seinem Verlangen geschehen sollte. Er fuhr noch in der gleichen Nacht nach Lissau zurück, und den nächsten Morgen schon segelten sie mit gutem Wind nach den Balgaer Steinen, fast alle Fischer von der Bucht unten, so daß es an die zehn Boote waren. Sie hatten an die kräftigsten Angelleinen starke Haken geknüpft; nun banden sie die

Leinen aneinander und beschwerten sie an vielen Stellen mit Steinen. Am Nachmittag, da sie angelangt waren, ließen sie die Angeln in einer Breite von mehr als zweihundert Metern herab und schleiften die schweren eisernen Haken über den Grund, daß sie die Toten bei den Kleidern greifen sollten. Den Vater der Perbandts fischten sie schon beim dritten Zug. Sie hoben ihn in das Boot des alten Gey; er war noch nicht entstellt, denn solange die Toten unter Wasser liegen, bleiben sie, wie sie im Leben waren. Erst die Luft macht sie blau und stinkend. Nicht lange danach fanden sie auch Heinrich, den ältesten Sohn, der im Leben schön und stark gewesen war, aller Mädchen Freund, ob er gleich selbst nicht mit ihnen lachte und fröhlich war. Ihm war im Leben jede Frage zuviel gewesen; er sah auch im Tode aus, als wolle er nichts mehr gefragt werden.

Aber Fritz, den zweiten, suchten sie bis zur Dunkelheit und fanden ihn nicht. Einige sagten: „Den finden wir nicht mehr!" und wollten wieder nach Hause fahren, nach Lissau. Aber der alte Gey sagte: „Habt noch Geduld. Er war im Leben unfolgsam und riß nur immer das Maul auf und war nie zu finden, wenn man ihn brauchte. Wie soll es im Tode anders sein?"

Und so zogen sie in langer Reihe die beschwerten Angeln wieder und wieder durch das tiefe Wasser, dieweil in Geys Schiff die Leichname von Vater und Sohn fremd nebeneinander lagen. Zug um Zug fuhren die Toten mit, als hülfen sie den Sohn und Bruder suchen, der sich im Tode wie im Leben so schwer finden ließ.

Endlich aber, als es schon ganz dunkel geworden war, sagten alle Fischer: „Vater Gey, und wenn wir selbst die ganze Nacht suchen und suchen, den finden wir nicht mehr. Den hat der Strudel hochgeholt und in die See getrieben. Deshalb laß uns jetzt umkehren und nach Hause fahren. Es ist Nacht, was sollen die Frauen denken?"

Doch da bat sie der alte Gey inständig und sagte: „Einen einzigen Zug laßt uns noch tun, Männer, und dann wollen wir nach Hause fahren. Denn Oswald Perbandt ist mir im Traume erschienen, als ich in der vergangenen Nacht hier ankerte; er sah mich mit lebendigen Augen an und sagte: ‚Den dritten werdet ihr lange suchen müssen, aber laßt nicht nach.' Also kommt; denkt, wenn es euer Sohn wäre. Bei diesem letztenmal werden wir ihn finden."

Die Männer glaubten nicht mehr daran, aber da der alte Gey sie bat, schleppten sie noch einmal die Angeln mit den Haken den Grund entlang. Und siehe, diesmal zogen sie auch Fritz, Oswalds zweiten Sohn, empor. Er lag weit ab von der Stelle, wo das Boot getrieben hatte und wo auch die beiden anderen Fischer gefunden worden waren; und als sie ihn hochzogen, um ihn auf Geys Schiff neben Vater und Bruder zu legen, da hatte er richtig den Mund weit auf, als wolle er schimpfen und sich über die Ungerechtigkeit der Welt beklagen.

In der kleinen Bucht von Lissau, zwischen dem Hause der Perbandts und dem Wasser des Haffs, standen die Frauen und die Kinder und warteten. Als sie die Boote kommen sahen, drängten sich immer mehr auch von den oberen Häusern herzu und starrten schweigend ins Dunkel. Ganz vorn am Wasser stand Wilhelm Perbandt mit seiner Mutter, und noch bevor die Boote in Rufweite gekommen waren, begann die Frau mit tränenheiserer Stimme zu schreien: „Habt ihr sie? Habt ihr sie?" Und fuhr fort, so zu schreien, immer lauter und rauher in die

stille Aprilnacht hinein, bis der alte Gey auf dem ersten Boot sie hörte und ruhig zurückrief: „Alle, Lina. Alle drei."

Da verstummte das Weib. Aber während nun die zehn Segel alle auf einmal stumm aus der Dunkelheit hervorwuchsen und während durch die Reihen der Frauen ein hochstimmiges, zuweilen in lautes Weinen umschlagendes Klagen ging, sah Wilhelm Perbandt, daß seine Mutter schwach auf die Knie gesunken war und zitterte wie Gras im Wind. Aber sie blieb stumm, jetzt und auch bei allem Folgenden. Nur einmal mitten in der Nacht erwachte der Junge von einem entsetzlichen Schrei, und als er erschrocken auffuhr, sah er die Mutter steil im Bett sitzen und mit dem Finger nach dem Tisch hin weisen. Aber dort lag nur die offene Bibel und ein angefangenes Brot, sonst nichts . . .

Und so schlief er bald wieder ein.

In dieser Nacht wachten die Männer abwechselnd bei Geys Boot, denn sie wollten die Toten bis zur Stunde der Beerdigung unter Wasser halten. Am nächsten Morgen, als sie sie in die Särge taten, bedeckten sie ihre Gesichter mit Tüchern, die in Essig getränkt waren; da es aber ein warmer Frühlingstag wurde, liefen die Hälse der Leichname dennoch bald blau an, und jedermann war froh, als sie unter der Erde waren. Wilhelm sah die Gesichter des Vaters und der Brüder nur einen flüchtigen Augenblick, er sah auch die Zeichen der Verwesung darauf und begriff erschrocken, daß diese stummen, häßlichen Fremden in der Welt der Lebendigen nicht mehr geduldet werden durften.

Zum Begräbnis trug er den schwarzen Anzug, den er eigentlich erst zum Fest seiner unmittelbar bevorstehenden Einsegnung hatte tragen sollen. Die Mutter sagte, als sie ihm den dunklen Knoten um den steifen Kragen wand: „Anzüge hast du jetzt die Menge, mein Wilhelm."

Als nach der Totenandacht die Särge das Haus verlassen hatten, gingen die Mutter und der alte Gey nach heimlicher Verständigung noch einmal in die Stube zurück, stießen Stühle, Bänke und Schemel am Tisch eilends um, kamen wieder heraus und reihten sich hinter den Särgen in den Zug ein, der sich alsbald in Gang setzte. Aber der alte Pfarrer aus Poraithen hatte wohl bemerkt, was geschehen war, und sagte mit strenger Stirn: „Was war denn da noch, Gey?"

„Sie wollten nicht weg vom eigenen Tisch."

„Die Toten gehören dem Herrn", sagte der Pfarrer.

„Oder dem Teufel", mischte sich die Frau ein.

„Auch der Teufel gehört dem Herrn!" sagte der Pfarrer und sah zornig geradeaus. Und am Grabe betete er laut darum, daß es doch dieser hier versammelten Gemeinde genug bleiben möchte, allein im Glauben zu wandeln, statt sich nach dem Schauen Seiner verborgenen Herrlichkeit zu drängen.

Denn wer Gott schaut, stirbt.

Es war ein schöner Tag. Ein leichter Wind trieb die sanften Wellen des Haffs zärtlich vor sich her und sandte sie mit weichem, flachem Aufschlag in die Bucht, an der das Haus der Perbandts nur wenige Schritte vom Rande des Wassers entfernt stand. Die ersten grünen Zeichen des Frühlings waren zaghaft über Feld und Busch verstreut; die Sonne schien freundlich auf das Dörfchen Lissau

herab, dessen älteste Häuser unten an der Bucht standen, zu welchem aber auch einige der neueren Anwesen höher am Walde gehörten. Dort oben lag auch Adlig-Aressau, das alte Gut, von dem jetzt ein Stück nach dem andern verhandelt wurde. In demselben Maße, wie sich der Gutsbesitz dadurch verringerte, wuchsen die Siedlerhöfe ringsum; aber an den Festen kamen die Leute aus den oberen Häusern doch immer noch an die Bucht zum Tanzen und Singen, obwohl sie dort oben schon den Kram- und Schnapsladen und nicht viel weiter fort den Elchkrug im Walde hatten. Das Herz des Dorfes schlug unten an der Bucht, in den paar schilfgedeckten Häusern, in denen die Perbandts, Geys, Freudenreichs, Balduhns, Zerulls, Zochs, Kalweits, Lohses und Prodiens eng, ärmlich und in steter Bedrohung durch das Wasser wohnten.

Während des Leichenschmauses saß die Mutter steif und zerstreut unter den laut essenden und redenden Gästen am Tisch. Aber als die meisten gegessen und getrunken hatten und einzelne schon nach Hause gingen, um zu melken und zu füttern, da warf die Frau dem alten Gey wiederum einen heimlichen Blick zu, den dieser still mit dem Kopf nickend empfing. Nach einer Weile hörte er auf zu essen, erhob sich ruhig, legte seine Hand auf Wilhelms Schulter und sagte ihm leise ins Ohr: „Wilhelmchen. — — — Tu jetzt alles aus der Hand und komm mit.“

„Wohin, Onkel?“ fragte Wilhelm.

Aber der Alte, der die Mutter inzwischen wieder angesehen und dort seinerseits einen zustimmenden Blick erhalten hatte, wiederholte nur freundlich: „Hör auf mit Essen und komm.“

Und er nahm ihn mit, und sie gingen zum Friedhof zurück. Wilhelm wurde verboten zu sprechen, bis sie beim frisch aufgeworfenen Grabe der Brüder und des Vaters standen. Unterwegs aber blickte der alte Gey oftmals mit starren Augen hinter sich und neben sich, als sei er nicht allein, ja er bewegte die Lippen und Hände wie zu strenger Anrede und so, als müsse er jemanden zum Mitgehen nötigen. Als sie dann endlich am Grabe standen, nahm er seine schwarze Mütze ab, kniete nieder, befahl dem Jungen, ein Gleiches zu tun, und betete laut: „Ach Herr, aus deiner Hand ist der Tod nicht gekommen am ersten Tage, nein, er ist unserer Sünde Sold. So hilf diesen armen Seelen, daß sie endlich bezahlen, was sie schuldig sind, ja, daß sie willig hingehen, wo du ihnen befiehlst. Sei ihnen gnädig und mache sie gehorsam, besonders auch Fritz. Fritz, den Jüngsten. Amen.“

Danach stand er wieder auf, und sie gingen zum Mahle zurück, wo die Mutter sie aufatmend begrüßte. Der alte Gey setzte seinen unterbrochenen Schmaus fort; als er fertig war, sah er Wilhelms Mutter an und sagte: „Und nun wieder hoch den Kopf, Linachen, und weiter mit Händen und Füßen!“

Alle, die noch am Tisch saßen, stimmten ihm eifrig zu. Aber Lina Perbandt saß steif und finster da und antwortete: „Wir haben alles verloren.“

„Ei sieh, alles verloren?“ verwunderte sich der Alte und richtete sich groß auf am Tisch. „Du hast wohl nicht mehr dein schönes Dach überm Kopf? Und du hast auch kein Holz mehr für den Winter?“

„Und keinen Stall mit Vieh und vierzehn Morgen Land?“ fügte der alte

Szameit hinzu, der oben beim Kramladen wohnte und nicht mehr fischte, weil er sein Boot vertrunken hatte.

„Aber keinen Mann mehr zum Arbeiten", sagte die Mutter.

„Ei hier!" sagte Onkel Gey, heiter gestimmt nach dem schönen Mahle und packte Wilhelm am Rockkragen, „ist das ein Mann oder nicht?"

Aber die Mutter wurde immer finsterer und bestand darauf, sie habe alles verloren. „Aber auch alles!" wiederholte sie zornig.

„Ei, und dein schönes Boot, die größte von allen Sieken im Dorf, die hast du wohl auch verloren?" fing der Nachbar jetzt ernster an.

„Nein, aber was soll ich mit einem Boot ohne Netze?"

„Die hast du bald", sagten sie. „Die Netze leihen wir dir."

„Ich will nichts geliehen haben."

„Gut. Wir schenken dir die Netze", sagten sie nun, denn sie merkten schon, wohin das Häschen lief.

„Ich will auch nichts geschenkt haben", brauste sie auf. „Ich brauche keine Netze. Ich fische nicht mehr."

„Was?" riefen da die Männer wie aus einem Munde, und einige standen auf und traten ganz nahe zu ihr heran.

Aber nun zeigte es sich, daß Wilhelms Mutter durch das schwere Unglück Schaden genommen hatte. Soviel die Nachbarn ihr auch zuredeten, mit Güte und im Zorn, sie weigerte sich zu tun, was jedermann in dieser Gegend getan hatte, solange es Menschen am Haff gab. Sie weigerte sich zu fischen, ja sie weigerte sich sogar, ihr großes schönes Boot und ihre Fischereigerechtigkeit an andere zu verpachten. So tief war ihr Haß gegen das Haff. Lieber wollte sie sich selbst weiterhin Schaden zufügen; sie wurde wild und laut, wenn jemand nur vom Fischen sprach. Der alte Gey kam fast täglich; er war Wilhelms Pate und seiner Mutter durch vergangene Dinge ernst verbunden. Aber was half es, daß er der Trotzigen gute Worte gab, daß er längst Versunkenes zu ihrer beider Scham heraufbeschwor, sie zuletzt gar töricht und ungehorsam schalt? Sie hörte sich alles ruhig an, sie nickte sogar und lächelte. Aber wenn er fort war, so tat sie nicht nach seinen Worten, sondern biß die Zähne zusammen und arbeitete fieberhaft und planlos im Hause vor sich hin. Zuweilen sprach sie laut, auch des Nachts; aber immer nur zu sich selbst oder zu den Unsichtbaren. Selbst ihren eigenen Sohn redete sie nicht an.

Am Karfreitag fastete sie und wurde am Abend so schwach davon, daß Wilhelm sie aufs Bett legen mußte, zusammen mit der alten Muhme Rosine, die der Mutter beim Vieh half. Aber auch jetzt noch blieb die Frau verschlossen und feindselig gegen jedermann, als habe sie alle Freude und allen Frieden verloren.

Am Ostermontag aber, als Mutter und Sohn sich anschickten, zur Feier der Konfirmation und des Heiligen Abendmahls zur Kirche nach Poraithen zu gehen, sagte sie mit harter, rascher Stimme: „Wilhelm, du wirst nie aufs Haff fahren und fischen. Versprich mir das!"

Dabei faßte sie den Jungen bei den Schultern und sah ihn so durchdringend an, daß er erschrak und schnell mit dem Kopf nickte. Aber während der ganzen

langen Feier in der Kirche, bei all den schönen Liedern und ehrwürdigen Worten, konnte er nicht einer dumpfen, schnürenden Angst Herr werden, die ihm sagte, daß er ein Unrecht begangen habe. Nach dem Gottesdienst, als Mutter und Sohn – von vielen mitleidig betrachtet – noch einen Augenblick vor der Kirche standen, trat der Pfarrer auf sie zu, streichelte Wilhelm, reichte der Mutter die Hand und sprach mit ihr. Er sagte, daß er heute habe daran denken müssen, wie fleißig und ernst auch sie, Lina Perbandt, einst seinem Unterricht gefolgt sei; daß es nur wenige Lieder gegeben habe, die sie nicht auswendig gewußt, und nicht viele Geschichten Alten und Neuen Testaments, die sie nicht im Gedächtnis bewahrt habe. Nun gebe es zwar Leid und Anfechtung die Fülle in dieser Welt, aber wozu sollten denn alle erlernten Lieder und Sprüche dienen, wenn nicht zum Ertragen des Leides und zur Überwindung der Anfechtung?

Hätte Wilhelm nicht noch immer, ja von Stunde zu Stunde stärker unter dem Versprechen gelitten, das ihm die Mutter so gewaltsam abgenommen, so hätte er wohl merken müssen, daß ihr Schweigen nach diesem Zuspruch ruhiger und gesammelter geworden war. Aber er hatte nicht mehr Auge noch Ohr, denn seine Qual um das abgedrungene Gelöbnis wuchs und ließ ihm endlich keine Ruhe mehr. Am Nachmittag ging er zu seinem Paten, dem alten Gey, erzählte ihm, was geschehen war, und fragte um Rat. Was sollte aus dem Boot werden, wovon sollten sie leben, wenn nicht vom Fischen, was hatte die Mutter eigentlich im Sinn, kurz, was sollte er tun, jetzt oder später? Sollte er fischen oder nicht? Mußte er sein Versprechen halten oder was mußte er wirklich?

Der alte Gey gab keine Antwort. Er brachte den Jungen nach Hause zurück, und erst als sie vor der Tür standen, sagte er: „Sieh dich um, mein Wilhelm. In diesem ganzen Dorfe Lissau ist kein Haus, von dem nicht der eine oder der andere eines Tages da draußen geblieben wäre. Das sollst du beizeiten lernen, daß dein Leben nicht dir gehört. Darum sieh nur zu, daß du es nicht in Ewigkeit verlierst, und laß alles andere deine Sorge nicht sein."

Wilhelm fragte: „Aber soll ich denn fischen oder nicht?"

„Ja, du sollst fischen!" antwortete der Pate unwillig, als sei die Frage falsch gewesen. Und nach diesen Worten wandte er sich ab und ging fort.

Drinnen fand Wilhelm die Mutter mit dem Pfarrer vor der Bibel. Aber sie lasen nicht und sprachen auch nicht miteinander, das Buch war zu. Sie sahen durchs Fenster aufs Haff hinaus und bis an den anderen Strand, bis zur Kirche von Haffkrug hinüber, denn an dieser Stelle ist das Haff nicht breit. Es war ganz still in der Stube. Nebenan rasselten Ketten, das Pferd schnaufte, die Kühe brummten; es gab nur ein Dach für Mensch und Vieh in diesem Hause. Und nun, da Wilhelm die sonntäglich reine Stube betrat, fiel es auch ihm auf, daß die Mutter stiller geworden war. Sie hatte die Stube fein in Ordnung, ein klarer warmer Schein fiel von draußen auf den Tisch und auf die mit Sand bestreuten Dielen. Die dunklen gekrümmten Deckenbalken brannten rot auf in dem schweren Licht des späten Nachmittags, und auch auf dem Glase der gerahmten Konfirmationssprüche der Brüder hatte sich eine tiefrote, bebende Glut versammelt.

Es war Sonntag, Ostertag.

Und als sie nun eine lange Zeit gesessen und geschwiegen hatten, schlug der alte Mann die Schrift auf und ließ Lina Perbandt die Stelle lesen, auf die sein Finger in dem willkürlich geöffneten Buche wies. Es war die Stelle, wo es von der Mutter der Makkabäer heißt, daß sie schon sechs Söhne dem Schwert und der Qual hingegeben hatte um ihres Gesetzes willen und damit sie Gott gehorsamer wären als ihrem eigenen Willen. Da verstummte die Frau zuerst ängstlich und starrte wieder durchs enge, vielgeteilte Fensterchen hindurch aufs Haff; aber schon ragten die zehn oder zwölf Bootsmaste draußen bei der Bucht in einen fahleren Himmel, und der Turm der Haffkrüger Kirche schien mitten im Wasser zu stehen. Danach las die Frau weiter, sehr langsam, Wort für Wort. Wie ein Kind in der Schule rang sie dem Buche ab, was von der makkabäischen Mutter und ihrem letzten Sohne geschrieben stand: „Aber sie spottete nur des Tyrannen. Denn sie ging zum Sohne und redete heimlich in ihrer Sprache mit ihm und sprach: Du mein liebes Kind, das ich neun Monde unter meinem Herzen getragen und drei Jahre gesäugt und mit großer Mühe aufgezogen habe, erbarme dich doch über mich! Siehe an Himmel und Erde und alles, was darinnen ist; dies hat Gott alles aus nichts gemacht, und wir Menschen sind auch so gemacht. Darum fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern stirb gern wie deine Brüder, daß dich der gnädige Gott samt deinen Brüdern wieder lebendig mache und mir wiedergebe."

Aber als Wilhelms Mutter diese Worte gelesen hatte, brach sie in ein langes Weinen aus, und danach hatte sie wieder ein ruhiges, junges Gesicht wie früher. Sie sah ihren Sohn an und sagte: „Ach, lieber Sohn, könnte ich es noch erleben, daß du nicht mehr fischen mußt! Aber nun darf es wohl nicht nach meinem Willen gehen. Gott selber hat zu mir geredet."

Sie traten mit ihrem Besuch vor die Tür und brachten ihn noch hinauf bis an den Wald, hinter dem soeben die Sonne zur Ruhe sank, rot und prächtig wie eine Braut vor ihrer Nacht. Und als sie dann allein wieder umkehrten und über die Felder von Aressau nach Lissau hinabblickten, da sahen sie, daß die Kruste des Winters plötzlich allüberall geborsten war, lautlos obschon mit großer Gewalt, und da schoß empor der blanke Sommer; obwohl es schon leise dunkelte, sahen sie alles wie mit endlich erwachten Augen.

Noch immer glänzte der Himmel fein hinauf in allen schmelzenden Farben, als sei er mit seidenen Tüchern weich ausgeschlagen. Der Wind stieß ihnen sanft gegen die Stirn wie mit Händen, er roch süß und herb zugleich wie frischer, klebriger Wabenhonig. Störche hatten sich in großer Zahl auf den Wiesen versammelt und beratschlagten klug. Ein mächtiger, runder Schwarm von Staren fuhr dröhnend auf einen einsamen Eichbaum nieder, da war es, als habe der Baum, der kahle, tausend gläserne Blätter bekommen, die klirrten fröhlich. Das Kutschpferd „Königin" sprang und tanzte voll Lust in der Gutskoppel umher, darin das Gras plötzlich frisch und grün sproß. Gänseblümchen und Veilchen erblühten still am Rain neben der kräftigen Wintersaat und den dumpferen, dunklen Äckern, die aber schon fein geeggt waren und das Sommer-

korn empfangen hatten; und als sie heimkehrend wieder in ihr Hausgärtchen traten, da zeigten sie sich die rotgeilen Knollen des Rhabarbers, der durch die warme, feuchte Erde brach.

Wie anders stand nun die Mutter wieder am Herd, und wieviel getroster saßen sie mit der Muhme bei Tisch! Als sie gegessen hatten, sagte die Mutter: „Das liebe Gottchen wird uns nicht verlassen. Geh schlafen, mein Wilhelm."

Aber er trat noch einmal vor die Tür. In den Teichen knarrte es laut von den Fröschen, am schlimmsten trieben sie es in der Bucht. Alles Licht des Tages war nun verloschen, selbst hinter der Heide von Aressau war es finster; dafür hatten sich die stolzen Gestirne in feurigen Zeichen hoch über Wasser und Land gebreitet. Kreuz und quer sprühten die Sternenfunken, manchmal schossen sie so tief herab, daß man bangen mußte, sie würden auf die Dächer von Lissau oder in das Wasser der Bucht herniederfahren. Was ist nur unterwegs heute? dachte Wilhelm. Ist ein besonderer Tag, weil der Pfarrer da war? Er sah die fremden, betrübten Gesichter der Ertrunkenen und das zornige des alten Gey wieder vor sich, fühlte noch einmal alles Qualvoll-Unverständliche der letzten Wochen sich in seinem Herzen zusammendrängen; aber er hörte auch den stolzen Klang der Orgel wieder im Ohr, das stille Lied von dem goldnen Wanderstab, der der Glaube ist, und spürte die segnende Hand des alten einsamen Pfarrers auf seinem Scheitel. Was ist nur, was ist dies nur? dachte er.

Und der Wind, der Wind heute nacht, richtiger Sommerwind. Die armen Brüder! Heute nacht brauchte niemand auf dem Haff zu ertrinken. Die Katze Sonja kam mit hohem Rücken aus der Tür und schmiegte sich zärtlich an seine Wade. Sie bekam bald Junge und wollte nur immer gestreichelt sein. „Na komm", sagte er, nahm sie hoch und schritt langsam der Bucht zu.

Da lag seines Vaters Boot, das nun das seine war. War es zu fassen, daß man in diesem Schiff zu Schaden kommen konnte? So ein großes, stolzes Schiff!

Er stand auf dem Bootsrande hinten beim Steuer, drückte die Katze fest an sich und spähte scharf ins Hohe und Weite, als spüre er ein Unwetter nahen. Aber was jetzt hier am Haff die Erde und die Menschen stark bewegte, das war nicht der Wind. Es war der Sommer, der sie mit Macht überfiel, während sie noch auf den Frühling warteten.

So war es Jahr für Jahr geschehen. Aber manches geschah auch, hier in Lissau, das kam nicht wie Sommer und Winter.

Von nun an wurde alles anders zwischen Mutter und Sohn. Abend für Abend saßen sie über Schrift und Gesangbuch und lasen, bis sie müde wurden. Sie dachten nicht ihre eigenen Gedanken und grübelten nicht, sie taten ihr Herz auf und hörten. Und als nach dem April der Mai wie ein hochzeitliches Fest kam und lauten Jubel hervorlockte in den Wäldern ringsum, aber auch im Schilf und in den Gebüschen drunten am Haff, da gingen sie beide von selbst zum Paten Gey, und die Mutter sagte: „Bernhard, gib uns Rat, wir wollen wieder fischen."

„Wer?" fragte er. „Ihr zwei?"

„Wilhelm, ich und ... ein Dritter", antwortete die Mutter.

„Wer soll das sein?" fragte er weiter.

„Vielleicht Richard Szameit", sagte Lina. „Er ist kräftiger als wir zwei zusammen und kennt die Arbeit noch von früher, als der Alte das Boot hatte."

„Aber Richard trinkt, Lina."

„Wenn auch, er war bei mir und bettelte, ich sollte ihn schon ins Boot nehmen, er braucht den Verdienst. Die Mutter ist so lange tot, du weißt ja, der Alte schleicht im Gut und schnauzt im Dorf und alles ohne Sinn und Verstand, so heute wie früher. Was er verdient, ist Sündengeld, und die kleine Marie kann ja wohl auch nicht die Männer ernähren. Ich will schon aufpassen, daß er nicht trinkt."

„Dann in Gottes Namen", sagte der alte Gey. „Wenn du meinst?"

Also nahmen sie ihn, denn er war wirklich stark und geschickt, ein Junggeselle Ende der Dreißig; und wenn er auch von seinem Vater, dem alten Szameit, ein für allemal zum Trinken verführt worden war, so trieb er es doch nie so arg, daß er etwa zur Unzeit im Boot eingeschlafen wäre. Die Mutter war nun wieder wie in den Tagen vor dem Unglück, stark, fleißig und umsichtig. Als aber mit den fortschreitenden Jahren Wilhelms Einsicht wuchs, erkannte er, daß ihr Gemüt doch wohl zuweilen auch von Mächten angerührt und überschattet wurde, deren Anhauch er selbst kaum noch je verspürt hatte. So konnte sie aus dumpfer, finsterer Schwermut zu schnellem, loderndem Zorne emporfahren, und mehr als einmal war sie dann wegen geringfügiger Versehen mit den harten, verarbeiteten Fäusten nicht nur gegen den halbwüchsigen Sohn, sondern auch gegen den erwachsenen Gehilfen angegangen; es war ein seltsames Ding, daß beide Männer sich dann nicht wehren mochten, sondern sich nur erschrocken abwandten und alles über sich ergehen ließen. Ein anderes Mal wieder — aber das war schon eine Reihe von Jahren nach dem Tode des Vaters — kam Wilhelm des Nachts die Kajütentreppe heraufgestiegen, um Richard am Steuer abzulösen. Da sah er, daß die Mutter reglos neben dem sitzenden Manne auf den Knien lag und ihr Gesicht an seiner Brust hatte. Es war eine sternenlose Nacht, Richard steuerte mit der rechten Hand, mit der linken hatte er den mächtigen Rücken der Frau umfaßt. Als Wilhelm das Ruder nahm, blieb die Mutter wortlos bei ihm hocken, viele Stunden lang; er fragte sie nichts. Bald darauf rückte er zum Heeresdienst ein, und hinterher war Gras über die Sache gewachsen.

Vom frühen Frühjahr bis tief in den Herbst hinein fischten sie zu dritt, sommers auf Zander und Bars im Brackwasser, im Frühjahr und Herbst aber hoch oben im Süßwasser der Elbinger Bucht auf Kaulbars und Aal. Hatten sie mitunter nachts gefischt — denn am Tage war das Wasser so licht, daß die Fische ihnen auswichen — so fuhren sie am nächsten Morgen mit dem großen schönen Boot gleich den Pregel hinauf nach Königsberg, wo sie ihren Fang auf dem Markt verkauften. Dann kamen sie gegen Mittag zurück nach Lissau, aßen, sahen nach der Wirtschaft und fuhren danach bald wieder aus, mit Netzen, Säcken oder Angeln, während zu Hause zum Melken und Füttern nur die alte

taube Rosine zurückblieb, die oben am Walde wohnte. Sie fischten auch im Winter, wenn das Haff so dick zugefroren war, daß man eine Fuhre Steine darüber fahren konnte; mit den Nachbarn von der Bucht zusammen schlugen sie Löcher ins Eis und mühten sich mit Stangen und Pferden, die Netze auszulegen und gefüllt wieder hervorzuziehen. Die Farbe des Himmels, des Wassers, der Bäume, alles bezogen sie nur auf ihre Arbeit. Kam das Frühjahr gut, so kam auch das Korn zeitig genug in die Erde; blieb der Sommer lange offen und ruhig, so konnten sie in Ruhe Gras und Getreide hauen und einfahren und hernach noch bis Michaelis auf Kaulbars und Aal in der Elbinger Bucht fischen.

Und so trieben sie es Jahr um Jahr. Wilhelm wurde ein junger Mann, der sich nicht viel von den anderen Lissauer Burschen unterschied, Lina Perbandt aber alterte rasch bei der harten Männerarbeit; sie, einst die Schönste in Lissau, von allen bestaunt und begehrt, als sie Perbandts Frau wurde.

„Ach Mutter", sagte der Sohn oftmals, „warum bleibst du nicht zu Hause? Ich kann leicht einen dritten Mann ins Boot nehmen."

„Dann kommen wir nicht voran", gab sie zur Antwort.

„Wie sollen wir nicht vorankommen!" drängte er. „Haben wir nicht schon neunzehn Morgen Land, und wieviel hatten wir früher?"

„Wenn ich nicht im Boot bin, holt Richard die Flasche vor und schläft am Steuer ein."

„Ih – Richard! Der kennt seine Arbeit noch im Schlaf, Mutterchen."

Aber da brauste sie jedesmal auf und schrie: „Ich lasse dich nicht allein aufs Wasser, halt deinen Mund!"

Und so blieb es dabei; die Jahre gingen.

War die Mutter auf dem Wasser, so hatte sie ein altes, hartes Mannsgesicht; auch ihre Bewegungen und ihre Stimme wurden unfreundlich und grob, und wenn sie Muße hatte während der Fahrt, so starrte sie zum Lande hinüber, auch wenn das Boot nur an armen Ufern, an Ried und dürrer Weide vorüberglitt. Pflügte Wilhelm aber im Frühjahr zum erstenmal mit dem schönen, hohen Fuchs und die Mutter brachte ihm das Essen aufs Feld, so strahlten ihre Augen, und sie ging wieder mit rechten frohen Frauenschritten den Rain entlang, ganz anders, als wenn sie morgens die paar Schritte zum Boote hintrottete. Bei allem aber war es ihr bleibendes Wort: „Ach lieber Sohn, könnte noch einmal der Tag kommen, daß du nicht mehr fischen mußt."

Wilhelm verstand der Mutter Abneigung gegen das Wasser nicht; ihm selbst war es einerlei, ob er fischte oder pflügte. Er fand sogar, daß die Arbeit auf dem Wasser leichter sei und nicht soviel Mühe und Nachdenken erfordere wie die Besorgung von Land und Vieh. Fragte er Richard Szameit, warum die Mutter das Haff so stark hasse und das Land so zärtlich liebe, so antwortete dieser: „Hast du's schon vergessen?" – Wenn Wilhelm aber einwandte, daß der Mutter eigener Vater in Poraithen von einem Stier angenommen und getötet worden, also auf dem sicheren Erdboden zu Schaden gekommen sei, so erwiderte der Vetter, indem er zornig nach der Flasche griff: „Sie hätte zum zweitenmal heiraten sollen! Schluß, fertig!"

Diese Antwort war nicht klarer als alles andere, was in Liebe oder Haß zwischen Richard Szameit und der Mutter hin und her ging; so entschloß sich Wilhelm wiederum, den Paten Gey zu befragen. Aber der war nun über siebzig und hatte angefangen, wortkarg zu werden oder doch so zu reden, daß man zwar etwas Feierliches und Großes in seinen Reden vernahm, aber keinen genauen Rat noch sicheren Trost für die nächste Stunde empfing. Was sagt Onkel Gey? „Mein Wilhelmchen", sagte er. „Kein Haus im ganzen Dorf steht so genau auf der Grenze zwischen Wasser und Land wie das eure. Jedes Jahr kommt das Wasser wieder zu euch in Stube und Stall, und jedes Jahr hat deine Mutter neu die Angst. Wer aber zwischen dem Festen und dem Wasser lebt und dabei nur einen Schritt vom Gehorsam weicht . . . ei, ei, mein Wilhelm!"

War dies die Antwort? Oder wer verstand dies? Wilhelm selbst kannte es von Kindesbeinen auf nicht anders, als daß das Wasser Jahr um Jahr zum Hause hineinstieg, unerwartet und heimlich, zumeist wie ein Dieb bei Nacht; daß es bald das Holz vor dem Hause, bald ein Stück von Tür oder Fenster, bald eine Schubkarre oder gar ein Schwein aus dem Koben stahl, im übrigen aber sich schnell und friedlich wieder davonmachte, sobald es genug hatte. Das war nie anders gewesen, es kam wie der Schnee um Weihnachten und wie die Sonne im Sommer; man wußte, wie man sich zu schützen hatte, und wenn es schlimm kam, nützte die Angst im voraus auch nichts.

Nein, die Mutter war ebensowenig mit dem Kopf zu verstehen wie der alte Gey oder der Pfarrer in Poraithen. Und doch liebte Wilhelm sie alle drei in ihrer Art; sie waren der ruhige, starke Hintergrund seines Leben, und er gestand ihnen das Recht zu, im Namen Gottes seinen vollen Gehorsam zu fordern, so wie er später während seiner Militärzeit ohne einen Gedanken des Widerstrebens seinen Vorgesetzten zugestand, im Namen des Kaisers Gewalt über ihn zu haben. Über das, was ihn irdisch umgab, machte sich Wilhelm Perbandt so wenig vergebliche Gedanken wie über sein eigenes irdisches Dasein vom Morgen bis zum Abend. Das Wasser des Haffs war zum Fischen da, die Erde zum Säen und Ernten; der Wind war Freund oder auch Feind, nicht anders als Wasser und Erde, hier waltete etwas Unbestimmtes und Willkürliches, das seine Launen hatte wie Menschen auch. Das Gebot der Mutter aber und das Gebot der Schrift, das war etwas Genaues und stets Gleiches, auch wenn man das eine wie das andere hier und da übertreten mußte.

Zuweilen nämlich wollte es Wilhelm bedünken, daß die Mutter es gar zu streng mit ihm halte. Er durfte nicht trinken, er durfte nicht rauchen, er durfte nicht Karten spielen — was durfte er eigentlich? Und wenn er nach all diesen Dingen auch kein übermäßiges Verlangen trug, so handelte er gelegentlich doch dem Verbot der Mutter zuwider, nur weil er sich nicht allzusehr von den andern jungen Burschen des Dorfes unterscheiden mochte. Auch den Schlüssel zu dem Schrank, in dem die guten dunklen Anzüge der Ertrunkenen hingen, bewahrte die Mutter auf. Wilhelm trug jetzt bereits den Anzug des ältesten Bruders; und war der verstorbene Heinrich auch weitaus schöner und stattlicher gewesen als der dritte und jüngste der Perbandtsöhne, so sahen die Mädchen doch auch

auf diesen freundlich, wenn er ohne der Mutter Wissen und Willen am Sonntag im Elchkrug oder im Schifferkrug von Poraithen erschien; ja wenn er sich der einen oder andern näherte, um sie zum Tanze zu bitten, so kam es vor, daß sich die Erwählte gehorsam erhob, noch ehe der Tänzer vor ihr stand und sich verneigte.

Aber ob Wilhelm auch dieserart zuweilen gegen die strengen Regeln der Mutter und der frommen Nachbarn verstieß, so fühlte er sich dabei doch nur selten mißraten oder gar verloren. Denn hinter ihm und über ihm war ja immer noch die Welt der Mutter, die zugleich jene obere, göttliche Welt war, aus der heraus der alte Gey seine dunklen Prophezeiungen und der Pfarrer in Poraithen seinen Segen sprach. Und wenn er an diese obere Welt auch nie anders als mit seinen schlichten, kargen Gebeten rührte, so mußte sie doch schützend um ihn bleiben, solange er der gehorsame Sohn seiner Mutter blieb. Mit dem Tage, an dem er zum ersten Male diesen Gehorsam versagte, änderte sich daher Wilhelms Leben von Grund auf; es war, als sei er nun erst wirklich zur Erde geboren.

Es war nicht von ungefähr, daß der nämliche Wind, der sein eigenes Lebensschifflein zum Schlingern brachte, ihm zugleich auch die mannigfachen Erzählungen zutrug, die über seine Eltern, seine Brüder, den alten Gey und andere Lissauer, Tote und Lebendige, im Schwange waren; Berichte aus einer vergangenen Zeit, in deren Licht auf einmal manches dunkel erscheinen wollte, was vordem hell gewesen war, und manches hell auf dem zuvor ein böser Schatten gelegen hatte.

„Was sind das für Zeiten,
Was für Tag' und Stunden . . ."

2.

Der alte Gey war nicht in Lissau geboren. Er war vor mehr als zwanzig Jahren von der anderen Seite des Haffs herübergekommen, und damals kannte ihn hier im Samland noch niemand. Er kam auf einem großen schönen Boot mit zwei Segeln, die in der Abendsonne wie Purpur leuchteten, und auf dem Boot führte er einen Teil seiner Habe, dazu seine Frau und seine zwei kleinen Knaben mit sich.

Zu jener Zeit lebten die Fischer an dieser Seite des Frischen Haffs noch ein elendes, von Gott und der Welt verlassenes Leben. Da sie außer ein paar sauren Wiesen kein Land und auch fast kein Vieh besaßen, mußten sie sich allein vom Fischfang ernähren, der brachte ihnen zuzeiten nicht das Sattessen. In ihren Häusern fehlte es an Raum und Reinlichkeit; nicht einmal Schornsteine gab es auf ihren Dächern, der Rauch ihrer armen Herdfeuer quoll durch die Schilfdächer mühsam ins Freie und schlug sich als dicker Ruß an den Wänden der „schwarzen Küche" nieder. Alle Dinge, die sie am Leibe und in der Wirtschaft bedurften, fertigten sie sich mehr schlecht als recht mit den eigenen Händen, und an den Winterabenden brannten sie Späne, die ihnen die Gesichter schwärzten.

Zu dieser immerwährenden Lebens- und Sterbensnot gesellten sich Wassers-

nöte, die — ehe später der Seekanal längs der Haffküste gebaut und die künstlichen Inseln dem Ufer vorgelagert wurden — von Jahr zu Jahr schlimmer wiederkehrten. Doch trugen alle diese Bedrängnisse leider nicht dazu bei, die Menschen von Lissau einander in Rat und Hilfe näherzuführen; sondern ein jeder harrte stumpf und dumpf nur für sich allein aus, ja — je höher das Übel um ihre Häuser wuchs, desto mißgünstiger und argwöhnischer schielten sie darüber hinweg einer nach dem andern hin und erhofften nichts Gutes voneinander.

Das Schlimmste aber war, daß die meisten damals auch roh und abergläubisch waren, also daß sie sich vor allerlei unheiligem Wesen fürchteten, nur nicht vor Gott. Die nächste Kirche stand ihrer Trägheit zu weit, und da auch die Herren auf Adlig-Aressau in den letzten fünfzig Jahren gottlose, ausbeuterische Menschen gewesen waren, so blieb es erst recht tot und dunkel in den Seelen derer, die gewohnt waren, zu den Oberen aufzusehen; ach, die Freuden weder der irdischen noch der himmlischen Welt warfen einen Schein in ihre Seelen.

Als darum der Mann Gey an jenem Frühlingsabend in der Bucht von Lissau Anker warf und sich anschickte, den kurzen, breiten Landungsdamm zu betreten, da sahen ihm die Männer des Dorfes voller Mißtrauen und Verwunderung entgegen und fragten ihn, was er hier in der Bucht suche, ob er vielleicht ein Händler sei und mit Waren komme?

Nein, antwortete er, er sei kein Händler und komme auch nicht mit Waren. Sondern er sei ein Fischer wie sie, dazu ein Stellmacher und Zimmermann, und er gedenke sich bei ihnen niederzulassen.

Da kamen noch mehr Lissauer von den Häusern herzu, weil es ein Feiertag war, und alle begannen den großen Mann mit dem rötlichen Vollbart und den flammenden blauen Augen immer ärgerlicher und mißtrauischer zu betrachten. Wenn er ein Stellmacher und Zimmermann sei, sagten sie, so sei hier nicht der rechte Ort für ihn, denn hier gebe es niemanden, der sich einen Wagen bauen lasse oder gar sich ein neues Haus zu errichten gedenke. Was aber die Fischerei anlange, so sähe er hier schon genug solche, die vom Fischen nicht leben und nicht sterben könnten. Deshalb sei es gut, wenn er alsbald den Anker an seinem Schifflein wieder hochzöge und gar nicht erst an Land stiege. Vielleicht träfe er es anderswo glücklicher.

Doch Bernhard Gey, dem in jenen Jahren sein allzu zorniges Blut noch öfter die Stirn rötete, als ihm selbst lieb war, Bernhard Gey richtete sich nach diesen Reden hoch auf und fragte: „Hat einer von euch Angst, daß ich ihm das seine fortnehmen werde? Der soll es sagen!"

Da zogen sich die Männer langsam wieder zu ihren Häusern zurück; aber indem sie gingen, murrten sie noch: Was da von dem Ihrigen wohl fortzunehmen wäre! Gut, der Fremde solle ruhig am eigenen Leibe schmecken, was es heiße, ein Fischer in Lissau und sonst nichts mehr zu sein. Denn das Haff stünde ihm von drüben wie von hier zum Fischen offen, und was das anbelange, so hätten sie von ihm weder Böses noch Gutes zu erwarten, es sei ihnen ganz einerlei, ob er bleibe oder nicht.

Hierauf antwortete Gey nicht mehr. Er wandte sich seinem Weibe und seinen zwei Knaben zu, gab ihnen Befehle und wies ihnen das neue Land, bald nach der

einen Richtung, bald nach der anderen. Die Knaben folgten gehorsam seinen Befehlen und fröhlich seinen Blicken, aber die Frau, die von lieblicher Gestalt, doch gar zu ernsten Gebärden war, hatte die Augen voller Tränen, wiewohl auch sie gehorsam zu des Mannes Worten nickte.

Währenddem kehrten die Lissauer, von Neugierde getrieben und von der Schönheit der fremden Familie angezogen, wiederum in die Nähe des Bootes zurück, und diesmal hatten sie auch ihre Frauen und Kinder wie zu abendlichem Müßiggang auf den Landungsdamm mitgebracht. Dem Boote am nächsten standen Oswald Perbandt und seine Mutter, beide weithin bekannt an dieser Seite des Haffs, die Mutter ihrer scharfen und schnellen Zunge halber, der Sohn aber wegen seiner finsteren Schweigsamkeit. Diese beiden rief der Fremde herbei, und als sie kamen und ihn anstarrten, redete er den Sohn freundlich an und fragte: „Wie heißt der Herr auf dem Schloß dort oben?" Doch Oswald Perbandt antwortete nicht, sondern zog nur finster die Brauen auf die Augen herab und starrte kopfschüttelnd zu der Frau des Ankömmlings hinunter, die auf den Resten ihrer Habe saß wie ein edles, verflattertes Vögelchen auf seinem zusammengestürzten Nest.

Statt des Sohnes antwortete Olga Perbandt, die Mutter; sie fragte den Fremden, ob er etwa aufs Schloß gehen und um Land bitten wolle. Bernhard Gey aber sah ihr scharf in die Augen und sagte: Er habe nur nach dem Namen des Schloßherrn gefragt. Ob sie ihm den nennen könne?

Nun gut, legte die Alte los, der Name sei Baron Fernitz. Aber was liege zuletzt an einem Namen oder Stand, da doch jedermann wisse, wie schändlich diese Menschen dort oben von jeher die armen Lissauer nur hinter die Fichten geführt und Sonntag wie Alltag von vorn bis hinten betrogen hätten. Falls darum der Fremde, wie zu vermuten, wirklich um Land zu bitten gedenke, so wolle sie ihm nur gleich sagen, daß er sich diesen Weg gut und gerne sparen könne, es sei denn, daß er Fluch in Segen zu wandeln verstehe. Der junge Baron zumal sei erst vor kurzem auf diesen Sünden- und Unglückshof verschlagen worden; er habe eine kranke junge Frau und darum wahrlich andere Sorgen als die, einem hergelaufenen Habenichts ein Stück seines guten Landes abzugeben.

Nun traten auch andere herzu und mischten sich ein. Aber Bernhard Gey hatte sich wiederum seiner Frau zugewandt, hatte sie gestreichelt und ihr ein paar eindringlich freundliche Worte gesagt. Hierauf sprang er an Land und schritt durch die verstummenden Männer, Frauen und Kinder hindurch dem Schloß von Aressau zu. Die Lissauer starrten ihm nach. Später kehrten sie sich wieder der Frau zu und suchten durch Fragen Genaueres darüber zu erkunden, woher sie und ihr Mann kämen und was sie ausgerechnet nach dem gottverlassenen Lissau herübergeweht habe. Allein die Frau gab nur kleine, halbe Antworten und erklärte schließlich in ihrer Bedrängnis rundheraus, ihr Mann habe ihr verboten, vor der Zeit irgend jemandem Rede und Antwort zu stehen.

Da zuckten die neugierigen Fragerinnen die Achseln und schüttelten die Köpfe über solch ein gehorsames Eheweib, denn in Lissau kehrten sich die Weiber selten an die Wünsche ihrer Männer, ob sie gleich oftmals von diesen wie das liebe Vieh geschlagen wurden; da sie aber noch Zeit hatten und gern die Rückkunft Geys vom

Schlosse erwarten wollten, gingen sie dennoch nicht fort. Auch die Männer blieben; sie gaben sich den Anschein, als prüften sie den Wind, der schwer von allen Düften des Frühjahrs durch den hohen Abendhimmel strich, oder als wollten sie etwas an ihren eigenen Booten verrichten. Aber dabei zog es ihren hungrigen Blick doch immer wieder nach dem Boot hin, in dem die stille Frau saß; und als die ersten Sterne funkelnd aus dem schon dunkler gerundeten Himmel sprangen und die Frauen wieder in die Häuser gegangen waren, um alles für die Nacht zu bestellen, da hing die Traube von Männern immer noch um das fremde Boot wie ein trunkener Bienenschwarm an seiner Königin.

Einmal sah man Oswald Perbandt sich seiner Mutter zuneigen und die gramvoll geschlossenen Lippen zu ein paar Worten öffnen. Die hagere Alte riß die Eulenaugen auf und schüttelte sich zornig; aber der Sohn preßte die Lippen wieder aufeinander und sah die Mutter in so drohender Erwartung an, daß sie alsbald an den Bootsrand herantrat und zu der Frau herabschrie: „Wo wollt ihr schlafen?"

Die Frau antwortete: „Hier im Boot. In der Kabine."

Da schüttelte sich die alte Perbandt wiederum vom Kopf bis zu den Zehen, als schlafe sie selbst nur in Daunen und Damast; und als sie sich genug geschüttelt hatte, schrie sie wieder hinab: „Ihr könnt für heute zu uns kommen, ihr drei. Laß den Mann allein in dem Loch da unten schlafen!"

Da senkte die Frau im Boot lächelnd den Kopf; und als die alte Olga begriffen hatte, daß dies ein zaghaftes Nein bedeutete, warf sie die Arme hoch, nannte die Frau eine alberne, hochmütige Zoch, ihren eigenen Sohn aber einen elenden, unverbesserlichen Narren und vermaß sich hoch und teuer, niemals wieder einem hergelaufenen Weibszeug Gutes zu tun. Noch von ihrem Hause her hörte man sie die erlittene Kränkung in Worten austoben, die böser waren als ihr altes Herz. Ihr Sohn Oswald aber senkte den breiten, braunen Nacken und folgte der Mutter ins Haus, ohne noch einmal den Blick zu erheben. (Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau

Bismarcks Kolonialpolitik

Bei der hohen Bedeutung, die der Kolonialfrage für die aktuelle Politik zukommt, ist es überaus zu begrüßen, daß soeben von englischer Seite unter Heranziehung unbekannter Quellen eine Darstellung der Anfänge von Bismarcks Kolonialpolitik erschienen ist: A. J. P. Taylor, „Germany's first bid for colonies 1884–1885". (London 1938, Macmillan & Co. 103 S.) Unser bisheriges Wissen ergänzt der Verfasser durch wertvolle Mitteilungen aus den Akten des Foreign Office und vor allem aus den Papieren des damaligen Außenministers Lord Granville, die zwar schon von verschiedenen Autoren benutzt worden sind, sich jedoch erneut als aufschlußreich erweisen. Niemand, der sich näher mit den historischen Grundlagen der deutschen Kolonialerwerbungen beschäftigt, wird an seiner Arbeit vorbeigehen dürfen.

Erfreulich ist auch der methodische Grundgedanke, von dem aus Taylor die Aufgabe anfaßt. Nicht als Selbstzweck sieht er Bismarcks koloniale Erwerbungen, sondern er reiht sie ein in den großen Rahmen seiner europäischen Politik. Sehr viel stärker, als das bisher üblich ist, werden hier mit Recht die für Bismarck in den überseeischen Fragen entscheidenden Überlegungen als abhängig von seinem Verhältnis zu England – Frankreich erwiesen. Indem der Verfasser diese Betrachtungsweise anwendet, wird er der Forderung gerecht, die jede Untersuchung über Sonderprobleme der Bismarckschen Außenpolitik erfüllen muß, wenn sie zu wirklichem Verständnis beitragen soll: das Einzelgeschehen nicht allein für sich unter die Lupe zu nehmen, sondern es in den ganzen Zusammenhang einzugliedern. Isolierte Betrachtung eines Teilgebietes ohne Rücksicht auf die dahinterstehende Gesamtkonzeption birgt die Gefahr in sich, den eigentlichen Sinn des Bismarckschen Wollens und Handelns zu verfälschen.

Dies ist also dem Verfasser bewußt. Aber leider hat er seine an sich richtige Einsicht zum großen Teil ihres Wertes beraubt, indem er sie mit einer in ihrer Einseitigkeit geradezu maßlos übersteigenden These verbindet. Er begnügt sich nicht mit dem dankenswerten Nachweis, daß für Bismarck die Kolonialpolitik eine Handhabe in seinem großen Spiel zwischen London und Paris gewesen ist. Sondern seine Behauptung geht dahin, daß der alleinige Grund, aus dem der Reichskanzler sich zu ihr entschlossen hat, nachdem er sich bis dahin stets schroff ablehnend verhalten hatte, der gewesen ist, Streitigkeiten mit England zu provozieren; auf diese Weise habe er gehofft, Jules Ferry zu überzeugen, daß es ihm mit seinem Werben um Aussöhnung mit Frankreich wirklich ernst sei, und ihn, der ebenfalls in weltpolitischem Gegensatz, vor allem um Ägyptens willen, zu England stand, zu stärkerem Entgegenkommen zu bewegen. Die schwerwiegenden Rücksichten, die für Bismarcks Schritt ausschlaggebend waren, die Notwendigkeit für das sich aus vorwiegend agrarisch zu stark industriell bestimmtem Wirtschaftssystem entwickelnde Deutschland, sich in jeder Beziehung auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu machen, werden entweder überhaupt nicht erwähnt oder mit leichter Handbewegung beiseitegeschoben. Taylor meint über sie hinwegzukommen mit der kühnen Behauptung, daß außer Kamerun alle die erworbenen Kolonien wirtschaftlich wertlos gewesen seien, so daß das wirtschaftliche Motiv bei ihrer Besitzergreifung keine Rolle gespielt haben könne! Hier hat er sich seine Aufgabe sehr leicht gemacht, in vorgefaßter Meinung, die ihm die deutschen Kolonien als „das gefällige Nebenprodukt einer gescheiterten französisch-deutschen Entente" erscheinen läßt.

Sieht Taylor also den Ursprung der deutschen kolonialen Unternehmungen in dem Wunsche, diplomatische Zwiste mit England zu erzeugen, so kommt er näher an die Wirklichkeit heran, wenn er den Verlauf aller auf sie bezüglichen Verhandlungen der Jahre 1884–85 als durch die Rücksicht auf den jeweiligen Stand des deutschen Verhältnisses sowohl zu England wie zu Frankreich bestimmt schildert. Vollkommen richtig ist es, wenn er ausführt, Bismarck habe, der Zurückhaltung Ferrys gegenüber, ihm durch alsbaldige Verständigung in Einzelfragen mit

England zu Bewußtsein bringen wollen, daß Deutschland nicht bloß auf die französische Karte angewiesen sei. Aber auch hier hält sich Taylor von allzu machiavellistischer Ausdeutung der Pläne Bismarcks nicht fern. Solche Behauptungen, wie z. B. daß Bismarck auf den Gewinn Helgolands, das an sich leicht von Granville zu haben gewesen sei, verzichtet habe, weil damals ein erfolgreiches Abkommen mit England auf Frankreich ungünstigen Eindruck gemacht haben würde, gehen wirklich zu weit, um ernst genommen werden zu können.

Des weiteren auf derartige Entgleisungen im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Ich werde mich mit ihnen im Rahmen der zusammenfassenden Darstellung von Bismarcks Außenpolitik in diesem Jahre auseinanderzusetzen haben, die ich binnen wenigen Monaten hoffe vorlegen zu können. Besonders erwähnen möchte ich nur das völlig ungerechte Urteil über Herbert Bismarck, und mich im übrigen darauf beschränken, Einspruch gegen die Gesamtthese des Buches zu erheben. Sie ist erwachsen aus der auch in der Formulierung hervortretenden Neigung des Verfassers, seine Urteile etwas allzu apodiktisch zu gestalten. Daß er den Willen zu objektiver, beiden Seiten gerecht werdender Stellungnahme besitzt, beweisen seine ungewöhnlich scharfen Verdammungen eines Teils der britischen Staatsmänner; er schreckt nicht davor zurück, Lord Granville und Lord Derby als „unfähige Wirrköpfe" (incompetent muddlers) zu bezeichnen. Aber dieser Wille zur Objektivität bewahrt ihn doch nicht vor so mangelnder Einfühlungsfähigkeit, wie sie aus einem Satze spricht, es sei deutsche Geistesart, Freundschaft mit der einen Macht notwendig gleichzusetzen mit Feindschaft zu der andern. Dies ausgerechnet auf Bismarck anzuwenden, muß schon beinahe als Witz anmuten. Denn dessen politisches System hat doch gerade in dem genauen Gegenteil bestanden. Peinlichst hat er es vermieden, daß ein Freundschaftsvertrag ihn die Gegnerschaft der andern einbrachte, und soweit es irgend möglich war, mit der Gesamtheit der europäischen Großmächte ein Verhältnis hergestellt, das deren Wendung gegen Deutschland ausschloß. Sein Bündnis mit Österreich, das dann durch das mit Italien ausgebaut wurde, suchte er in wechselnden Formen zu ergänzen durch ein nach allen Seiten hin ausstrahlendes System freundschaftlicher Beziehungen, das an sich keine Spitze gegen eine bestimmte Macht besaß, dem sie jedoch im Notfall, wenn von irgendwoher Gefahr drohte, alsbald gegen diese Stelle gegeben werden konnte. Das ist die Methode, mit der Bismarck jeder Friedensstörung hat vorbeugen wollen und erfolgreich vorgebeugt hat. Indem Taylor diese Tatsachen übersieht, verfällt er bei vielen seiner Urteile einer irrtümlichen Voraussetzung.

Wolfgang Windelband.

Rohstoff- und Kolonialatlas

Daß ein Rohstoff- und Kolonialatlas einem Bedürfnis entspricht, braucht in einer Zeit, in der die Rohstoffverteilung und die Kolonialfrage im Zentrum weltpolitischer Auseinandersetzungen stehen, nicht betont zu werden. Der vorliegende Atlas von Professor Ernst Pfohl: Rohstoff- und Kolonialatlas (mit 120 mehrfarbigen, 120 einfarbigen Karten und zahlreichen Diagrammen. Berlin, Reimar Hobbing, RM 32,—) besitzt gegenüber früheren Veröffentlichungen zweifellos beträchtliche Vorzüge, die sich vor allem in seiner leichten Übersichtlichkeit erweisen. Dennoch erscheint es dem Rezensenten zweifelhaft, ob die von dem Schöpfer des Atlasses gewählte Darstellungsmethode die Forderungen erfüllt, die der Benutzer für eine ebenso anschauliche wie sachlich-exakte Orientierung stellen mag. Nichts gegen die Verwendung symbolischer Zeichen! Da aber fast jede Karte nur einen einzelnen Rohstoff behandelt, ist nicht einzusehen, warum auf allen Würfeln, deren Größe den Prozentsätzen der Welterzeugung entspricht, die Symbole wiederkehren, zumal dadurch in vielen Fällen dem Augenmaß die Erkennung der Größenunterschiede erschwert wird. Bedenklicher scheint aber noch die durchgehende Verwendung von zehn Größenstufen. Derjenige, der den Anteil des Landes A an der Welterzeugung des Rohstoffes X feststellen möchte, dürfte mitunter sehr enttäuscht sein, wenn er aus dem teuren Atlas lediglich erfährt, daß der Anteil zwischen 51% und 74% liegt. Es wäre doch ein leichtes gewesen, Würfel von der Größe der genauen Anteile einzuzeichnen. In einer großen Anzahl von Fällen fragt sich der Benutzer, welchem Lande denn eigentlich der Würfel zuzurechnen ist. Wenn es auch in den Erläuterungen heißt,

daß das entsprechende Zeichen möglichst direkt unter dem Namen des zugehörigen Landes, gegebenenfalls daneben steht, so stehen doch die Zeichen häufig auch über dem Ländernamen. Hier ergibt sich nicht selten ein Durcheinander. Und dabei hätten sich diese Verwirrungen durchaus vermeiden lassen, wenn auf jeder Karte nur die Ländernamen mit Produktionsanteilen eingezeichnet worden wären. Durch die vollständig überflüssige Benennung jedes Landes auf jeder Karte wird die Übersicht auf vielen Karten außerordentlich erschwert. Stichproben haben schließlich erwiesen, daß der Atlas auch von sachlichen Fehlern nicht frei ist. So z. B. wird auf der Radiumkarte Kanada überhaupt nicht als Produktionsland verzeichnet. Auf der Karte, die den Rohstoffreichtum Kanadas und der benachbarten USA. sichtbar machen soll, sucht man die kanadischen Nickellager — die größten der Welt! — vergeblich. Die Karte über die Luftwege zu den Kolonial- und Rohstoffgebieten ist nicht nur unvollständig, sondern enthält auch zahlreiche Ungenauigkeiten.

Walther Pahl.

Das Buchtelegramm

Um unseren Lesern wenigstens im Umriß ein Bild von den wichtigen Neuerscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt zu geben, mußten wir uns entschließen, um später wieder zu ausführlicheren Besprechungen besonders wertvoller Bücher zurückkehren zu können, vorübergehend eine Form zu wählen, die zwar nicht der Bedeutung der einzelnen Werke gerecht werden kann, aber durch die Bücherflut und die Raumknappheit eine gebieterische Notwendigkeit geworden ist. Grundsätzlich bedeutet bei dieser Kürze die Erwähnung eine Empfehlung.

Militärisches

Dem großen österreichisch-ungarischen Feldherrn des Weltkrieges „Conrad von Hötzendorf" gilt ein Lebensbild und eine Würdigung eines seiner nächsten Mitarbeiter, des Feldmarschalleutnants August Urbanski von Ostrymiecz, zu dem Generaloberst Graf Dankl und Generalfeldmarschall von Mackensen Geleitworte schrieben (Graz, Ulrich Moser. 16 Bildtafeln, 5 Skizzen. RM 5,60). Gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt wird man es im gesamten Reiche begrüßen, wenn aus berufenstem Munde nun die Lebensleistung des österreichischen Feldherrn, sein unermüdliches Wirken für die Schlagfertigkeit des k. und k. Heeres und seine Kriegstaten geschildert werden. Es ist dem Verfasser gelungen, die geschichtliche Bedeutung Conrad von Hötzendorfs endgültig festzulegen durch diese seine Würdigung des Soldaten und Menschen. — Das von dem ehemaligen österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv herausgegebene große Werk „Österreich-Ungarns Letzter Krieg 1914—1918" ist jetzt vollendet mit dem Erscheinen des 7. Bandes „Dem Niedergang entgegen" (Wien, Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. 17 Beilagen). Es ist eine achtunggebietende Leistung, die hier von den alten österreichischen Soldaten dargeboten wird. Mitarbeiter dieses Bandes sind unter anderen: Glaise v. Horstenau, Frankek, Czegka, Kißling, Mühlhofer und Wißhaupt. Das beigegebene Kartenmaterial hält sich auf der bekannten Höhe. Der Verlag stellt das Erscheinen eines Registerbandes in Aussicht. — Der Maler Ludwig Dettmann setzt den deutschen Kämpfern während des Weltkrieges, die im Osten standen, ein ehrendes Denkmal in Bildern und Tagebuchblättern „Ostfront" (Berlin, Deutscher Verlag. 32 farbige Bilder, 20 Textzeichnungen. RM 7,80). Dettmann gehört zu den Malern, denen ihre enge Verflechtung mit der kämpfenden Truppe eine Steigerung des eigenen Schaffens brachte; wie sehr er mit dem Herzen beteiligt war, davon legen die Tagebücher ein beredtes Zeugnis ab. Feldmarschall von Mackensen schrieb ein Geleitwort. — In den „Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen Deutscher Truppen und Freikorps" ist jetzt der dritte Band erschienen „Die Kämpfe im Baltikum nach der zweiten Einnahme von Riga" (Berlin, E. S. Mittler. 7 Karten, 14 Abbildungen). Ein Verfasser ist nicht genannt, die kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres hat diese vorzügliche Arbeit gemeinsam geleistet. Man kann die klare und sachlich nüchterne Darstellung nicht ohne tiefe innere Erschütterung lesen, weil die Tragik der Heldenkämpfe dieses verlorenen Haufens, dem das zusammengebrochene Reich keine Unterstützung mehr lieh, aus jeder Zeile spricht. — Ein Hamburger Kaufmann Otto Riedel schildert aus seinen Erinnerungen „Den Kampf um Deutsch-Samoa" (Berlin, Deutscher

Verlag. 16 Bilder. RM 6,80). Auch dieses Buch kann man nicht ohne Bitterkeit lesen; es predigt eindringlich, wie stark jedes deutsche Einzelschicksal in der Welt draußen unlösbar mit dem des Vaterlandes verbunden ist. — Wertvoll ist das Buch von Karl Bartz „Zeebrügge", das den schneidigen englischen Angriff auf die deutsche U-Boot-Basis in Flandern außerordentlich eindrucksvoll wiedergibt (Berlin, Deutscher Verlag. 26 Aufnahmen. RM 2,85). — Dem Kampf der deutschen Hochseeflotte gilt das Buch „Signal: Jot-Dora!" von Werner Burkhardt und Hans-Joachim Voigt (Berlin, E. S. Mittler. 17 Skizzen, 16 Abbildungen. RM 3,80). Das Flaggensignal „Jot-Dora" war bekanntlich das Angriffssignal für die deutsche Flotte. — Der Mann, dessen Name in den letzten Kriegsjahren in aller Munde war, Paul König, spricht von den „Fahrten der U-Deutschland im Weltkrieg" (Berlin, Deutscher Verlag. 8 Bildtafeln. RM 2,85). Dieses Buch ist die erweiterte Neuauflage des im Kriege erschienenen Berichts, der mit der neuen Auflage nun schon in 580500 Exemplaren herausgegangen ist. — Ein frisches und mutiges Buch ist Ernst-Wilhem Kruses „Neuzeitliche Seekriegsführung", zu dem Admiral a. D. Gladisch ein Geleitwort schrieb (Berlin, E. S. Mittler. 17 Abbildungen, 11 Textskizzen. RM 2,—). Mit Recht betont Admiral Gladisch, daß auch der Nichtfachmann, wenn er so klug und ohne Vorurteile der neuen Wirklichkeit ins Auge zu sehen versteht wie Kruse, einen wesentlichen Beitrag zu der Frage liefern kann, welche Rolle den Seestreitkräften in einem künftigen Kriege zufallen wird. — Ein Buch, das stärkste Beachtung verdient, ist Prof. Erich Wenigers „Wehrmachtserziehung und Kriegserfahrung" (Berlin, E. S. Mittler. RM 6,—). Er untersucht die Ergebnisse der Kriegserfahrung über die Erziehung und Führung des Soldaten, um dann grundlegende, wichtige Ausführungen zu machen zu der Theorie und Praxis in der Ausbildung des Soldaten. — In seinem Buch „Vom Geist deutscher Feldherren" versucht Sigfried Mette die Methodik universalhistorisch-geistesgeschichtlicher Geschichtsschreibung auf die Frage des Feldherrntums schlechthin anzuwenden (Zürich, Scientia. RM 7,50). Er behandelt Scharnhorst, Clausewitz, Moltke, Schlichting, Schlieffen und das strategische Grundproblem des Weltkrieges. Überall setzt er sich mit Klarheit und Schärfe auch mit der Kontroversliteratur auseinander. Es ist ein wichtiger Beitrag zu dem Problem des Feldherrntums überhaupt und eine Auseinandersetzung über Genie und Technik. Der schweizerische Oberstkorpskommandant Wille schrieb ein kluges und eindringliches Vorwort zu diesem Buch.

Kunst- und Bildbücher

Wenn man die große Biographie von „Pieter Bruegel", die Gotthard Jedlicka schrieb (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 124 Abb. RM 22,—), ein Buch, dessen würdige Ausstattung dem bedeutenden Inhalt entspricht, aus der Hand legt, so steht man unter dem Eindruck, daß dieses Werk nur mit den Arbeiten der ganz großen Kunsthistoriker wie Jakob Burckhardt, Herman Grimm, Wöfflin und Carl Justi sich vergleichen läßt. Auf dem Hintergrunde seiner Zeit läßt der bekannte Züricher Kunsthistoriker das Bild Bruegels in einer Klarheit erstehen, wie wir es bisher noch nicht gesehen haben. Stellte Bruegels Werk bislang so eine Art Bilderfibel für Erwachsene dar und kannte man ihn als einen Erzähler — einen unübertrefflichen — des Lebens, so hat man zweifellos den Künstler Bruegel bisher nicht ganz richtig gesehen. Gewiß unterstreicht Jedlicka auch die Naivität Bruegels, die er aber auf das Gegenständliche begrenzt. Aber hier ist doch sehr viel mehr. Jedlicka setzt Bruegel in seinem künstlerischen Schaffen und Technik ab von den früheren Bewegungen in der Malerei, vor allem von der Renaissance, deren Größe, aber auch deren Grenzen Bruegel erkannte, so daß er recht eigentlich die Selbstbesinnung der niederländischen Kunst schuf. Er umfaßte die Totalität des Lebens mit allen seinen Spannungen und Gegensätzlichkeiten; die Tatsache, daß er sich der einfachsten Mittel bediente, unterstreicht erst recht die große Konzeption seiner Kunst. Das Buch ist eine vorbildlich gründliche wissenschaftliche Arbeit, und vorbildlich ist auch die Bilderkenntnis und die Bildbeschreibung. Das Buch ist von einer faszinierenden Lebendigkeit und von einem hohen denkerischen Verantwortungsbewußtsein getragen. Man darf es ohne Zaudern an die Seite der besten kunstgeschichtlichen Werke aller Zeiten setzen. —

Gleichfalls von hohem Rang ist die Würdigung von Franz Holbein dem Jüngeren, dessen Werk und Welt Wilhelm Waetzoldt eindringlich zur Darstellung bringt (Berlin, G. Grothe. 117 Tafeln, 6 Mehrfarbentafeln, 33 Textabb. RM 9,80). Das Wesen Holbeins sieht Waetzoldt in seiner Treue im Kleinsten und Mut zum Größten, in dem Zurücktreten des Menschlichen hinter dem Werk, der strengsten Selbstzucht und der vollendeten Klarheit der Gestaltung, seine kunstgeschichtliche Aufgabe in der Tatsache, daß er von reinster deutscher Art auf englischem Boden der größte Maler wurde, und sein Werk sieht er in seinen wunderbaren Bildnissen. Waetzoldt erbringt den schlüssigen Beweis, daß Holbeins Phantasie nicht nur objektgebunden, sondern in den Räumen der reinen Formen beheimatet war. — Als eine willkommene Ergänzung hierzu ist der Band in Junckers Kunstbüchern „Hans Holbein d. J." anzusprechen (Berlin, Axel Juncker. 8 vierfarbige und 24 Kunstdrucktafeln. RM 3,75), in dem Werner R. Deusch das Werk des Malers feinsinnig auswählte und verständnisvoll einleitete. — Jochen Klepper hat durch seinen Roman „Der Vater", eine der stärksten Dichtungen, die das jüngere deutsche Schrifttum hervorgebracht hat, das Bild des Soldatenkönigs als Mensch und Fürst zurechtgerückt. Jetzt läßt er als Ergänzung dieses Bildes ein Buch erscheinen „In Tormentis pinxit" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 25 Bilder, 8 Seiten Faksimiles. RM 4,50), in dem er die Bilder Friedrich Wilhelms I. mit einer kurzen Einleitung und einer reichen Auswahl seiner Briefe herausgibt. Es ist eines der erschütterndsten menschlichen Dokumente, das sich nur denken läßt. Bekanntlich hat der König auch in den Zeiten, als ihn unvorstellbare Schmerzen peinigten, nicht von seiner Neigung zur Malerei gelassen und setzte unter die Bilder das ergreifende Wort: „In Qualen gemalt." Mit gleicher Ergriffenheit liest man die Briefe, und aus dem Ganzen formt man sich das Bild eines Mannes und Fürsten, der aus der deutsch-preußischen Geschichte nicht fortzudenken ist.

Ganz besonders reizvoll und zum Eigenbesitz wie zum Verschenken reizend sind die neuen Bände der „Silbernen Bücher" (Berlin, Woldemar Klein). Ein Band, den Karl Scheffler einleitet, bringt „Meisterwerke französischer Impressionisten" (9 farbige Tafeln, 18 Abb. RM 5,60). Scheffler als wirklich berufener Deuter erneut die leuchtende Erinnerung an die Werke der großen Künstler Degas, Manet, Courbet, Pissaro, Cézanne, Gauguin, Renoir, Sisley. Die Wiedergaben sind schlechthin meisterhaft. Das sind sie auch in dem Bande „Meisterwerke deutscher Malerei aus sieben Jahrhunderten" (18 farbige, 6 einfache Wiedergaben. RM 7,60), die Fritz Nemitz unter Mitarbeit namhafter deutscher Kunsthistoriker einleitet. Die Sammlung beginnt mit Stefan Lochner und endet mit Werner Peiners prachtvollen „Orchideen". Jeder Künstler erhält eine in ihrer Knappheit und der Vollständigkeit ihrer Aussage über das Wesen des Künstlers musterhafte Erläuterung. — In der kleinen Ausgabe der „Silbernen Bücher" erschienen „Pompejanische Wandbilder" (10 farbige Tafeln, 10 Textbilder. RM 2,80), eingeleitet von dem Generalintendanten der Ausgrabungen in Herkulanum und Pompeji Amadeo Maiuri, dessen sachkundige Einführung zu den unsterblichen Bildern P. H. von Blanckenhagen verdeutschte. — Gerade zur rechten Zeit erscheint die Monographie „Wien" von Justus Schmidt (Wien, Anton Schroll & Co. — Berlin, Deutscher Kunstverlag. 165 Bilder. RM 5,75). Ein Band, in dem die Fülle der Schönheit der einzigartigen Stadt feinsinnig und verständnisvoll gedeutet wird. — Einer ganzen Landschaft gilt das Buch von Niels von Holst „Baltenland" (Berlin, Deutscher Kunstverlag. RM 5,—), in dem zu den ausgewählten Bildern, die in den Bauwerken und Denkmälern der Balten ein starkes Zeugnis von der kulturellen Leistung dieser deutschen Menschen ablegen, knappe geschichtliche Daten gesetzt sind. Sachkunde und Liebe zum Stoff halten sich die Waage. — Eine hervorragende Leistung ist das Buch „Amorbach" von Walter Hotz, erschienen in den „Kunstbüchern des Volkes" (Berlin, Rembrandt-Verlag. RM 6,50) mit einer eindringlichen Würdigung des prachtvollen Marienmünsters im Odenwalde. Die vorzüglichen Aufnahmen machte Karl Christian Raulfs. — In der gleichen Reihe erschien „Das Werk von Fritz Klimsch", in das sein Sohn Uli Klimsch ebenso wie in das Wesen des Menschen Klimsch lebendig und warmherzig ein-

führt. — Der bedeutenden Baumeisterfamilie Frantz gilt ein Buch von Günther Grundmann (Breslau, W. G. Korn. 60 Abb. RM 7,50). Die Schilderung der Leistung von Martin Frantz dem Älteren, Martin Frantz dem Jüngeren und Carl Martin Frantz, also von drei Generationen hochbegabter Architekten, weitet sich zu einem Beitrag zur Architekturgeschichte des 18. Jahrhunderts in Schlesien, Polen und Schweden aus. — Eine Gabe von ganz besonderem Reize ist der Auszug „Alte deutsche Städtebilder", den Wolfgang Bruhn aus einem der schönsten alten Werke machte, den „Civitates orbis Terrarum" von Braun und Hogenberg (Leipzig, J. Asmus). Dieser berühmte Städteatlas, den Braun und Hogenberg in Köln 1572—1618 erscheinen ließen, ist eines der bedeutendsten Denkmäler alter deutscher Kartographie und umfaßt sechs große Bände. Nicht nur die farbigen Städtebilder, sondern auch die klugen und in ihrer Einfachheit doch erschöpfenden Beschreibungen der einzelnen Städte sind meisterhaft. — Zwei Kunstbücher, die dem Meer und seinen schöpferischen Kräften gewidmet sind, verdienen Empfehlung „Ewiges Meer — Schaffendes Leben" von Orrie Müller, mit den künstlerischen Aufnahmen von H. Engelmeyer und W. Bauer (Berlin, Klinkhard & Biermann), in dem wirklich die Erfassung aller mit dem Meer in Verbindung stehenden Elemente, Sachen und Menschen ein Bild umfassender Kraft vermittelt wird. Und „Das Watt", 96 Bildaufnahmen von Alfred Ehrhardt, mit einem Vorwort von Kurt Dingelstedt (Hamburg, H. Ellermann). Hier erschließt die Kamera Wunder des schaffenden Meeres in seinem ewigen Auf und Ab im Kleinen wie im Großen, insonderheit aber im Kleinen, die, richtig gesehen und aufgenommen, Andacht und Ehrfurcht vermitteln. — Ein gut ausgestattetes Bildwerk schildert „Hamburg", das alte wie das neue, in seiner Bedeutung als das deutsche Tor zur Welt (Hamburg, Broschek & Co. 72 Bildtafeln. RM 2,80). Der Reichsstatthalter Kaufmann schrieb ein Geleitwort, einen geschichtlichen Überblick gibt H. Stiefelhagen. — In einem glänzend ausgestatteten Bande schildern Otto Schürer und Erich Wiese die „Deutsche Kunst in der Zips" (Brünn, R. M. Rohrer. 60 Textbilder. 480 Abb. auf Tafeln. RM 18,—). Auch der volksdeutschen Fragen Nahestehende erlebt hier eine große Überraschung, da er in der Zips, diesem deutschen Gebiet am Südosthang der Karpaten, kaum soviel bedeutende künstlerische Leistungen erwartet hätte. Das Buch ist in jeder Weise geeignet, Achtung für die kulturelle und künstlerische Leistung der Zipser Deutschen zu schaffen.

Ein Buch der Besinnung und Stille und innerer Bereicherung ist der zweite Ludwig-Richter-Band der Blauen Bücher „Der Feierabend" (Königstein, K. R. Langewiesche. RM 2,40). 16 farbige Abbildungen und 62 seiner feinsten Zeichnungen sind hier vereinigt, die durch die Hinzufügung von Ausschnitten aus seinen Lebenserinnerungen ein feines organisches Ganzes bilden.

Afrika

Zwei bedeutsame und interessante englische Bücher über Afrika sind in deutscher Übersetzung erschienen: Tania Blixen „Afrika, dunkel lockende Welt" und John Carlin „Gulla und ich wandern durch Kamerun" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, je RM 6,75). Das erste Buch übersetzte Rudolf von Scholtz, das zweite W. E. Süskind. Tania Blixen ist uns bekannt durch die seltsamen Geschichten, die unter dem Titel „Die Sintflut von Norderney" erschienen. Ihr neues Buch zeigt sie in starkem Aufstieg. Sie hat das innerste Wesen Afrikas erlebt und hat Afrika und sein Geheimnis sich selbst erobert durch ihre starke und tapfere Arbeit, die sie im Osten des Erdteils geleistet hat. Sie war Besitzerin vor, während und nach dem Weltkriege einer Kaffeefarm in der Nähe von Nairobi. In einer prachtvollen menschlichen Haltung, die sie im praktischen Leben bewährte, berichtet sie ohne Pose schlicht, unmittelbar von dem großen und kleinen Geschehen, von den weißen und schwarzen Menschen, denen sie in echter Menschlichkeit gegenübertrat.

John Carlin wanderte mit Gulla, einer deutschen Frau, die den bekannten Afrikafilm aufnahm und Forschungsarbeit fürs Völkerkundemuseum leistete, durch das heute französische Mandatsgebiet Kamerun und sah mit klugen und scharfen Augen die Eingeborenen und begriff sie nach ihren Lebensgesetzen wie seine Gefährtin. Das Buch ist übersonnt von einem prachtvollen Humor, der Gulla in

keiner noch so schwierigen Lage verließ. Es ist ein Bekenntnis zu einer bewundernswerten Frau, die als Mensch das gleiche bedeutete wie in ihrer Arbeit. Aber diese Schilderung greift darüber weit hinaus, denn sie ist eine Kritik der französischen Verwaltung und eine Anerkennung dessen, was Deutsche mit den gleichen vortrefflichen Eigenschaften wie Gulla aus diesem Land hätten machen können.

Bellows' German-English Dictionary

Ein außerordentlich praktisches und handliches deutsch-englisches Lexikon ist das jetzt in zweiter Auflage vorliegende „German-English and English-German Dictionary“, das Max Bellows herausgibt (Auslieferung für Deutschland: Leipzig, Paul Hempel, RM 8,40). Das Lexikon ist deshalb für uns etwas Neues, weil die beiden Teile Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch nicht getrennt hintereinander stehen, sondern miteinander verbunden sind. So findet man auf einer Seite oben z. B. die deutschen Worte Aß bis ate und die unter diese Buchstaben fallenden englischen Ausdrücke darunter. Nicht immer ist es möglich, daß dieselben Buchstabengruppen in beiden Sprachen genau mit dem gleichen Wort abschließen, aber die Erleichterung ist auch so spürbar, weil manche Worte in dieser Anordnung nur an einer Stelle mit einem Verweis nach der anderen Sprache erscheinen können. Das Lexikon bringt in 42 Tabellen auch allgemeine Regeln, die Grammatik beider Sprachen mit den Konjugationen, die metrischen Systeme und viele wesentliche sprachliche Hinweise. Besonders wertvoll erscheint uns an diesem Lexikon, daß sehr viele allgemeine Redensarten angegeben werden und auch die wie in allen anderen Sprachen so auch gerade im Englischen aufgetretene neue Sprache mit den vielen Ausdrücken aus dem Kriege und der Nachkriegszeit vollständig berücksichtigt ist.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Botschafter Hugh Wilson, Berlin — Gertrud Kleinau, Berlin — Dr. Robert Platow, Berlin — Hofrat Max v. Millenkovich-Morold, Wien — Harald Weber, Aufkirchen — Dr. Willy Kramp, Caporn/Ostpreußen — Professor Wolfgang Windelband, Berlin — Dr. Walther Pahl, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. II. Vj. 1938: 3762 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Zum Aufsatz Rudolf Pechels, Seite 36

KARL PAGEL

Haltet die Flugzeuge startbereit!

Als um die Jahrhundertwende die Welt anfing, von dem Luftschiff des Grafen Zeppelin zu sprechen, gab der Reichskanzler Chlodwig Hohenlohe seinen skeptischen Gefühlen dieser technischen Neuerung gegenüber in einem Stoßseufzer Ausdruck, den er zu Papier brachte. Das könnte ja gut werden, schrieb er etwa, da könne ja am Ende der Kaiser heute in Straßburg und morgen in Königsberg eine Rede halten — eine dieser „zündenden" Reden, die ihm soviel Mühe machten, meinte er damit. Hohenlohe war ein müder, alter Mann, seine Phantasie reichte nicht entfernt aus, die Umwälzungen, die die Entwicklung der Luftfahrzeuge bringen würde, auch auf dem Gebiet des Politischen, einigermaßen richtig abzuschätzen.

Noch war es ja nicht so weit, und es hat noch lange gedauert, bis das Vorhandensein dieses neuen Verkehrsmittels, sei es nun Luftschiff oder Flugzeug, nicht bloß praktische Realität gewann, sondern auch in das allgemeine Bewußtsein eindrang, und es wäre nicht uninteressant, die Frage beantwortet zu sehen, welcher Minister oder Staatsmann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, als erster unter seinen Kollegen sich einer Luftdroschke anvertraut zu haben.

*

Das Luftfahrzeug als Mittel, als Hilfsmittel der Großen Politik jedenfalls ist uns erst in diesen Wochen begegnet, allerdings in einer überaus eindringlichen Weise — als gälte es, Versäumtes nachzuholen. Und in der Tat, haben wir uns nicht alle gefragt: warum ist nicht ein Chamberlain in den letzten Juli-Tagen des Jahres 1914 in ein Flugzeug gestiegen? — aufgestiegen in irgendeiner der Hauptstädte Europas? — aufgestiegen aus dem Aktenstaub der Kanzleien und aus den Niederungen der menschlichen Unzulänglichkeit in die reine Luft der Höhe?

Was wäre geschehen, wenn Wilhelm II. noch am 31. Juli 1914 dem Zaren anstelle seines Telegramms, in dem er ihn beschwor, den Frieden zu erhalten, die Aufforderung geschickt hätte, ihn auf halbem Wege am 1. August vormittags in Wilna zu treffen? Was wäre geschehen, wenn am 27. Juli der englische Premier oder sein Außenminister Grey nach Berlin geflogen wäre, um zu sagen: Der Einmarsch Österreichs in Serbien, der mich selbst nicht interessiert, wird Rußland die Möglichkeit zum Kriege gegen die Donau-Monarchie geben; ihr Deutschen werdet Österreich-Ungarn helfen müssen, ob ihr wollt oder nicht, und die Folge wird sein, daß Frankreich gegen euch antritt zur Revanche. Da England eine französische Niederlage verhüten m u ß , bedeutet das alles unausweichlich auch den Krieg zwischen Engländern und Deutschen. Wer will glauben, daß nach einer solchen Erklärung der Krieg noch ausgebrochen wäre?

Was wäre geschehen, wenn der Reichskanzler Bethmann Hollweg am 23. Juli nach Bekanntwerden des ihm vor der Übergabe nicht zur Kenntnis gebrachten österreichisch-ungarischen Ultimatums an Belgrad nach Wien geflogen wäre, um

dem Grafen Berchtold klarzumachen, daß er ihm nicht folgen werde, ohne den Weg genau zu kennen, der beschritten werden sollte?

Unter dem Eindruck des Abkommens von München – diesen 29. September 1938 und die voraufgehenden Tage werden wir so bald nicht vergessen – liegt es nahe, solche rhetorischen Fragen zu stellen – auch wenn man weiß oder zu wissen glaubt, daß die Geschichte keine Wiederholungen kennt (während die Menschen in ihrer Gedankenarmut nur zu sehr geneigt sind, sich zu wiederholen und ein einmal angewandtes Rezept auch ein zweitesmal anzuwenden).

Wenn wir trotzdem den Versuch machen, „1914" und „1938" nebeneinander zu halten, so weniger um äußerliche Ähnlichkeiten festzustellen, als um in den Ablauf des Geschehens einzudringen; und wir zitieren dabei, zu unserer Stärkung, Jacob Burckhardt, der gesagt hat: „Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden."

*

Was geschah „1914"? Das europäische „Gleichgewicht", eine sehr labile Angelegenheit, war hergestellt durch: Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien hier und England – Frankreich und Frankreich – Rußland dort; der Krisenherd war, nach zwei Balkankriegen, der Balkan, der infolge des Zurückweichens der türkischen Macht zu selbständigem, aber noch unausgeglichenem Leben gekommen war. Der Balkan stand zwischen der Donau-Monarchie und Rußland, das sich zum Vormund eines rein machtpolitisch gesehenen Panslavismus machte und Serbien gegen Österreich vortrieb. Zwischen Deutschland und Frankreich stand dessen Revanchegedanke, zwischen Deutschland und England die Flotte. Italien, das sich in Anlehnung an seine Verbündeten zur Großmacht entwickelte, hatte den Grund seiner Anlehnung an die Mittelmächte, die Festsetzung Frankreichs in Tunis, fast schon vergessen und hatte kaum noch Meinungsverschiedenheiten mit Frankreich und England, ja auch mit Rußland fing es an sich gutzustellen, im gemeinsamen Gegensatz zu dem Dreibundgenossen Österreich-Ungarn.

So war die Lage, als am 28. Juni in Sarajevo Franz Ferdinand unter Mörderhand fiel; er, der slavophile Habsburger unter den Kugeln südslavischer Fanatiker, die nicht in Habsburg, sondern in dem Haus Karageorg den Einiger des Südslaventums sehen wollten. Die Donaumonarchie brauchte vier Wochen, um an das Königreich Serbien ein Ultimatum zu stellen, dem dann alsbald die Kriegserklärung folgte, da Wien die von Belgrad erteilte Antwort nicht als ausreichend ansah und zu der Überzeugung gekommen war: schnelles Handeln ist notwendig, die Russen wollen den Krieg; je länger er hinausgeschoben wird, umso stärker werden sie – und jetzt sind die Deutschen an unserer Seite (die bis zuletzt an die Möglichkeit einer Lokalisierung eines serbisch – österreichischen Krieges glaubten). Die russische Dampfwalze hatte sich jedoch längst in Bewegung gesetzt, und niemand wollte sie aufhalten, auch die Franzosen nicht, so sehr sie sich auch um Englands Hilfe sorgten: aber der innige Kontakt der Generalstäbe und der Armeen verbürgten sie. Rußland und auch Frankreich, dessen Präsident und Ministerpräsident vor den kritischen Tagen des Juli in Petersburg zu Gast waren,

bemühten sich, ihre Absichten zu verschleiern — und Berlin ließ sich täuschen, es glaubte den russischen Versicherungen und war optimistisch-unschlüssig. Wer vermag es heute zu fassen, daß auf den Rat seiner Minister der Kaiser vom 6. bis 27. Juli auf die alljährliche Nordlandreise gehen mußte (um keine Beunruhigung zu erzeugen)? Auch die Völker hatten in die Ferien gehen dürfen wie der Kaiser, sie wußten nicht, was die Kabinette spielten; die Kabinette, in denen viele wohlmeinende Herren saßen und einige Schurken, die *ihren* Krieg wollten, aber kein Mann, der Kraft und Weisheit genug besaß, die Schurken zu bändigen und die Wohlmeinenden zu stützen, indem er das Lügengewebe zerfetzte und die Wahrheit erkennen ließ. Dieser Mann, der 1938 Chamberlain hieß, hätte auch 1914 in England sitzen müssen: ein Wort zur rechten Zeit aus dem Munde von Grey oder Asquith — und Deutschland hätte gewußt, woran es war. Statt dessen glaubte sein Kanzler, das Afrika-Abkommen, von ihm als Auftakt einer deutsch-englischen Verständigung gesehen, sei fest genug, auch eine europäische Spannung zu überbrücken, und England werde nicht kämpfen. Wer sich heute durch die Fülle der Berichte und Telegramme hindurchzulesen versucht, die im Juli 1914 hin- und hergeschickt worden sind, der faßt sich immer wieder an den Kopf ob der vielen Unverständlichkeiten, ob der Schwerfälligkeit des Apparates, ob der Verschwommenheit des diplomatischen Spieles, das doch um die Zukunft Europas ging.

Natürlich ist man klüger, wenn man vom Rathaus kommt — aber verständlich wird diese Welt von 1914 erst dann, wenn man annimmt, daß ein großer Teil der maßgebenden Männer den europäischen Krieg für ein Kinderspiel gehalten haben.

Kein Chamberlain stand auf, weder auf dieser noch auf jener Seite, der sich gegen den Ablauf des Schicksals zur Wehr gesetzt hätte, des Schicksals, das zu einem großen Teil nichts war als der selbsttätig werdende gedankenlose Apparat der europäischen Blockpolitik, womit wir nicht die Elemente echten Schicksals, echter Tragik aus dem Tatbestand „1914" streichen wollen: sie sind da, aber der übergewichtige militärpolitiische Apparat war es, der Europa in den Krieg riß.

Gleichgültig wie im Einzelnen Schuld und Unschuld verteilt sind: die Schurken und Heuchler hatten ihren Krieg — und die Völker mußten ihn bezahlen, alle Völker. Als einmal die Lawine rollte, konnte niemand mehr sie halten.

*

1938 wurde erfolgreich der Versuch gemacht, den Frieden *vor* der Schlacht zu schließen. Das Lehrgeld für diese bestandene Prüfung hatten die Völker vor vierundzwanzig Jahren gezahlt. Obwohl es verführerisch war, den Ablauf von 1914 sich wiederholen zu sehen, trotz vieler gar fataler Ähnlichkeiten und Parallelen (wenn man will auch *wegen* dieser Parallelen und Ähnlichkeiten), ergab sich diesmal die Welt nicht in das drohende Schicksal; es wurde um den Frieden gekämpft, wie damals um den Krieg gekämpft worden war.

Zwar hat es so ausgesehen, als sei der tschecho-slowakische Kunststaat an die Stelle Serbiens getreten und an die der Donaumonarchie das Großdeutsche Reich (während an seiner Seite wieder der 1914 ausgefallene Verbündete stand); und stand nicht auf der anderen Seite die alte Koalition des Dreiverbandes? Wer

nach Parallelen suchte, kam auf seine Kosten, aber er übersah, daß die Situation dieser Länder und Staaten eine veränderte war im negativen wie im positiven: wir brauchen das nicht auszumalen, erwähnen nur, daß das heutige Rußland, Sowjetrußland, durch die Niederlage weit in den Osten zurückgedrängt und auch heute noch in seinen Kräften nach innen gebunden ist; es hat auch keine lebenswichtigen Interessen in Mitteleuropa. Und auch von den Westmächten aus gesehen ist die Situation eine wesentlich veränderte: Frankreich *ist* im Besitz des Elsaß, und England *hat* ein ihm genehmes Flottenabkommen – und die deutschen Forderungen gegen die Tschechoslowakei waren vom Standpunkt der gemeineuropäischen Ideologie aus unabweisbar, wenn auch sonst unüberbrückbare ideologische Gegensätze zwischen beiden Lagern klaffen. Trotzdem ist es zu Situationen gekommen, die entschlossenes Handeln für den Frieden nötig machten, wenn nicht doch das Modell von 1914 zum zweiten Male Anwendung finden sollte.

Handeln im Sinne des Friedens konnte auch jetzt nur England: es war nicht unmittelbar beteiligt, aber es mußte unvermeidlich hineingezogen werden, wenn es zu kriegerischen Maßnahmen kam. Im Bewußtsein der Größe der bevorstehenden Katastrophe wehrte es sich dagegen: Chamberlain, neunundsechzigjährig, bestieg, nachdem einige Stunden vorher der Äther es verkündet hatte, ein Flugzeug, zum ersten Male in seinem Leben, und bediente sich auch sonst, so altmodisch dies und jenes an dem grand old man erscheinen mochte, der modernen Technik, die es durch den Rundfunk vermag, die Völker teilnehmen zu lassen, sozusagen dabeisein zu lassen, in einem Maße, von dem wir vorher keine Vorstellungen haben konnten. Die Völker, die das Grauen des Krieges nicht vergessen haben, wurden dabei seine besten Bundesgenossen. So siegte der Friede, da alle ihn wollten, auf die es ankam. Iswolskis und Sassonows, die es auch gab, sahen, daß sie nicht zum Zuge kommen konnten, weil die Führenden wie die Völker auf der Hut waren.

1914 hatte das Abrollen von mehr oder weniger verschleierten Kriegsvorbereitungsmaßnahmen und Mobilmachungen, die keine Telegramme mehr aufhalten oder rückgängig machen konnten, den Krieg heraufgeführt. 1938 gingen die Kriegsvorbereitungen in allen Ländern unverhüllt vonstatten, ist mit offenen Karten gespielt worden; auch die Soldaten wußten von ihren Vätern oder aus eigener Erfahrung, was ein Krieg bedeuten werde, und in den durch Chamberlain herbeigeführten Gesprächen von Mann zu Mann, die deutlicher als stilisierte Depeschen Willen und Entschlossenheit des Partners erkennen ließen, wurden die Schlachten des Friedens gewonnen: Berchtesgaden, Godesberg und München. Mochten auch Spannungen ungelöst bleiben – auch nach Kriegen bleiben Spannungen. Aber die Welt kennt den Druck, der hinter ihnen steht oder der gegen sie steht. Die Kraftfelder sind klar abgesteckt, und alle können mit ihnen rechnen.

*

Der Krieg war vermieden; daß sogleich der ewige Friede proklamiert werden würde, konnte niemand erwarten. Jedoch hat die deutsch-englische Nie-wieder-Krieg-Erklärung nur dann Aussicht, eine Realität zu gewinnen, wenn es bald gelingt, der rasenden Aufrüstung in aller Welt ein Ziel zu setzen. Aber eine englisch-deutsche Übereinstimmung vermöchte viel.

Daß diese Erklärung unterschrieben werden konnte, zeigt den Fortschritt gegenüber der Vorkriegszeit und berechtigt gewiß zu Hoffnungen. Es sind schon einmal zwischen England und Deutschland Verhandlungen über eine Neutralitätsformel geführt worden, und zwar 1912: die Verhandlungen haben sich damals zerschlagen (und das gegenseitige Mißtrauen leitete sich aus dieser Erfahrung her). Jene Verhandlungen wurden natürlich geheim geführt. „Hätte das deutsche und das englische Volk", so hatte sich dazu ein kluger Engländer, E. D. Morel, geäußert, „die Einzelheiten der Mission Haldanes erfahren, so hätte die öffentliche Meinung beider Länder eine angemessene Neutralitätsformel erzwungen."

1938 brauchte diese Formel nicht vom Volke erzwungen zu werden: die verantwortlich Handelnden fanden sie selbst, und sie verdienten sich damit den Dank ihrer Völker. Wir haben es noch im Ohr, wie der englische Premier nach seiner Ankunft auf dem Londoner Flugplatz das von ihm und vom Führer und Reichskanzler gezeichnete Dokument aus der Tasche zog, um es mit vor Ergriffenheit schwankender Stimme der zu seiner Begrüßung herbeigeeilten Menge vorzulesen: was ihm der Jubel der Deutschen in München bewiesen hatte bekräftigte ihm jetzt die begeisterte Zustimmung seiner Landsleute: die Völker wollen den Frieden.

*

Dieser Friede aber darf kein bis an die Zähne bewaffneter Friede sein, wenn er Dauer haben soll: der bewaffnete Friede der Jahre des Mißtrauens nach der Jahrhundertwende hat die resignierte, ausweglose Stimmung geschaffen, die 1914 den Krieg als Schicksal hinnahm. 1938 ist der Krieg in letzter Minute überwunden worden, ein „Zufall" hätte alle Bemühungen zunichte machen können. Der Friede verlangt sorgsame Pflege und Planung, wenn er gedeihen soll.

Skeptiker wie Grey, der in seinen Memoiren sagt, er erinnere sich nicht, jemals einen Schritt getan zu haben, der nicht unmittelbar geboten war oder der nicht einem dringlichen momentanen Problem gegolten habe, werden hierfür nicht ausreichen — wäre es anders, er hätte die Chance, 1914 den Krieg zu verhindern, nicht vorübergehen lassen. Grey ist deshalb auch ein Beispiel dafür, was Persönlichkeit in der Geschichte und in der Politik bedeutet, im negativen Sinne, wie sein Landsmann Neville Chamberlain im positiven. Mögen auch die sachlichen Probleme ihr kaum verrückbares Eigengewicht haben — wieviel ein Einzelner vermag, wir haben es mit unseren Augen gesehen.

Europa ist voll ungelöster Probleme, und die übrige Welt nicht minder, ist voller Gefahren für den Frieden. Ihn durchzusetzen verlangt viel guten Willen, Klugheit, Einsicht und ständige Bereitschaft, ihn zu verteidigen. Darum muß die Losung sein: Haltet die Flugzeuge startbereit!

Fürst Chlodwig Hohenlohe würde gewiß, wenn er die Septembertage des Jahres 1938 hätte erleben können, dem Luftfahrzeug manches abgebeten haben. Daß es auch Bomber und Jagdflieger gibt, könnte er der Technik nicht anrechnen; es liegt bei den Menschen, was sie mit den Mitteln anfangen, die die Technik liefert: sie ist weder gut noch böse. Darum: Haltet die Flugzeuge bereit, die Flugzeuge und die männlichen Herzen, die ihnen Richtung und Ziel geben!

SIR CHARLES PETRIE

Neville Chamberlain

„Lest keine Geschichte, sondern nur Biographien, denn diese sind Leben ohne Theorie": so lautet die Weisung an die Jugend, die Disraeli einer der Hauptgestalten seines „Contarini Fleming" in den Mund legt. Wie so viele Ratschläge, die der Jugend erteilt werden, muß auch dieser mit manchen Vorbehalten aufgenommen werden – Einrichtungen und Ideen sind zum mindesten ebenso wichtig wie die Menschen. Wollte man bloß diese ohne Kenntnis jener studieren, so würde man ein falsches Geschichtsbild erhalten.

Zum Glück besteht in dieser Hinsicht, soweit es sich um Großbritannien handelt, wenig Gefahr, selbst wenn Disraelis Weisung wörtlich befolgt würde. In anderen Ländern haben sich von Zeit zu Zeit große Männer erhoben, die den Staat nach ihren eigenen Wünschen zu formen versuchten. Diejenigen nun, die nur die äußere Laufbahn dieser Großen eines Volkes studieren würden, kämen in einige Verlegenheit, Erklärungen für viele Ereignisse in den Annalen dieser Länder zu finden, deren Geschicke von diesen Männern gelenkt wurden. In England ist dies nicht annähernd in demselben Maße der Fall gewesen, denn unsere großen Männer haben in den Formen der bestehenden Regierungsordnung gewirkt und nur selten versucht, die Gesellschaft umzugestalten. Wo sie es doch getan haben, hat ihr Werk sie kaum jemals überlebt. So hebt sich das Leben britischer Staatsmänner im allgemeinen nicht von einem Hintergrunde revolutionärer Umwälzungen ab; man kann an der Laufbahn des Einzelnen zugleich die Geschichte des Systems studieren, in dem er wirkte.

Vielleicht hat das seinen Grund darin, daß in der britischen Politik die Tradition der Familien stets sehr mächtig gewesen ist. Die Cecils, Pitts, Churchills und Russels sind nur die hervorstechendsten Beispiele für eine allgemeine Tendenz, die sich jahrhundertelang wirksam gezeigt hat; es gibt unzählige Familien, die einen wichtigen, wenn nicht überragenden Anteil an den Ereignissen ihrer Zeit gehabt haben. In anderen Ländern treffen wir diese Erscheinung nicht in so ausgeprägtem Maße an, und dies mag auch zur Erklärung dafür dienen, daß es die Staatsmänner fremder Länder gewöhnlich viel eiliger haben als die unsrigen. Wenn eines Mannes Vater ein Amt innegehabt hat und sein Sohn aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe tun wird, fühlt er sich weniger versucht, noch zu seinen Lebzeiten eine Reformation der Gesellschaft anzustreben. Es besteht für niemanden ein besonderer Anlaß, die bestehenden Einrichtungen zu zerstören, mit denen seine Vorfahren so eng verbunden gewesen sind; das Bestreben geht vielmehr dahin, sie den veränderten Verhältnissen anzupassen. Diese Familientradition ist in Westminster immer lebendig gewesen, und es ist interessant zu sehen, daß sie sich auch in der sozialistischen Partei bemerkbar macht.

Diese Parlamentarier-Familien haben sich gewöhnlich für ein Ideal eingesetzt oder sie waren die Repräsentanten einer besonderen Anschauung: die Engländer

haben keine Neigung für abstrakte Ideen, und so haben diese bei uns die Tendenz, sich in Personen zu verkörpern. Die Russells und Greys haben stets für etwas gekämpft, was sie als die Ursache geregelten Fortschritts betrachteten; wie sehr man auch die Politik, die sie von Zeit zu Zeit verfolgt haben, kritisieren mag, so muß man doch die Beweggründe achten, von denen sie sich leiten ließen. Den Pitts verdanken wir den Begriff eines freien Empire und des Gleichgewichts der Verfassung, dem jüngeren Pitt aber – „dem Lotsen, der dem Sturm widerstand", wie Canning es so glücklich ausgedrückt hat – im besonderen die Tatsache, daß England nicht zu einer französischen Provinz wurde. Die Cecils haben sowohl in den Tagen der Elisabeth als auch zu unseren Zeiten einen mäßigenden Einfluß ausgeübt, während sie heute eine Atmosphäre vornehmer Geistigkeit in alle Dinge bringen, denen sie ihre Unterstützung leihen. Zu diesen und noch vielen anderen hervorragenden Familien, die soviel dazu beigetragen haben, unserer nationalen Geschichte ihren ganz besonderen Charakter aufzuprägen, gehören auch die Chamberlains.

Sie sind immer durch und durch englisch gewesen: Mr. Garvin konnte nicht einen Tropfen fremden Blutes in ihren Adern nachweisen. Sie kamen ursprünglich wie die St. Johns und die Cannings aus Wiltshire, aber sie waren bereits seit mehreren Generationen in London ansässig, ehe Mr. Joseph Chamberlain noch als junger Mann Birmingham zu seinem Wohnsitz wählte. Die Familie stammt aus dem Kern des puritanischen Mittelstandes, aus dem ihre Mitglieder auch ihre Frauen wählten. Die Chamberlains schämten sich ihres Ursprungs nicht, und sie hatten auch keine Ursache dazu: „Ich rühme mich einer Abstammung", erklärte Joseph Chamberlain einmal von der Rednertribüne, „auf die ich so stolz bin, wie irgendein Baron auf seinen Titel, den er dem Lächeln eines Königs oder der Gunst einer königlichen Mätresse verdankt." Einer seiner Vorfahren erlitt unter der Königin Mary den Feuertod; von Generation zu Generation erhielt sich bei den Chamberlains die Verehrung bürgerlicher und religiöser Freiheit, doch war sie stets mit einem leidenschaftlichen Patriotismus verbunden. Während vieler Jahre waren sie typisch für viele tausend andere Familien im ganzen Königreich; in dieser Verbundenheit der Ahnen mit einem der Hauptströme englischen Denkens liegt ein gut Teil der Stärke, die dem großen Kolonialminister und seinen beiden Söhnen angeboren ist.

*

Neville Chamberlains Laufbahn weist mehr Ähnlichkeit mit der seines Vaters auf als mit der des Bruders, denn auch er war nicht für die Politik, sondern für das Geschäftsleben und den städtischen Verwaltungsdienst erzogen worden. Viel Unsinn ist geschrieben worden, sogar von seinen Anhängern und Bewunderern, über seine mangelnde Kenntnis der nationalen Politik, bevor er im Jahre 1918 in das Unterhaus einzog. Ein Mann, dessen Vater und älterer Bruder jahrelang die höchsten Staatsämter bekleidet haben, bringt aus seiner häuslichen Atmosphäre unweigerlich – wenn auch vielleicht unbewußt – die Kenntnis und den weiten Blick eines Staatsmannes mit, zugleich auch eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen ein solcher zu kämpfen hat. Neville Chamberlain ist der letzte, der behaupten würde, daß er in jenen frühen Jahren eine Rolle hinter den Kulissen

gespielt habe, andere aber schätzten seine Meinung und sein Urteil schon damals hoch ein, als er außerhalb Birminghams noch völlig unbekannt war. In den zum Teil noch unveröffentlichten Aufzeichnungen von Männern, die dem Hause Chamberlain nahestanden, wie z. B. dem verstorbenen Professor Hewins, finden sich immer wieder Hinweise auf ihn: er war häufig zugegen bei den Gesprächen seines Vaters und seines Bruders mit den verschiedenen führenden Konservativen und Unionisten. Kurz, die politische Schulung des gegenwärtigen Ministerpräsidenten ist ebenso vollkommen gewesen wie die der übrigen Chamberlains, nur trug sie einen etwas anderen Charakter.

Vor allem war es ihm allein vorbehalten, im britischen Übersee-Reich zu leben, so begeisterte Imperialisten auch alle Mitglieder seiner Familie gewesen sind. Sieben Jahre seines eindrucksfähigsten Alters brachte er in Westindien zu, und so weiß er aus Instinkt und Erfahrung, was andere sich nur mühselig aus Zeitungen und Büchern, einem zufälligen flüchtigen Besuch oder aus persönlichen Mitteilungen zusammenreimen, nämlich: wie der Brite in den Dominien und den Kolonien die Probleme des Weltreiches ansieht. Er hat unter Menschen gelebt, denen der Rhein, die Donau und das Mittelmeer nur geographische Begriffe sind, und denen die Politik des Präsidenten der Vereinigten Staaten wichtiger ist als die des deutschen oder des italienischen Staatschefs. Die Bahamas-Inseln mögen einen sehr unbedeutenden Teil der britischen Besitzungen darstellen, aber alle Briten in Übersee nehmen europäischen Fragen gegenüber fast den gleichen Standpunkt ein, und Neville Chamberlain kennt ihn ganz genau. Als er Ministerpräsident wurde, machte er bald durch die Frische und Entschiedenheit seiner außenpolitischen Ansichten auf das Land großen Eindruck; wenn diese Beherrschung der auswärtigen Politik auch in hohem Maße auf den Einfluß seines Vaters zurückzuführen ist, so verdankt er sie zum andern Teile doch zweifellos auch seinen Erfahrungen inmitten der Korallenriffe der Bahamas. Er trägt das Empire in Fleisch und Blut, aus seinem Ahnenerbe und aus dem Erlebnis der Umwelt.

Ferner erhielt er, wie sein Vater, in Birmingham eine sehr durchgreifende Ausbildung in allen Angelegenheiten der städtischen Verwaltung. Das Empire ist für ihn nicht England allein, auch ist England nicht (wie allzu viele glauben) im Osten vom Tower, im Westen von Earl's Court Road und im Norden von Regent's Park begrenzt. Man erzählt sich, daß ein englischer Geistlicher einst auf dem Kontinent einen Vortrag hielt und diesen mit den Worten einleitete „Wenn ich Religion sage, meine ich das Christentum; wenn ich Christentum sage, meine ich den Protestantismus; und wenn ich Protestantismus sage, meine ich die Kirche von England, wie sie durch das Gesetz geschaffen worden ist." Wenn Engländer vom Empire reden, so meinen sie nur zu oft England; und wenn sie von England reden, dann meinen sie oft London; und wenn sie von London reden, dann meinen sie die City und den Westen. Es wäre kaum möglich, sich einen schlimmeren Fehler für einen Politiker vorzustellen. Die beiden großen Bewegungen der letzten hundert Jahre, Freihandel und Schutzzoll, gingen von Manchester und Birmingham aus. Die Meinung Londons ist kein Maßstab für die Stimmung des ganzen Landes. Das Geschwätz in den Klubs und die wilden Reden in den Straßenversammlungen

finden in der großen Masse des nüchternen englischen Volkes, in den Fabriken oder auf dem Lande, kein Echo.

Joseph Chamberlain verfiel niemals in den Fehler, die Hauptstadt so wichtig zu nehmen, wie sie das selbst wünschte, und auch bei seinem jüngeren Sohn ist das nicht zu erwarten. Neville Chamberlains Patriotismus wurde in Birmingham geboren und hat sich jenseits des Ozeans entfaltet. Wie Kipling es so schön ausgedrückt hat:

God gives all men all earth to love,
But since man's heart is small,
Ordains for each one spot shall prove
Beloved over all.

Für den Ministerpräsidenten war dieser Ort Birmingham. Wer nicht in dem kraftvollen Gemeinwesen einer großen Provinzstadt aufgewachsen ist, vermag sich keine Vorstellung zu machen von dem selbstbewußten Stolz, der auf solchem Boden gedeiht. Viele Londoner dürften kaum imstande sein, den Namen des Stadtteils anzugeben, in dem sie leben, und noch wenigere kennen den Namen ihres Bezirkes. In der Provinz gibt es jedes Jahr heftig umstrittene Wahlen, aber obgleich die Parteien einander erbittert bekämpfen, so sind sie sich doch einig in dem Bestreben, den ehrenvollen Ruf ihrer Vaterstadt hochzuhalten. Liverpool, Manchester und Birmingham bedeuten für ihre Einwohner weit mehr als die Hauptstadt für die meisten Londoner. Die Politik in diesen Städten stellt einen Mikrokosmos der Politik von Westminster dar, und wenn die Fragen, um die es dabei geht, nicht so bedeutend sind wie dort, so erregen sie doch keinen geringeren Streit der Meinungen. In dieser Schule machte Neville Chamberlain, wie vor ihm sein Vater, seine politische Lehrzeit durch und lernte Menschen zu behandeln.

Obgleich er, verglichen mit den anderen Mitgliedern seiner Familie, der breiteren Öffentlichkeit lange Zeit unbekannt blieb, waren seine Erfahrungen im Regierungsdienst und in den großen Tagesfragen der Politik doch sehr umfassend. Als leitender Direktor des Nationalen Dienstes in den Jahren 1916 und 1917 lernte er manches von Lloyd Georges Verwaltungsmethoden kennen, und als Generalpostmeister unter Bonar Law wurde er mit der Arbeitsweise eines von wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleiteten Ministeriums vertraut. All dies bildete eine ausgezeichnete Vorbildung für die Posten des Gesundheitsministers und des Schatzkanzlers; in diesen beiden Stellungen erregte Neville Chamberlain zum ersten Male die Aufmerksamkeit des Mannes auf der Straße. In diesem Zusammenhang fällt die erstaunliche Parallele zur Laufbahn seines Vaters und seines Bruders auf. So wie Joseph Chamberlain das Kolonialamt übernahm, das damals als das Aschenbrödel unter den Regierungsämtern galt, und es ungeahnt zur höchsten Bedeutung erhob, so erfaßte der jüngere Sohn mit dem visionären Blick seiner Familie die Möglichkeiten, die das Gesundheitsministerium bot. Als Baldwin zum zweiten Male die Regierung übernahm, trat Neville Chamberlain seinen Anspruch auf die Schatzkanzlerschaft zugunsten Winston Churchills ab. Wie Sir Austen es mehr als einmal getan hat, verzichtete auch Neville Chamberlain darauf, seine Rechte durchzusetzen, wenn er einsah, daß das Wohl des Landes einen anderen auf dem betreffenden Posten forderte.

Seine Tätigkeit als Schatzkanzler seit 1931 ist noch frisch im Gedächtnis, aber es ist zweifelhaft, ob die Schwere der Aufgabe, der er gegenüberstand, in ihrer vollen Größe gewürdigt worden ist. Es erforderte in der Tat den ganzen Mut der Chamberlains, an die Lösung dieser Aufgabe heranzugehen. Niemals in der Geschichte, seitdem der jüngere Pitt berufen wurde, die Finanzen des Staates nach den Niederlagen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg wieder in Ordnung zu bringen, war einem Finanzminister eine solche Last auf die Schultern gelegt worden. Die Wirtschaftskrise hatte im Bunde mit der Politik einer sozialistischen Regierung das Land an den Abgrund des Bankrotts gebracht. Es blieb Neville Chamberlain überlassen, die Lage zu retten, und zwar zu einer Zeit, in der sich der internationale Horizont täglich mehr und mehr verdüsterte. Die Höhe des britischen Kredites zur Zeit, als er das Schatzamt verließ und zum Ministerpräsidenten aufstieg, und die Leichtigkeit, mit der die riesenhaften Kosten der Aufrüstung getragen werden, geben die Maßstäbe für seinen Erfolg. Seine Kritiker haben ihm vorgeworfen, daß seine Methoden zu orthodox gewesen seien. Wenn dies der Fall war, so lag es nicht an mangelnden Einfällen für Quacksalbermittel, an denen eine reiche Auswahl vorlag; wenn aber eine Welt in ihren Grundfesten erschüttert ist, wird Vorsicht nicht nur zur Tugend, sondern zur Notwendigkeit. Im Schatzamt selbst galt, wie hinzugefügt werden mag, Neville Chamberlain immer als der Meister, und einige der älteren Beamten haben erklärt, daß es einen solchen Schatzkanzler seit den Tagen des „Schwarzen Michael" nicht gegeben habe.

Als Neville Chamberlain nach der Krönung Georgs VI. Ministerpräsident wurde, durfte er die Überzeugung haben, daß er sein Amt kraft eigener Verdienste und ohne Intrigen erreicht habe. Kein Ministerpräsident hat jemals einen aufrichtigeren Kollegen gehabt als Baldwin in der Person seines Schatzkanzlers. Man braucht die Tatsache nicht zu verschweigen, daß in den ersten Monaten des Jahres 1937 viele Leute ernstlich durch die Aussicht beunruhigt wurden, zugleich mit einem neuen König auch einen neuen Ministerpräsidenten zu erhalten, da beide der Nation wie dem Reich keineswegs so gut bekannt waren wie ihre Vorgänger. Diese Befürchtungen haben sich als falsch erwiesen. Die begeisterte Begrüßung, die der König und die Königin überall erfahren haben, war zunächst wohl ein Ausdruck der Sympathie dafür, daß sie unter ungewöhnlich schwierigen Umständen auf den Thron berufen wurden, heute aber bedeutet es zugleich Ergebenheit und Achtung vor der Art, in der sie ihre Pflichten erfüllen. Und Neville Chamberlain erhielt bei den Nachwahlen ein Vertrauensvotum wie niemals ein anderer Ministerpräsident.

Dies also ist die Tradition der Chamberlains – Mut und Optimismus, Voraussicht und Kraft sind ihre Merkmale. Die Verhältnisse haben sich geändert, seit Joseph Chamberlain vor mehr als sechzig Jahren ins Unterhaus einzog, aber seitdem hat dort ohne Unterbrechung ein Chamberlain gesessen, der die Charaktereigenschaften der Familie in guten wie in bösen Tagen bewährt hat.

Aus dem Einleitungskapitel der soeben erscheinenden deutschen Ausgabe: Die Chamberlains. Joseph, Austen und Neville Chamberlain. Von Sir Charles Petrie. Mit einem ausführlichen Nachwort von Dr. Karl Silex. (Philipp Reclam jun. Verlag, Leipzig.)

FRANZ ZEISE

Prinz Egalité

Zu dem an wunderlichen Mißstimmigkeiten reichen Leben jenes Herzogs von Orléans, der als Prinz Egalité in eine triste Unsterblichkeit eingehen sollte, paßt es, daß schon sein Eintritt in dieses Dasein mit einem Skandal begann. Als nämlich dem Chef der Dynastie, Ludwig Orléans, der sich im Kloster St. Genoveva einer sonderbaren Frömmigkeit hingab, die Geburt eines Enkels gemeldet wurde, schüttelte er zunächst zweiflerisch den Kopf. Dann erging er sich in bitteren Äußerungen, die zwischen dem phlegmatischen Temperament seines Sohns, des schon mit fünfzehn Jahren korpulenten Herzogs von Chartres, und der heißblütigen Gemütsart von dessen Gattin, Luise-Henriette von Bourbon-Conti, verdächtige Zusammenhänge herstellten. Er weigerte sich rund heraus gesagt, den neugeborenen Enkel als rechtmäßig anzuerkennen. Der König sandte seine Glückwünsche. Zu den Kavalieren, die sie überbrachten, meinte Ludwig der Fromme, wie man ihn nannte: „Genug, meine Herren! Ich weiß nicht, ob Ihre Komplimente ernsthaft oder scherzhaft aufzufassen sind; aber für die Liebenswürdigkeit der Gratulation danke ich Ihnen!"

So heftete sich schon an die ersten Tage des Neugeborenen, der vorläufig den Titel eines Herzogs von Montpensier führte, üble Nachrede. Sie verließ ihn, ganz gleich in welcher Gestalt, sein gesamtes Leben nicht. Zwar machte sie ihn auf die Dauer unempfindlich gegen Verleumdungen. Sie machte ihn aber auch zu dem bizarresten Gewächs, das in der Treibhausluft der Familie Orléans entstanden war. Angefangen bei Philipp von Frankreich, dem jüngeren Sohn Ludwigs XIII., den Hofklatsch als einen Sprößling des Kardinals Mazarin und der Königin ausgab, bis zum späteren Philipp Egalité bestürzt der Zug von Überzüchtung. Man erblickt unter diesen Herren mit den allzu großen Augen und dem kleinen sinnlichen Mund keine eigentliche Herrschernatur. Sie wirken entweder überschön oder grotesk. Zu sehr hat bourbonisches, stuartsches und habsburgisches Blut das Wesen dieser Dynastie verfeinert, als daß es vom Blut zweier deutschen Prinzessinnen – Lieselotte von der Pfalz und Auguste-Marie von Baden – noch entscheidend hätte aufgefrischt werden können.

Was die erste Erzieherin des jungen Herzogs, eine Marquise Rochambeau, die uns als eine rundliche Dame geschildert wird, öfter in Bestürzung versetzte, war die ungesunde Neugier des Kleinen. Ein frühreifer, ja zerstörerischer Zug lag darin. Er zerbrach, wie es Kinder zu tun pflegen, Spielpferde, er zerriß Puppen oder ausgestopfte Papageien, aber in der Art, wie er die Dinge immer mehr zerlegte, wie er nicht müde wurde, die Fetzen und Stücke mit runden, blauen Augen zu betrachten, wobei ihn die innere Häßlichkeit dieser äußerlich so verlockenden Sachen zu enttäuschen, ja einzuschüchtern schien, darin lag eine verdächtige Besonderheit. Aber alles an dem Kinde war ja außergewöhnlich, die Tradition, die Titel und Würden, so wenn es mit knapp fünf Jahren Chef eines Infanterieregiments wurde und aus diesem Anlaß das Laufkleidchen ablegen und einen goldgestickten

Atlasfrack, Kniehosen, weiße Seidenstrümpfe, Lackschuhe mit hohen roten Absätzen und Silberschnallen anlegen mußte. Es wurde am gleichen Tage, als dies geschah, Herzog von Chartres. Sein Großvater, Ludwig der Fromme, war gestorben. Er hatte im Testament seinen Leichnam den Chirurgen an der Sorbonne vermacht. Das Haus Orléans war um einen Skandal reicher.

Der Erzieher, ein Herr von Pons-Saint Maurice, war das Vorbild eines Rokokokavaliers, ein glänzender Reiter und bestechender Causeur, ein Mann, der sich außerdem in der Ahnenkunde und Heraldik unübertrefflich auskannte und der trotzdem ein falsches Wappen führte, nämlich das eines Grafen, während ihm nur das eines Ritters zukam, eine kleine Schwäche, über die sich einmal der Chef der Familie duldsam lustig machte. Aber der spätere Prinz Egalité empfand diese mehr beiläufige Bemerkung seines Vaters als Enttäuschung und Kränkung. Er verehrte Pons-Saint Maurice, diesen so taktvollen und aufmerksamen Herrn, der als „gouverneur de l'éducation" den eigentlichen Unterricht einem Akademieprofessor und einem Abbé überließ und der durch den blasierten Ton, in dem er mit diesen „Schulfüchsen" zu verkehren pflegte, es dem Kleinen zu verstehen gab, daß er Reiten, Tanzen und Kavalierssitten für wichtiger halte. Dennoch zeigte der junge Herzog von Chartres einen gewissen Eifer in jenen Wissenschaften, die man damals als vulgär ansah, nämlich in Physik und Chemie. Besonders gern experimentierte er. Dies lag in seiner neugierigen Natur begründet. Schon in seinem Vater äußerte sich dieser Zug in seltsamer Verschnörkelung, am bizarresten wohl, als er bei der Erkrankung seines Sohns an Pocken Zuflucht zu einer Operation nahm, die damals als Quacksalberei gelten mußte: er ließ den Knaben vom Genfer Arzt Tronchin impfen.

Es war gar nicht so vergnüglich, Herzog von Chartres, Kronprinz der Familie Orléans zu sein, die sich im geheimen stets als die künftige Königsfamilie fühlte. Sieht man von seinem Familiennamen ab, blieb er bis zu seinem zwölften Jahre anonym, ein Wesen ohne Namen. Die Vornamen Ludwig-Philipp-Joseph verlieh ihm 1759 anläßlich der feierlichen Taufe der König – die Nottaufe hatte selbstverständlich gleich nach der Geburt stattgefunden – und es erregte in der Dynastie Orléans von neuem den traditionellen Ärger, daß Ludwig XV. dem Knaben den Titel „Erlauchter Serenissimus" und nicht „Königliche Hoheit" verlieh, auf den man Anspruch zu haben glaubte.

Vom ersten Besuch des jungen Chartres in Versailles ist uns, wiederum in Form eines Rangstreites, eine kleine Zwistigkeit überliefert, die von einer geschichtlichen Vorahnung überschattet wird. Als nämlich der Chartres der Familie des Thronfolgers seine Aufwartung machte, redete er dessen beiden Söhne, den Herzog von Burgund und den Herzog von Berry, als „Monsieur" an, worauf der Dauphin lebhaft „Monseigneur!" dazwischenrief. Dreiunddreißig Jahre später sollte der gleiche Chartres, der sich jetzt stocksteif hielt und den Zwischenruf nicht gehört haben wollte, über einen der beiden Knaben das Todesverdikt abgeben. Der Herzog von Berry war der nachmalige Ludwig XVI.

Schon in dieser kleinen Begebenheit regt sich deutlich der Erbhaß zwischen Bourbons und Orléans. Es ist ein Haß zwischen nahe verwandten Thronrivalen.

Zwar war es Ludwig XIV. gelungen, die widerspenstigen Orléans, wie fast den gesamten Adel, zu Höflingen herabzuwürdigen. Es ist nun tragisch zu beobachten, wie sich diese Familie gegen ihre langsame Verderbnis in einer Welt von Kristall, Gold und Seide immer wieder sträubt, wie sie sich militärisch auszuzeichnen sucht und wie jedesmal, wenn ihnen nach langem Drängen und verzwickten Ränkespielen wirklich ein selbständiges Kommando gewährt wird, wie dann in diesen morbiden Herren noch so viel gutes Blut sich rührt, daß sie wie noble Renner, die lange geruht haben, ausgreifen und den Raum weit hinter sich liegenlassen, wie aber hiernach jedesmal die Rückberufungsordre kommt, eine dem normalen Sinn unverständliche. Die Orléans waren für Versailles, nicht für ein Schlachtfeld bestimmt. Spitzenmanschetten paßten besser zu diesem Geschlecht; in ledernen Stulpenhandschuhen konnte es gefährlich werden.

Noch ist der junge Chartres nicht der Prinz Egalité, aber in dem Prinzen Harlekin, als der er sich aufspielt, kündigt sich der künftige Herzog von Orléans an. Von Jahr zu Jahr mehr zeigt er den widerspenstigen und skurrilen Geist dieser Familie. Bei seiner Trauung mit der Tochter des Herzogs von Penthièvre hält er aus Zerstreutheit links neben der Braut, anstatt rechts von ihr. Man weist ihn darauf hin. Er berichtigt seinen Irrtum und springt – in der Versailler Schloßkapelle! – einfach über die Schleppe seiner Gattin hinweg, um sich den Weg um das Gefolge zu ersparen. In dieser Zeit etwa legt er keinen Zierdegen mehr an. Er läßt das Haar ungepudert. Später trägt er Stulpenstiefel und Tuchröcke, in jedem Zoll ein vorweggenommener Bürgerkönig, wie es sechzig Jahre später sein Sohn sein wird. Bei aller demokratischen Vereinfachung in seinem Auftreten schätzt er die grazile Verderbtheit der aristokratischen Welt. Sein Name steht auf der Schwarzen Liste der Lebemänner, auf der Ludwig XV., der in diesem Aktenstück zu blättern liebt, auch den Namen Talleyrands findet. In der Zeit stirbt die Mutter des Herzogs. Als man ihr Testament entsiegelt, ist es in Couplets abgefaßt. Noch trägt Chartres Trauer, da läßt er eines Tages einen achtspännigen Wagen anschirren. Im Fonds sitzen seine Gattin und die Prinzessin Conti. Auf dem Trittbrett stehen in Livree zwei Komtessen. Die Prinzessin Lamballe erklimmt als Kutscher den Bock, während sich der Herzog in Postillontracht auf das Spitzenpferd schwingt und das Gefährt unter Hörnerschall durch das vornehme Viertel St. Honoré poltern läßt, hin und zurück, um den Wagen schließlich ostentativ zum Mousseau-Park zu fahren, wo Orgien gefeiert zu werden pflegten. Aber die Pariser lieben ihren „prince scandaleux“. Sie halten seine Narrheiten für die unreifen Ausbrüche eines selbständigen Geistes und üben Nachsicht. Der Herzog selber ist mit sich unzufrieden. „Ich bin wahrhaftig zu ewigem Müßiggang verdammt!“ gesteht er einem Freunde. „Mit 25 Jahren habe ich noch nichts getan!“

In dieser verzweifelten Stimmung geschieht es wohl, daß er seinen ersten politischen Streich begeht. Er protestiert gegen die Einschränkung der Sondergerichtsbarkeit für die Pairs, die wie jeder Stand einer eigenen Justiz unterworfen sind. Das Bürgertum sieht in diesem Streit, der im Grunde genommen ein Zusammenstoß zwischen dem mittelalterlichen Feudalismus und dem moderneren

Absolutismus ist, eine liberale Demonstration; es bringt den „frondeurs“ Ovationen dar, die wahrscheinlich schuld daran sind, daß die unvermeidliche Verbannung der Orléans auf ihre Güter sich auch unter Verlust von 300 000 Livres Rente vollzieht, die ihnen der gereizte König streicht.

Ist es nun Langeweile oder der ernsthafte Wunsch, sich zu rehabilitieren, jedenfalls sehen wir ein Jahr später den Chartres in der Königlichen Marine. Zwar ist er als Schwiegersohn des Großadmirals Penthièvre der Erbe von dessen Titel, aber der Herzog gefällt sich darin, was er bei seinen Beziehungen hätte vermeiden können, die Laufbahn als schlichter „garde de la marine“, etwa Seekadett, zu beginnen. In dem einfachen und strapaziösen Leben zur See, das einer versteckten Neigung in ihm entspricht, entwickeln sich die guten Erbanlagen seiner Familie. Wir sehen den verwöhnten und blasierten Herrn von einem förmlichen Energieanfall gepackt werden, der mehrere Jahre währt, und hören nur Lobenswertes über ihn. Sein simpler, praktisch gerichteter Geist besticht die Umgebung durch Jovialität, Anspruchslosigkeit und Geistesgegenwart, und so kann es nicht ausbleiben, daß seine 1778 erfolgende Erhebung in den Admiralsrang („lieutenant-général des armées navales“) allgemein gebilligt wird, und daß Bürgertum und Offizierskorps in der Bereitwilligkeit, Großes von ihm zu erwarten, sich geradezu überbieten, zumal gerade zwischen Frankreich und England Kriegszustand besteht. Wie bewährt sich nun dieser Orléans?

Die Antwort auf diese Frage liegt im Verlauf der Seeschlacht bei Ouessant, in welcher der Chartres viel Umsicht und besonders jene sublime Todesverachtung zeigt, die aus geheimem Lebensüberdruß stammt. Mögen auch Einzelheiten dieser geschichtlich unbedeutenden Aktion in Widersprüchen undurchdringlich versponnen sein, so kehrt doch in allen Berichten mit förmlich malerischer Anschaulichkeit die Haltung des Herzogs wieder, der sich in goldgestickter Galauniform mit blauseidenem Ordensband auf die Quarterbank gestellt hat und das überzüchtete Herrengesicht mal dem Pulverqualm auf seinem Batteriedeck, mal dem von Dunst halb verschleierten Mastengewirr der feindlichen Linie zukehrt, und der in sportlicher Freude über das Schauspiel, das ihm geboten wird, und das er selber bietet, vielleicht nicht so streng auf die Signale des Admiralschiffs achtet, das seinem Geschwader die Verfolgung des weichenden Feindes befiehlt. Nun wird allerdings von Augenzeugen die Tatsache dieser Signale in Abrede gestellt; auch fällt es auf, daß der dem Chartres beigeordnete Fachmann, der erfahrene Kapitän de la Mothe-Piquet, nichts von ihnen zu berichten weiß, während noch andere Augenzeugen behaupten, der Herzog selber habe eigenmächtig die Verfolgung angeordnet, die indes durch das ungeschickte Manöver eines seiner Schiffe verzögert worden sei. Zweifelsfrei im Wirrwarr dieser Verlautbarungen bleibt die merkwürdige Haltung des kommandierenden Admirals, des Grafen d'Orvillers, die sich entweder als unschlüssig oder widerspruchsvoll in seinen Berichten und Briefen widerspiegelt. Nennt dieser Herr anfangs den Chartres einen „prince admirable“, so wird dann der Tenor seiner Berichte – vielleicht auf eine geheime Weisung des Hofes – fortschreitend bösartig, führt d'Orvillers den Remis-Ausgang der Schlacht einmal auf die mangelnde Kampfesfreude des englischen Admirals

zurück, um hierauf wieder dem Herzog abwechselnd Unkenntnis der Signale, Laschheit im Dienst, ja Feigheit vorzuwerfen, während sich dem unvoreingenommenen Beschauer die Führereigenschaften d'Orvillers schon dadurch kennzeichnen, daß er beim Rückmarsch noch 25 Seemeilen von der Insel Ouessant entfernt zu sein glaubt, in Wirklichkeit aber beinahe auf die Untiefen vor dieser Insel gerät, was ihm den Fluch entlockt: „Zum Teufel! Haben wir denn keinen Astronomen an Bord?!"

Wie es sich auch immer verhalten mag, die Auswirkung dieser Mißhelligkeiten wird verhängnisvoll. War die Fronde des Chartres bisher nicht frei von liebenswürdiger Eulenspiegelei, so wird sie jetzt feindselig. Verbitterung und Gereiztheit machen jeden seiner Streiche zu einem Giftpfeil. Wohin ist die Zeit entrückt, da durch seinen Salon mit liebenswürdigem Faunlächeln Voltaire trippelte und die Kinder des Herzogs zu sehen wünschte, „cette petite jolie bourbonaille", wie er sich mit meisterhafter Ironie ausdrückte? Ist es wirklich wahr, daß in seinem Palais einst ein junger deutscher Meister musizierte, der Mozart hieß? Von diesen Liebhabereien eines zwar exzentrischen, aber subtilen Geistes ist jetzt bei ihm nichts mehr zu spüren. Kutscher, Jockeys und Boxer sind seine Schützlinge, einmal sogar ein Seiltänzer, bei dem er Unterricht nimmt, um sich in dessen Kunst vor der besten Gesellschaft zu produzieren. Er ist, als er nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Orléans und dessen riesiges Vermögen erbt, förmlich besessen von der Sucht, sich herabzuwürdigen, sich zu entprivilegisieren. Er läßt seine Pariser Stadtwohnung, das Palais Royal, wo einst Richelieu residierte, durch Anbauten vergrößern und vermietet die neuen Räume an zweideutige Gewerbe wie Friseure, Spielhausbesitzer, Agenten und Kokotten.

Verfolgt man die Rolle des Herzogs in der Revolution, so bietet er etwa das Bild eines Vorwitzigen, der sich in einen Malstrom geworfen hat und sich nun mit seltsam verrenkten und verzerrten Gebärden durch die Wogen zu kämpfen sucht, um aber vom Strudel doch verschlungen zu werden. Er ist kein Revolutionsheld, er ist lediglich eine Nebenfigur, die mehr durch ihren schrulligen Charakter als durch Talent auffällt. Weder Lafayette, noch Mirabeau, noch Danton, die alle von ihm Gelder beziehen, nehmen den Bürger Egalité ernst, wie sich der Herzog bald nennt. Die Deputierten des Dritten Standes, zu dem er sich mit andern freisinnigen Aristokraten geschlagen hat, machen sich hinter seinem Rücken lustig über ihn. Nur bewaffnete Pöbelhaufen, die er beköstigt und tränkt, jubeln ihm zu. Die schauerliche Umrahmung durch sie verleiht Egalité eine unheimliche Bedeutung, die, an und für sich gegenstandslos, auch dadurch vorgespielt wird, daß er das unglückliche Talent besitzt, zur rechten Stunde am ungeeigneten Platz zu sein, so wenn er nach dem Oktobermassaker zu Versailles plötzlich im Schloß auftaucht und sich darin gefällt, mit seinem kokardegeschmückten Zylinder die Pikenträger und Flintenweiber majestätisch zu begrüßen.

Wäre nur ein Zehntel von dem wahr, was die Schauerlegende über ihn berichtet, müßte er der Genius des Bösen schlechthin sein. In Wirklichkeit taumelt er jedoch wie ein Trunkener durch die Schreckensmonate. Sein versimpelter, wenn

nicht gar vertrottelter Geist begreift nur unklar, was vor sich geht. Im gleichen Maße wie sein Stand, die Aristokratie, zugrunde gerichtet wird, verblaßt er immer mehr zu einem Schemen, zu einem peinlichen Gespenst, dem Königstreue wie Revolutionäre nicht gern begegnen. Hin und wieder regt sich in seinem entarteten Gehirn der kühne Gedankenflug seiner besten Vorfahren. Er plant Zettelungen, um Regent zu werden, wird aber von dem ersten besten politischen Winkeladvokaten übertölpelt. Dann wieder, so nach der Verhaftung des Königs, gefällt er sich in großen Gesten und verzichtet auf alle Standesvorrechte, ohne zu bedenken, daß er dadurch Apanagen im Werte von über fünf Millionen Livres einbüßt. Aus Mitleid gewährt ihm die Nationalversammlung eine Rente von einer Million, aber sein Haushaltplan schließt dennoch mit einem Fehlbetrag von 983000 Livres ab. Kein Mensch denkt mehr daran, ihn zum Regenten zu erheben, obwohl er im Konvent für den Tod seines königlichen Vetters stimmt. Läßt ihn die allgemeine Verachtung, mit der ihn jetzt sogar Fischweiber bedenken, nunmehr jede Übersicht verlieren? So scheint es zu sein. Seine simpel angelegte Kabale, den jungen Egalité und späteren König Ludwig-Philipp zum Regenten zu machen, wird durchschaut. Blutstaatsanwalt Fouquier-Tinville fordert und erhält den Kopf des Prinzen Egalité. Mit einer Geste leichten Erstaunens wendet sich dieser an seinen Verteidiger Voidel. Als er merkt, wie verstört der Advokat ist, klopft er ihm ermunternd auf die Schulter.

Am Nachmittag des 6. November 1795 hält der Guillotinekarren vor der Conciergerie. Egalité, der mit bestem Appetit ein Huhn und ein Kotelett verzehrt hat, nimmt seelenruhig Platz und ist peinlich darauf bedacht, daß Frack und Beinkleider keine Schmutzflecken bekommen. Schwadronen traben vor und neben seinem Wagen durch die kotigen Straßen. Ab und zu mustert Egalité durch sein Lorgnon die Soldaten. Er scheint die Uniform der Husaren zu suchen, deren Generaloberst er war. Seine wahrhaft adlige Gelassenheit reißt selbst Königstreue zu Rufen der Bewunderung hin. Auf der bisherigen Place Royale versperrt ein Durcheinander von Wagen den Weg. Die Offiziere der Eskorte glauben an einen Befreiungsversuch und wettern nervös. Der Verurteilte nimmt davon keine Notiz. Er richtet sein Lorgnon auf ein Riesenschild an der Front des Palais Royal und entziffert die Worte „Propriété Nationale". Da packt ihn ein Erschauern. Er duckt sich furchtsam auf seinen Sitz zusammen, unterdes der Karren, an den Tuilerien vorbei, weiterrollt. Der Abbé Lothringer spricht tröstend auf ihn ein. Egalité hört ihn zunächst gar nicht an; dann lauscht er ihm zerstreut. Ein dumpfes Geräusch, ein rhythmisch murrendes, das immer betäubender wird, fesselt wie ein Ruf seine Aufmerksamkeit. Wer will etwas von ihm? Es sind die Trommeln der Guillotine. Der Prinz sitzt wieder kerzengerade; er überkreuzt sogar die Beine. Als er absteigt, mustert er unbeteiligt das Blutgerüst und meint, grießgrämig lächelnd, zu den Henkersknechten, die ihm die Stiefel ausziehen wollen. „Aber warum jetzt? Nachher gehen sie viel besser herunter. Beeilt euch gefälligst!"

Neugierig, wie es der Herzog von Orléans stets war, schien er es eilig zu haben, das dunkle, unbekannte Reich zu betreten, an dessen Pforte er stand.

THEODOR BÄUERLE

Arbeit nach Gottes Gebot

Gedanken im Anschluß an die Internationale Handwerksausstellung Berlin 1938

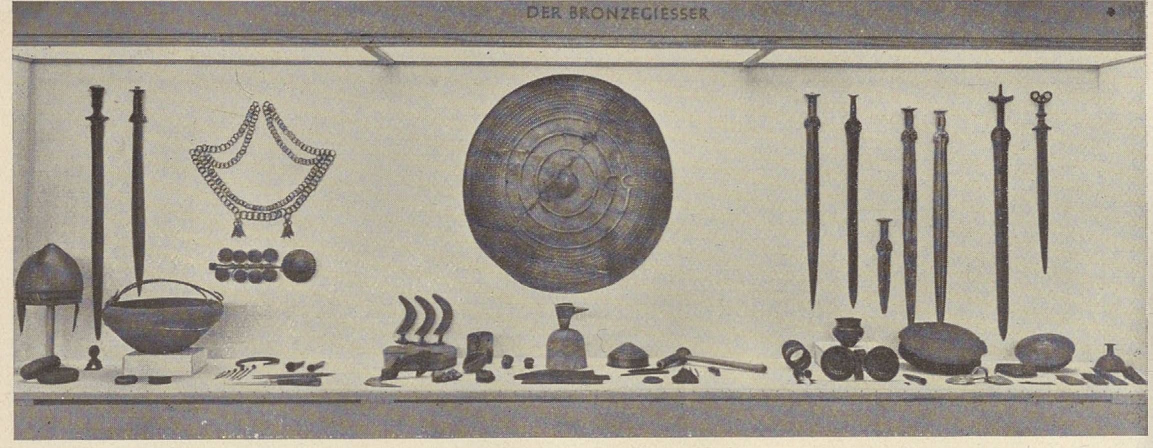
> Wenn wir arbeiten alle nach Gottes Gebot, so arbeiten wir nit allein um des Gewinstes willen, denn das ist kein Segen und bringt Schaden der Seele. Der Mensch soll arbeiten um der rechten Ehre Gottes willen, der es geboten, und um den Segen des Fleißes zu haben, der in der Seele liegt. Und wer nit darnach trachtet und nur sucht, Geld zu scharren mit seiner Arbeit, der handelt schlecht und sin Arbeit ist Wucher.
>
> Aus einem Schmiedebuch 1509.

I.

Dieser schöne Spruch zierte eine Wand in der kulturhistorischen Schau der Internationalen Handwerksausstellung, die vom 28. Mai bis 10. Juli 1938 in Berlin veranstaltet wurde. Zum erstenmal in der Geschichte des Handwerks wurde hier in einer internationalen Schau eine Darstellung der Geschichte des Handwerks vom ersten Steinhammer aus der Altsteinzeit (500 000 – 12 000 v. Chr.) bis zur Gegenwart gegeben. Eine kulturhistorische Schau zeigte die kulturelle Leistung des Handwerks, seine große politische Macht, seine sittliche, soziale und religiöse Grundlage, seinen Lebensrhythmus und seine Gemeinschaftsformen, die Einheit von schöpferischer Begabung und handwerklichem Können, also die ganze Tiefe und Weite des handwerklichen Lebensraumes.

Die ganze Ausstellung war ein eindrucksvoller Beweis nicht nur für die große geschichtliche Leistung des Handwerks, sondern auch für den überraschenden Aufschwung, den das Handwerk in allen Kulturländern der Erde in den letzten Jahrzehnten erlebte. Dies hängt zweifellos zusammen mit dem Wiedererwachen des Sinnes für persönliche Leistung und der Abkehr von der nivellierenden Massenware der Abzahlungsgeschäfte und Warenhäuser mit ihrer oft so verlogenen Kitschigkeit und Oberflächlichkeit. Vor allem aber hat das völkische Erwachen seit der Jahrhundertwende zu einer Besinnung auf die besonderen Kräfte und Werte geführt, die in der Eigenart der Völker und ihrer Lebensräume begründet ist.

Darüber hinaus aber bot die Ausstellung lehrreiche Beispiele für den Gesamtcharakter der Arbeit in den verschiedenen Ländern. In den vorwiegend bäuerlichen Ländern sind Handwerk und Volkskunst eng verbunden. Werkzeuge und Geräte haben sich seit Jahrhunderten nicht oder kaum verändert. Die Mitarbeit der Frau spielt vor allem auf den Gebieten des Webens, Spinnens und Stickens eine große Rolle. Demgegenüber zeigt das Handwerk in den Indu-



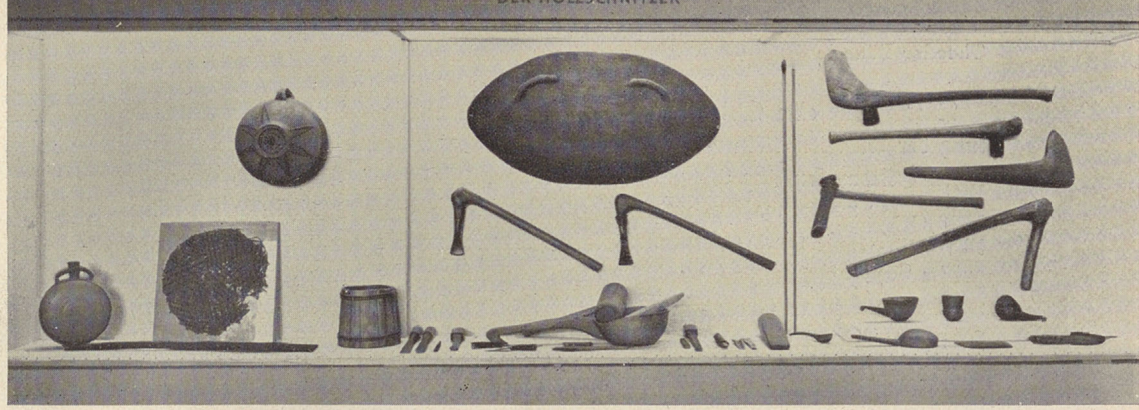
Aus der kulturhistorischen Abteilung „Der Norden" auf der Int. Handw. Ausstellung „Der Bronzegießer" um 1800 v. Chr.

strieländern einen starken Einsatz von modernen Maschinen und die Verwendung von Motoren und elektrischer Kraft. Auf der einen Seite durchdringen und bedingen sich Bauerntum und Handwerk, während auf der anderen Seite das moderne Handwerk in enger Verbindung mit Industrie und Technik steht.

II.

So führt diese Ausstellung unwillkürlich auf das Problem der Arbeit und die schicksalhafte Bedeutung der Arbeit für die Entwicklung von Volk und Mensch. Arbeit ist ja nicht nur eine auf die Erzeugung und Erhaltung von Werten gerichtete Tätigkeit: sie wirkt ebenso auf den Menschen zurück, wie sie ihre tiefsten Wurzeln im Wesen des Menschen selbst hat. Sie verwandelt nicht nur die äußere Welt; sie spiegelt gleichzeitig auch die innere Welt des Menschen, ihre Größe und ihre Hohlheit wider. Dies zeigt schon der Bedeutungswandel des Wortes „Arbeit" selbst. Nach der übereinstimmenden Auffassung der Sprachforschung* hatte das Wort „Arbeit" ursprünglich die Bedeutung von Schmerz, Mühsal, Not, Knechtsarbeit. Heute noch kann man im Schwäbischen den Ausruf hören: „Ist das eine Arbeit!" (= Mühe, Plage!). Diese Bedeutung hatte das Wort auch noch im Mittelhochdeutschen. „So hat unser Wort Arbeit ursprünglich keinen guten Klang, sondern bedeutet ‚Mühsal, Not'. Wenn also der Mensch zum ersten Male aussprechen und mitteilen wollte, daß er sich mit einer zielbewußten Tätigkeit angestrengt habe, so griff er zu einer der üblichen Bezeichnungen für Schmerz. Der Terminus ‚Schmerz mit Index' (= Arbeit) wurde verstanden, bürgerte sich ein. Er zeigt aber den Menschen zu der Zeit des sprachschöpferischen Aktes in flagranti auf einer bedauerlich niedrigen Stufe der Arbeitsethik" (Dornseiff a. a. O. S. 19). Ich glaube allerdings, daß dies mit Ethik an sich nicht viel zu tun hat: die Arbeit des primitiven Menschen war in der Tat eine mühselige Sache, die nur unter

* Siehe dazu: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, 1. Band; Trübners Deutsches Wörterbuch, Bd. 1; Storfer, Wörter und ihre Schicksale, S. 30 f.; Dornseiff, Der deutsche Wortschatz, Einleitung.



Holzschnitzer der Steinzeit um 2000 v. Chr.

Zwang getan wurde. Zu allen Zeiten hat deshalb der Mensch auch das Bestreben gehabt, die unangenehme, körperlich schwere Arbeit von sich abzuwälzen auf andere (Sklaven, Frauen, Hörige, unterjochte Völker usw.).

Die Arbeit ist herausgewachsen aus dem Zwang der Selbsterhaltung. Wo dieser Zwang nicht vorhanden war, haben die Menschen auch nicht richtig arbeiten gelernt. Alle ernsthafte Arbeit ist auch heute noch mit Mühsal verbunden. „Wohl schafft die Arbeit Lust, aber dies ist doch nur die eine Seite der Sache; ich habe immer gefunden, daß über die Lust, welche die Arbeit gewährt, diejenigen lauter sprechen, die sich selbst nicht allzuviel anstrengen ... Dreiviertel der Arbeit und mehr ist nichts als stumpfmachende Mühe" (Harnack). Der Mensch nimmt zunächst und vor allem die Mühsal der Arbeit auf sich, um die Mühsal des Lebens zu überwinden.

III.

Das Wort „Arbeit" hat einen doppelten Sinn: man versteht darunter sowohl die Tätigkeit an sich, als auch das Ergebnis. Die ganze Entwicklung der Arbeit kann aus dem doppelten Ziel verstanden werden: einerseits die Mühsal zu erleichtern, andererseits das Ergebnis zu vervollkommnen. Die Geschichte der menschlichen Arbeit ist auf weiten Strecken mit Blut und Tränen geschrieben. Die Kultur der alten Völker ist zum großen Teil auf Sklavenarbeit aufgebaut. Für „Brot und Spiele" der alten Römer mußten die unterjochten Völker arbeiten. „Nach der Überlieferung des Tacitus arbeiteten die freigeborenen Germanen nicht, sie überließen die Arbeit den Unfreien" (Storfer, a. a. O., ebenso Trübner). Zu den Sklaven gesellten sich schon in frühen Zeiten die Frauen.

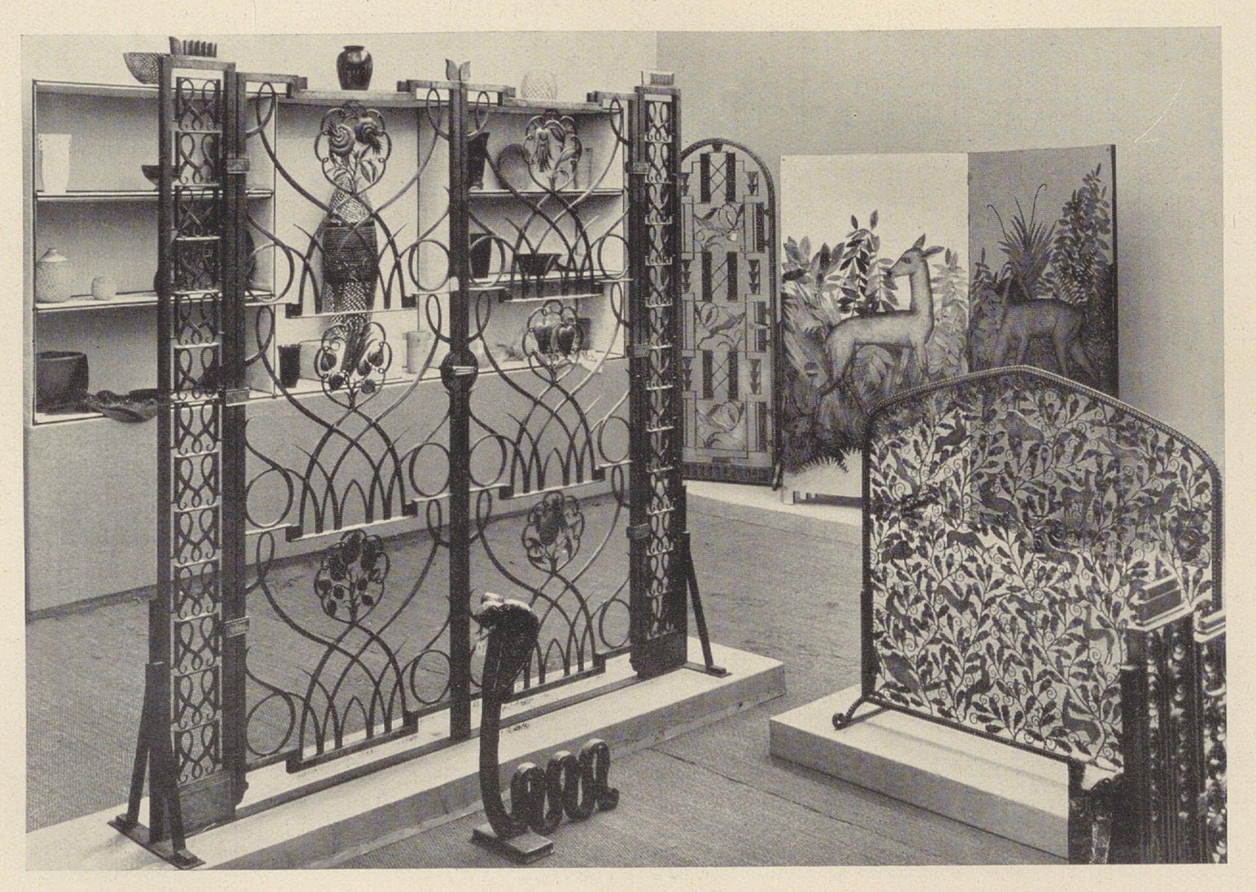
Die Geschichte der körperlichen Arbeit ist noch nicht geschrieben. Sie wird, wenn es geschieht, ein erschütterndes Bild der Mühsal und der gesellschaftlichen Achtung geben. Noch bis zum Jahre 1914 wurde z. B. in Deutschland niemand Reserveoffizier, der einen handwerklichen Beruf hatte oder Kunden „eigenhändig" bediente oder ein Mädchen aus einem solchen Hause heiratete. Hier ist heute grundsätzlich und endgültig Wandel geschaffen, und die handarbeitenden Berufe: Bauern, Handwerker und Arbeiter sind wieder in ihre Ehre eingesetzt.

Dies ist die eine Seite der Entwicklung. Die andere geht von der Entwicklung der Arbeitsmittel aus. „Alle Arbeit beginnt mit dem Gebrauch der menschlichen Gliedmaßen, der Arme und Beine bzw. Hände und Füße. Und zwar gebraucht der nackte, waffen- und werkzeuglose Mensch fast ebenso häufig die Füße zu seiner Arbeit wie die Hände" (Bücher, Arbeit und Rhythmus, S. 389). Der größte Fortschritt in der Entwicklung der menschlichen Arbeit war der Augenblick, wo ein Mensch statt seiner Finger ein Stück Holz zum Herausgraben einer Wurzel, statt seiner Faust einen Stein oder einen Knochen zum Schlag benützte. Damit war das erste Werkzeug ge- und erfunden. Manche Tiere benützen ja auch solche und ähnliche Hilfsmittel. Was aber das menschliche Werkzeug von dem tierischen grundlegend unterscheidet, ist die Veränderbarkeit des menschlichen Werkzeuges. Diese wieder ist in dem bewußten Sein des Menschen, in seinem Selbstbewußtsein begründet. Die Grundwerkzeuge des Menschen sind nichts anderes als hinausprojizierte menschliche Organe: der Hammer entspricht der Faust, der Spaten der flachen, die Hacke der gekrümmten Hand, die Zange der Greifwirkung des Daumens, das Beil den Zähnen usw.

IV.

Ein dreifacher Fortschritt ist durch das Werkzeug erreicht: die Mühsal der Arbeit wurde verringert, die Leistung vermehrt und das Erzeugnis verbessert. Der Ausgangspunkt aller menschlichen Arbeit ist die Not, d. h. der Zwang der Selbsterhaltung; ihr Sinn ist die Überwindung dieser Not. Und immer war der Mensch bestrebt, Hilfskräfte in seine Arbeit einzuspannen: so erfand er zunächst das Werkzeug, dann zwang er das Tier in seine Dienste; er holte das Feuer vom Himmel herunter und ließ den Wind und das Wasser seine Schiffe und seine Mühlen treiben. Aber alle diese Fortschritte: Werkzeug, tierische Kraft und Naturkräfte verblassen gegenüber der Entwicklung der letzten 150 Jahre, in denen es dem Menschen in bisher unerhörtem Maße gelungen ist, die Natur*gesetze* aufzufinden und in den Dienst der menschlichen Arbeit zu stellen. So entstand das Maschinenzeitalter, das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, des Motors und des Radios.

Noch eine dritte Entwicklungslinie gilt es zu verfolgen: es ist die fortschreitende Arbeitsteilung. In den Anfängen der menschlichen Arbeit wurde alle notwendige Arbeit innerhalb der Familie oder der Sippe getan. Es war *eine* ungeteilte Arbeit, in erster Linie von Unfreien und Frauen geleistet. Erst die Vervollkommnung der Werkzeuge und die verschiedene Geschicklichkeit führten allmählich zu der Abspaltung einzelner Berufe. Der Beruf ist die regelmäßige Ausübung einer bestimmten Teilarbeit, die aber in sich wieder ein Ganzes darstellt. Er ist das Ergebnis einer organischen Gliederung der Arbeit. Weil der Mensch einen bestimmten Beruf hat, sind die anderen von ihm abhängig. Weil er aber nur diesen Beruf hat, braucht er die anderen. So ist der Beruf herausgewachsen aus der Gemeinschaft und ist Dienst für die Gemeinschaft. Er ist nichts für sich allein; er ist nur ein Glied in der Kette. Wenn die Kette reißt,



Aus der Länderschau, Abt. Frankreich / Pariser Kunstgewerbe. Schmiedeeisernes Gitter

ist jedes Glied davon betroffen. Dies ist die soziale Funktion des Berufs. Beruf ist Auftrag und Verpflichtung zugleich.

Schon im Mittelalter, zur Blütezeit der Zünfte, waren die Berufe weithin spezialisiert. Daraus erwuchsen schon damals viele Streitigkeiten, kleinliche Einengungen und Abgrenzungen. Diese Entwicklung stand und steht nicht still: die Menschen selbst differenzierten sich immer mehr und ebenso ihre Bedürfnisse. Das bedingte wiederum eine Verfeinerung der Werkzeuge und Geräte. Schließlich kam die Maschine in tausend Gestalten und nahm dem arbeitenden Menschen nicht nur die Mühe, sondern auch den Sinn seiner Arbeit. Der Schwerpunkt lag bald nicht mehr in den Menschen, sondern in den Arbeitsmitteln, in den Arbeitsräumen, Maschinen, Antriebskräften usw. Die Geister, die er rief, beherrschten ihn; aus dem Herrn der Arbeit wurde der Sklave des Arbeitsprozesses; der Einzelne versank, die Masse trat an seine Stelle; zu den Massenwaren gehörten die Massenmenschen; ihr Vertreter wurde „der Arbeiter", bei dem der Beruf schon gar keine Rolle mehr spielte, der Sinn des Wortes „Arbeit" kehrte wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück: „der Arbeiter" leistete die — nicht wirtschaftlich, aber gesellschaftlich — unwerte Arbeit; sein Los war tausendfach Mühsal und Not.

V.

Wie konnte es zu dieser Entwicklung kommen? Alles äußere Tun des Menschen ist begleitet von einer inneren Haltung, wirkt auf sie oder ist Ausdruck und Ergebnis einer solchen. Die Mühsal der primitiven Arbeit in den Anfängen der Menschheit (und auch noch heute) wurde nur unter dem Zwang der Selbsterhaltung übernommen. Ihre innere Komponente hieß Widerwillen, Gefühl der Armut. Es ist doch bezeichnend, daß das Wort „Arbeit" stammverwandt ist mit „arm" und „Erbe" = verwaist und darum zu harter Arbeit verdingt. So unterstand die Arbeit von Anfang an den gesellschaftlichen Anschauungen: es war geradezu ein Kennzeichen und Voraussetzung der Zugehörigkeit zu den „oberen" Schichten, daß man keine schwere Arbeit verrichtete, bei der man „schmutzige Hände" bekam. Noch vor dem Kriege war es gesellschaftlich untragbar, daß die Töchter aus den „besseren" Kreisen einen einfachen Beruf ergriffen! Diese gesellschaftliche Ächtung der Handarbeit hat immer wieder im Lauf der Geschichte zu schweren politischen Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen Kämpfen geführt. Die Entstehung des „Proletariats" und das Aufkommen des Marxismus sind das Ergebnis solcher verhängnisvollen Auffassungen.

Es ist ein langer Weg — sowohl geschichtlich als auch soziologisch und psychologisch gesehen — von der ursprünglichen Bedeutung bis zu der heute gültigen oder wenigstens theoretisch anerkannten Auffassung der Arbeit. „Während in der älteren Sprache die Bedeutung von molestia und schwerer Arbeit vorherrschte, die von opus, opera zurücktrat, tritt umgedreht in der heutigen diese vor und jene erscheint seltner" (Grimm). Wir haben nach zwei Seiten hin eine Entwicklung bzw. Vertiefung festzustellen: einmal dahin, daß der Begriff Arbeit heute jede Art von dauernder Tätigkeit umfaßt, die den Zweck hat, Werte zu schaffen,



Aus der Länderschau, Abt. Griechenland *Photos: Taubert-Neumann, Berlin-Friedenau*

zu fördern und zu erhalten, sodann dahin, daß die Arbeit heute nicht nur unter dem äußeren Zwang der Selbsterhaltung, sondern als freudig erfüllte Pflicht getan wird, kurz, daß die Arbeit sowohl in ihrer ganzen Breite als auch Tiefe ihre gemeinsame Ehre hat.

Damit wird der Zusammenhang von Arbeit und Kultur deutlich. Indem die Arbeit den Menschen vor Hunger und Kälte schützte, schuf sie zugleich in ihrer Fortentwicklung die Voraussetzung für ein höher entwickeltes Dasein, für eine Erweiterung und Verfeinerung der menschlichen Bedürfnisse, also die Grundlagen und Inhalte der Kultur. Und wenn es zunächst auch nur eine Oberschicht war, die den Hauptanteil an einer so ermöglichten höheren Stufe des Daseins hatte: es entwickelten sich daraus verfeinerte sittliche Begriffe, die schließlich allgemeine Gültigkeit erlangten. Diese sittlichen Begriffe erstrecken sich sowohl auf das Bild vom Menschen als auch auf sein Tun. So rückt die Arbeit allmählich aus der Sphäre des Zwanges in die der Gesinnung. Damit erhält die Frage nach dem W e r t die entscheidende Bedeutung für die Entwicklung der Arbeit. Nicht die Arbeit an sich ist das Entscheidende: entscheidend ist vielmehr, welche Werte dadurch verwirklicht werden sollen. Und wenn auch die Selbsterhaltung heute noch der entscheidende Wert für die Arbeit ist, so hat sich der Inhalt eben dieses „Selbst", das erhalten werden soll, sowohl von dem eigensüchtigen Selbst zu der Gemeinschaft des Volkes, als auch von dem äußeren Selbst zu dem eigentlichen Wesen des Menschen hin vertieft.

VI.

Es wäre eine besonders reizvolle und interessante Aufgabe, die Bedeutung der ethischen Grundhaltungen und Systeme auf die Entwicklung der Arbeit zu untersuchen. Die weit verbreitete Auffassung, als ob die Welt der Arbeit ihre eigenen, immanenten Gesetze hätte, daß wir also z. B. der technischen Entwicklung zwangsläufig ausgeliefert wären, ist falsch; denn diese Entwicklung selbst ist wiederum Ausfluß einer – richtigen oder falschen – Gesinnung. Mit demselben technischen Apparat kann die Arbeit verschiedene, ja entgegengesetzte Richtungen einschlagen, sie kann aufbauend oder zerstörend, gemeinschaftsfördernd oder persönlichkeitstötend sein. Entscheidend ist immer die hinter der Arbeit stehende Gesinnung. Damit aber hängt die Arbeit nicht nur mit den ethischen Anschauungen einer Zeit und der arbeitenden Menschen, sondern auch mit den religiösen Werten zusammen, die in einer Zeit und im Menschen lebendig sind. Ethische und religiöse Haltung bedingen sich gegenseitig, weil die ethischen Forderungen ihre verpflichtende Kraft wesentlich aus der durch die Religion gegebenen letzten Wirklichkeit erhalten. Darum erhebt sich die Arbeit in den Zeiten, wo das Gesamtleben eines Volkes von einer lebendigen Frömmigkeit getragen wird, zu einer staunenswerten Kraft und Höhe. Der oben genannte Schmiedespruch und die Leistungen dieser Zeit sind dafür das schönste Beispiel.

Die beginnende Neuzeit vom ausgehenden 15. Jahrhundert an ist gekennzeichnet durch eine fortschreitende Säkularisation des Lebens: immer mehr Gebiete lösten sich aus dem Zusammenhang mit den religiösen Bindungen. Diese

Entwicklung war zwangsläufig; die Kirche als die Hüterin der Religion hatte nicht die Kraft und die Fähigkeit, den aufkommenden neuen Erkenntnissen und Fortschritten innerhalb des religiösen Bereiches Raum zu geben. Verhängnisvoll aber bleibt diese Tatsache auf alle Fälle: sie führte zu dem Auseinanderfallen des Lebens; man trieb schließlich die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, die Kunst um der Kunst willen, die Wirtschaft um der Wirtschaft willen, die Arbeit um der Arbeit willen und als letzte Auswirkung die Religion um der Kirche willen. Wo aber das religiöse Leben nur innerhalb der Kirche oder besonderer religiöser Veranstaltungen gültig und wirksam ist, da verkümmert die Religion samt dem Leben. Damit soll weder einem neuen Kirchenzwang noch einer Politisierung der Religion das Wort geredet werden: der Totalitätsanspruch aller echten Religion ist keine äußerlich mechanische, sondern eine innerlich dynamische Angelegenheit. Er hängt auch nicht von äußeren Formulierungen und Glaubenssätzen ab, sondern von der Bereitschaft und dem Willen des Menschen, alles, auch und vor allem seine Arbeit, aus demütiger Verpflichtung gegen Gott und damit als Gottesdienst zu tun. Und aller rechte Gottesdienst ist Dienst an den Brüdern und damit Dienst am Volk. „Und wer nit darnach trachtet und nur sucht, Geld zu scharren mit seiner Arbeit, der handelt schlecht und sin Arbeit ist Wucher."

Die Arbeit im Sprichwort

Arbeit bläst das Feuer im Herzen aus
Arbeit bringt Ehr'
Arbeit gewinnt Feuer aus dem Stein
Arbeit gibt den Speisen guten Geschmack
Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht
Arbeit ist beschwerlich, aber ehrlich
Arbeit ist der Ehre Mutter
Arbeit ist für Leib und Seele gesund
Arbeit macht aus Kieselsteinen Demant
Arbeit macht aus Steinen Brot
Arbeit verwarmt, Faulheit verarmt
Ohne Arbeit und Mühe Baut man kein Haus und melkt man keine Kühe
Was hilft Arbeit und Müh', wenn Gott nicht segnet sie
Wo Arbeit das Feld baut, kommen keine Disteln fort
Arbeit und Sparen macht reiche Knechte
Es ist ein schlechter Arbeitsmann
So nicht vom Handwerk reden kann
Dem Arbeiter hilft Gott
Die Arbeit ist unser, das Gedeihen Gottes
Fangt der Bauer e Arbeit a(n), Macht der Herrgott weiter dra(n) (Schwäbisch)
Wer treulich arbeitet, betet zwiefältig

FERDINAND FRIEDENSBURG

St. Joachimsthal

Die Silber- und Radiumstadt wurde deutsch

Mit der Angliederung Deutschböhmens an das Reich ist die Grenzlinie auf dem Kamm des Erzgebirges beseitigt, und das ganze Bergland, das im ausgehenden Mittelalter von Harzer und sächsischen Bergleuten erschlossen worden war, kommt nunmehr mit seinen inzwischen freilich knapp gewordenen Erzschätzen unter einheitliche Hoheit. Wenige der zahllosen Bergwerksorte, deren Erträgnisse im 15. und 16. Jahrhundert die ganze europäische Wirtschaft beeinflußten, haben heute noch größere Bedeutung. Die einst so reichen Gänge und Stockwerke von Silber und Blei, Zinn und Kupfer, Nickel, Kobalt und Wolfram sind regelmäßig in größerer Tiefe verarmt und vertaubt; den steigenden Selbstkosten entsprachen zu allem Unglück die sinkenden Metallpreise infolge der Entdeckung immer neuer Bodenschätze in Übersee, und mühsam fristen heute noch einige wenige Betriebe auf beiden Seiten der bisherigen Grenze ihr Dasein, meist auf staatliche Unterstützung in irgendeiner Form angewiesen. Auch die nach 1933 mit viel Tatkraft und Freudigkeit eingeleitete Wiederbelebung einer Reihe uralter Erzgruben im Sächsischen Erzgebirge vermag, wie die Dinge liegen, den Glanz vergangener Jahrhunderte nicht wieder herbeizuzaubern.

Eine Ausnahme in dieser wenig günstigen Entwicklung bildet der jetzt zu Deutschland kommende Bergbau von St. Joachimsthal. Das nur 4 km von der bisherigen Grenze entfernt, etwa 15 km nordöstlich von Karlsbad liegende Städtchen nimmt unter den vielen, vielen Bergbauorten der Erde eine geradezu einzigartige Stellung ein: es hat zweimal Weltberühmtheit durch seine Erzschätze errungen, alsbald nach seiner Gründung im Jahre 1516 durch seinen Silberreichtum und dann nach jahrhundertelangem Verfall um die letzte Jahrhundertwende durch sein Radium, dessen wissenschaftliche Entdeckung, dessen erste technische Herstellung und dessen längere Zeit hindurch alleinige Produktion die Welt den Ergänzungen St. Joachimsthals verdankt.

Die ersten Silberfunde an den steilen Südhängen des 1244 m hohen Keilberges wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts von sächsischen Bergleuten gemacht, die hier die Fortsetzung der einige Jahrzehnte früher bei Annaberg, Schneeberg, Johanngeorgenstadt usw. erschlossenen Erzgänge suchten; in der ganzen Entwicklung des Joachimsthaler Gruben- und Hüttenbetriebs sind bis in die jüngste Zeit deutsche Namen maßgebend gewesen. Zuerst nicht sehr beachtet, entwickelte sich der Bergbau doch innerhalb weniger Jahre so erfolgreich, daß die Besitzer der Berge und Täler, die Grafen Schlick, Herren auf Schlackenwerth, den bereits bestehenden unbedeutenden Ort Konradsgrün zu einer neuen Bergstadt umgründeten. Der Gepflogenheit der sächsischen Nachbarn folgend, wählten sie einen Namen aus der Heiligen Familie und nannten

den Ort St. Joachimsthal, gern abgekürzt wegen seiner Lage im engen Tal des Weseritzbaches als „Thal". Rasch verbreitete sich der Ruf des neuen Bergsegens über die Lande, und von allen Seiten strömten die Menschen von Pflug, Schraubstock und Schreibstube, vor allem aus den älteren und teilweise bereits nachlassenden sächsischen Bergrevieren, zusammen, um hier ihr Glück zu versuchen.

„Ins Thal, ins Thal
Mit Mutter, mit All'",

wie das Wanderlied der Tausende lautete, zogen Männer, Frauen und Kinder, meist mit dem wenigen Hausrat, den sie besaßen, auf dem Rücken, durch die unwegsamen und unwirtlichen Gebirgswälder, nicht anders als dreieinhalb Jahrhunderte später die Goldsucher nach Kalifornien. Wie der kalifornische Goldrush brachte der erzgebirgische Silberrausch eine regelrechte Wirtschaftsrevolution auf Dutzende von Meilen im Umkreise hervor; überall verödeten die Arbeitsplätze und lockerten sich jahrhundertealte Bindungen; tüchtige, ernste Arbeiter wetteiferten mit den Glücksrittern und minderwertigen Elementen aus ganz Deutschland und Böhmen um die verheißungsvollsten Plätze. Die Grafen Schlick verdienten nicht geringes Geld nicht nur an dem ihnen zustehenden Zehnten des Abbauertrages, sondern vielleicht noch mehr durch die Lieferung aller unentbehrlichen Lebenbedürfnisse: Holz, Wasser, Mehl, Milch und Fleisch.

Im Jahre 1520, vier Jahre nach der eigentlichen Aufnahme des Bergbaus, standen nicht weniger als 914 Zechen mit über 8000 Bergleuten, 800 Steigern und 400 Schichtmeistern im Betrieb. Schon 1519 hatte der Landtag zu Prag den emporschießenden Ort zur Freien Bergstadt erhoben und den Grafen Schlick die Genehmigung zur Errichtung einer eigenen Münze erteilt, um den gewaltig strömenden Silbersegen selbst auszunutzen. In den ersten Jahren war das Silber nach Nürnberg an Jakob Welser und Hanns Nietzi verkauft worden. Die Regelung hatte aber allein schon währungsmäßig Schwierigkeiten mit sich gebracht, da die Nürnberger Kaufleute nicht mit dem im Thal kursfähigen Kleingeld zu bezahlen vermochten. So wurden 1520 um Trinitatis die ersten Joachimsthaler Münzen geprägt, mit dem böhmischen Löwen auf der einen, mit dem Bilde des heiligen Joachim und dem Schlickschen Wappen auf der anderen Seite. In raschem Siegeszug eroberte das neue Geldstück Absatz und Beliebtheit in großen Teilen Deutschlands und der umliegenden Länder. Der „Joachimsthaler" oder, wie er bald kurz genannt wurde, der „Thaler", errang überstaatliche Geltung wie kaum je eine andere Münze in der Weltgeschichte, und noch heute zeugen der Dollar im reichen Nordamerika und viele ähnliche Geldarten bis zum Marie-Theresien-Thaler in Abessinien von seinem die Meere umspannenden Ruhm, auch nachdem in Deutschland der Thaler äußerlich, wenn auch nicht im Bewußtsein der Bevölkerung, abgeschafft worden ist.

Man hat nachträglich berechnet, daß der auf engem Raum zusammengedrängte Bergbau in den ersten 70 Jahren seines Bestehens nicht weniger als 314000 kg Silber geliefert hat. Im Verein mit dem etwa um die gleiche Zeit auftauchenden Silbersegen Tirols und den bereits nachlassenden Mengen der sächsischen Reviere

von Freiberg, Schneeberg und Annaberg hat er viel stärkeren Anteil an der allgemein mit dem 16. Jahrhundert beginnenden Preissteigerung in Europa als die Edelmetallmengen, die damals aus der Neuen Welt zuzufließen begannen. Großartig waren auch die in der ersten Betriebsperiode erzielten Überschüsse des Joachimsthaler Bergbaus: im Laufe von zwei Jahren soll ein Ertrag in der für die damaligen Verhältnisse fast unvorstellbaren Höhe von 4,5 Millionen Gulden erzielt worden sein. Aber der Reichtum zog auch Schwierigkeiten und Gegnerschaften aller Arten heran. Die zusammengewürfelte Bevölkerung machte wiederholt Aufstände, den blutigsten im Zusammenhang mit dem Bauernkrieg um 1525. Die böhmische Krone neidete den Grafen Schlick den reichen Besitz und zog seit 1533 die gewinnbringende Münze wieder an sich; ja die der Schlacht bei Mühldorf (1546) folgende siegreiche Gegenbewegung des Katholizismus brachte das frühzeitig evangelisch gewordene Gebiet in die Hand König Ferdinands.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann aber auch, rasch sich fortsetzend, die Erschöpfung der nahe der Oberfläche so beispiellos reichen Gangteile. Wie überall im Erzgebirge fanden sich die gehäuften Silbererze, das massige, schwarze, im Innern weißglänzende gediegene Silber, das rubinfarbig in tausend Kristallen funkelnde Rotgültigerz, das käsige Hornsilber, der graue, unscheinbare Silberglanz, nur nahe der Erdoberfläche als Bildung sekundärer Einwirkungen der Tageswässer auf die verhältnismäßig silberarme Gangmasse. Mit zunehmender Tiefe stellten sich andere Erze ein, die durch verheißungsvollen Glanz den Bergmann narrten und von ihm als Geschenke böser Geister — „Nickel" und „Kobalt" — auf die Halde geworfen werden mußten, wenn sie nicht, was oft genug geschah, in das silberreiche Schmelzgut gelangten und es unschmelzbar machten und verdarben. Die Zersplitterung in zahllose Kleinbetriebe erschwerte und verteuerte den Bergbau und führte zu endlosen Rechtsstreitigkeiten, die vielen den unrentabel gewordenen Betrieb verleideten. Die Wälder ringsherum waren abgeholzt, und der vor allem für den Hüttenbetrieb unentbehrliche Brennstoff mußte aus immer kostspieligeren Entfernungen herbeigebracht werden. So ging die Förderung rasch zurück, und die furchtbaren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges brachten das Todesurteil einem bereits still und einsam gewordenen Tal.

In den folgenden 150 Jahren hielten sich einige wenige Gruben kleinsten Umfangs. Wohl lernte man, nach sächsischem Muster, das Kobalt zur Farbenfabrikation ausnutzen; aber der Kobaltreichtum der Joachimsthaler Gänge war niemals bedeutend. Immer häufiger stellte sich dafür in den tieferen Grubenbauen ein auffällig schweres grauschwarzes Erz ein, das trotz aller Bemühungen keinerlei Verwendung zuzulassen schien und als „P e c h b l e n d e" auf die Halden wanderte. Dieser Pechblende, als deren Hauptbestandteil das seltene Metall Uran erkannt worden war, verdankt der Joachimsthaler Bergbau aber einen neuen Aufschwung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Man hatte entdeckt, daß das Uranoxyd einen ausgezeichneten Rohstoff für die Herstellung feuerbeständiger und darum vor allem in der Glas- und Porzellanindustrie verwendbarer Farben, namentlich gelber und orangeroter Töne abgab, und bald lieferte Joachimsthal

an alle Welt die rasch beliebt gewordenen neuen Farben und fand damit Brot und Gewinn für die spärlich gewordenen Belegschaften. In kleinem Rahmen zog sich dieser Betrieb, in der Hauptsache in der Hand des österreichischen Ärars vereinigt, bis 1901 hin: dann brachten aber die immer stärker fallenden Preise für Silber und leider auch für Uranfarben von Jahr zu Jahr neue Fehlbeträge und zwangen zur Einstellung des größten Teils des Betriebes.

Jetzt ereignete sich jedoch ein neues Wunder: die jahrzehntelang als wertlos angesehenen Rückstände der Uranfarbenfabrikation, unscheinbare Reststoffe der Uranpechblende, wurden fast über Nacht zum wichtigsten, interessantesten und wertvollsten Stoff, den die damalige Welt kannte. Der mächtige Anstoß, den Röntgens Entdeckung der physikalischen Wissenschaft erteilte, hatte zahlreiche Forscher zu weiteren Untersuchungen in der neuen Welt der Strahlen veranlaßt, und 1896 entdeckte der Franzose Becquerel, daß das merkwürdige Metall Uran solche geheimnisvollen Strahlen aussendet. Zwei Jahre später gelang es dem Ehepaar Curie nachzuweisen, daß die neuen mächtigen Strahlen nicht an das Uran selbst, sondern an einen Stoff gebunden waren, der sich in winzigen Mengen in den Rückständen der Joachimsthaler Farbwerke befand, und bald konnten sie diesen Stoff als das Strahlenelement „Radium" nach einem übrigens noch heute angewendeten Verfahren aus den Rückständen der Joachimsthaler Pechblende isolieren.

Die Eigenschaften des neuen Elementes erwiesen sich als verblüffend und haben ganze Zweige der Naturwissenschaften revolutioniert, insbesondere die unaufhörliche und scheinbar aus dem Nichts erfolgende Abgabe von Energie und die Abgabe einer Gasemanation, die sich nach kurzer Zeit in ein neues Element, das „Helium", umwandelte und damit zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit den uralten Traum von der Verwandlung der Materie verwirklichte. Für den wirtschaftlichen Wert der Entdeckung wurde aber entscheidend, daß sich die ärztliche Wissenschaft der ungeheuren Kräfte bedienen lernte, die das Radium auf allerengstem Raum und ohne Erschöpfung mit seinen Strahlen aussendet. Hiermit schien das lange Zeit einzige Mittel gegeben, dem unheimlichen Gespenst der bösartigen Krebsgeschwüre ohne blutige und riskante Operation beizukommen. Bald konnte der kleine Joachimsthaler Betrieb, der 1906 mit der Darstellung von Radiumpräparaten begonnen hatte, der Nachfrage aus aller Welt nicht genügen, so daß auch die massenhaften Haldenvorräte auf Pechblende und alle alten Fabrikrückstände verarbeitet wurden. Da das Radium der Pechblende nur in überaus geringfügigen Mengen beigemengt ist — ohne die auffällige Strahlenwirkung wäre es wahrscheinlich nie entdeckt worden — war die Fabrikation entsprechend teuer. Joachimsthal lieferte jährlich 10 bis 20 Tonnen Pechblende; 1 Tonne = 1000 kg Pechblende enthält aber nur etwa ein Zehntelgramm Radium, so daß jährlich bestenfalls wenige Gramm Radiumsalze abgegeben werden konnten. Für die wissenschaftlichen und medizinischen Verwendungszwecke vermochten aber schon Teilchen von einem Zehntelgramm und darunter nützlich zu sein, und willig zahlte man die riesenhaften Preise, die in den ersten Jahren mehrere hunderttausend Mark je Gramm betrugen. Bis-

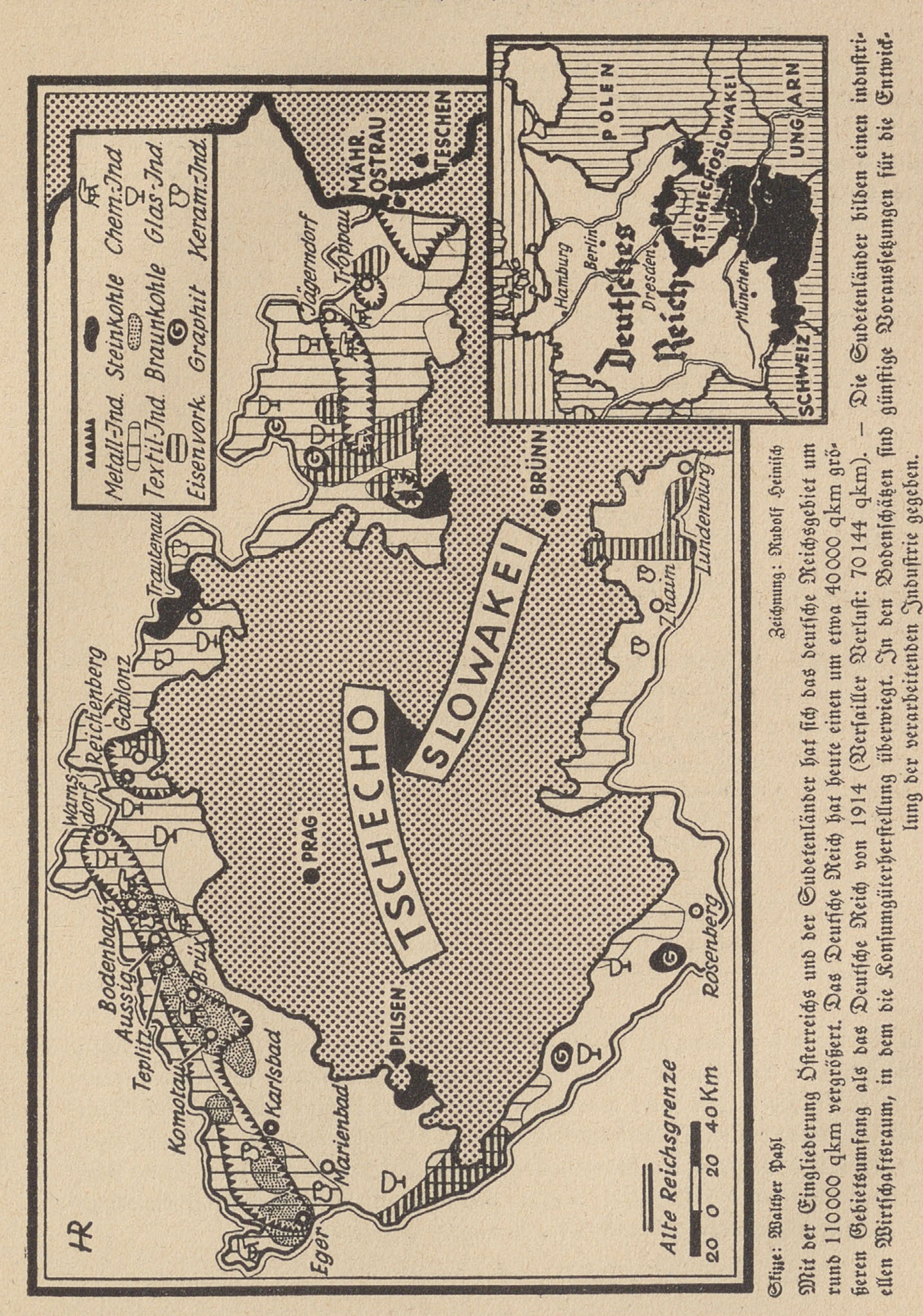
her hat Joachimsthal etwa 55 Gramm Radium geliefert, wovon der größte Teil auf Grund alter Verträge nach England geliefert worden ist.

Die Bedeutung Joachimsthals für die Weltversorgung mit Radium ist eingeschränkt, wenn auch nicht aufgehoben worden durch den etwa 1913 beginnenden Wettbewerb neu entdeckter Vorkommen in Colorado, die bis 1926 reichlich 200 Gramm Radium lieferten, dann aber durch noch reichere und größere Vorkommen in Belgisch-Kongo und, als neuesten und wichtigsten Wettbewerber, durch die den Joachimsthaler Gängen mineralogisch recht ähnlichen Vorkommen am Großen Bärensee im hohen Norden Kanadas. Es läßt sich schätzen, daß von der derzeitigen Weltradiumproduktion, deren genaue Statistik infolge der Geheimhaltungen von belgischer Seite allerdings nicht aufgestellt werden kann, Joachimsthal in den letzten Jahren etwa noch ein Drittel beigetragen hat, daß sein Anteil aber durch die gewaltig anschwellende kanadische Erzeugung stark zurückgedrängt werden wird.

Immerhin ist dieses neueste Erzeugnis der alten Freien Bergstadt nicht nur historisch bedeutsam genug. Es ermöglicht die Fortführung des Bergbaus auf vorläufig noch unabsehbare Zeit, da die Pechblende in den Gängen nach der Teufe nicht nachzulassen scheint, und sichert dadurch mit den angeschlossenen Fabrikationsbetrieben einigen hundert Menschen das Brot. Vor allem erfreulich ist aber der Erwerb für die neue großdeutsche Heimat, deren so wichtige Radiumversorgung in den letzten Jahren infolge Devisenschwierigkeiten recht knapp geworden war. Auch die Ausnutzung der hochradioaktiven Quellwasser, die den alten Grubenbauen entströmen und schon seit der Vorkriegszeit in einer staatlichen Kuranstalt der leidenden Menschheit zur Verfügung gestellt werden, wird voraussichtlich neuen, wichtigen Aufschwung erfahren. Daß es der neubelebten Unternehmungslust gelingen wird, neue, reiche Erzmittel aufzuschließen und damit womöglich den alten Ruhm des „Thalers" wieder aufleben zu lassen, mag bezweifelt werden; schöner und heilbringender kann der Segen werden, den das noch auf Jahrzehnte mit Sicherheit nachgewiesene Radium dem deutschen Gesamtvolke bringen wird.

Die Karte des Monats

Das Deutsche Reich nach dem 10. Oktober 1938



Skizze: Walther Pahl — Zeichnung: Rudolf Heinisch

Mit der Eingliederung Österreichs und der Sudetenländer hat sich das deutsche Reichsgebiet um rund 110000 qkm vergrößert. Das Deutsche Reich hat heute einen um etwa 40000 qkm größeren Gebietsumfang als das Deutsche Reich von 1914 (Versailler Verlust: 70144 qkm). – Die Sudetenländer bilden einen industriellen Wirtschaftsraum, in dem die Konsumgüterherstellung überwiegt. In den Bodenschätzen sind günstige Voraussetzungen für die Entwicklung der verarbeitenden Industrie gegeben.

Goethe und die böhmischen Bäder

Aus seinen Schriften

Am allgemeinsten und unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann.

*

An Silvie v. Ziegesar

Zum 21. Juni, Karlsbad 1808

Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt,
Wo zum ird'schen Manna geist'ges man genießt;
Nicht vom Gnadentale, nicht nach Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Tee man trinkt für Blut –
Nein! am Tepelstrande, von der großen Bruck,
Wo die Mohrenbande schaut Sankt Nepomuk,
Zu dem weißen Hirschen, der beständig rennt,
Ohne daß ein Pirschen seine Straße hemmt,
Eile dieses Blättchen munter und geschwind,
Wo im kurzen Bettchen ruht das liebe Kind.
– – – – – – – – – – –

Froh am schönen Feste soll's in Karlsbad sein!
Ein paar hundert Gäste stellten schon sich ein.
Gleich soll jeder haben, was ihm konveniert:
Früh mit Wassergaben jeder wird traktiert,
Freuet sich nicht minder als beim größten Schmaus,
Denn er geht gesünder, als er kam, nach Haus.
Liebliches Gedudel tönte gestern nacht,
Lust'ger ist der Sprudel heut schon aufgewacht.
Frischlich angefeuchtet steht der Fels umlaubt,
Kreuzes Banner leuchtet um das kahle Haupt.
Herzlich grüßt der Biedre dieses Tages Stern,
Hoch wird alles Niedre, Hohes neigt sich gern.
– – – – – – – – – – –

In Karlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen geologischen Betrachtungen genötigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein kühnes, vielleicht in früherer Zeit nicht denkbares Vornehmen, bestärkte in den bisherigen Vorstellungen: ein merkwürdiges Gestein ward daselbst gewonnen, starkes Wasser der Tepl und heftiges Aufbrausen der heißen Quellen trafen zusammen, Umstände, welche auf die Hypothese hinzudeuten schienen: diese große Naturwirkung sei als ein ungeheures galvanisches Experiment anzusehen.

*

Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad

Der Kaiserin Ankunft
Den 6. Juni 1810

— — — — — — — —

Hier im waldbewachsnen Tale,
Das so mancher Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in tiefen Felsenschlünden
Feuer sich mit Wasser binden,
Klüften siedend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Ihro des Kaisers von Österreich Majestät

Weil dieses Tal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder sich erzeugt,
Wo heimlich, seit Urjahren unermüdet,
Heilsam Gewässer durch die Klüfte schleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer siedet
Und ohne Fall hoch in die Lüfte steigt
Und, wenn des Wirkens Leidenschaft gestillet,
Die Felsen bildet, denen es entquillet.

In tiefer Wildnis dieser Täler schreckte
Des Jägers Horn die scheuen Wilde kaum.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmens Karl belebt den stummen Raum.
Ein jeder, der zu bauen sich erkeckte
Auf heißem Boden, an der Schlünde Saum,
Und ferne her nun die Erkrankten ladet,
Sieht sich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

— — — — — — — — — — — — —

Selbst jener wilde Quell, den tief im Grunde
Kein Menschenwitz und keine Kraft beschwor,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde,
Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Tor.
Damit der feinste Pilger hier gesunde,
Wirft sprudelnd frei er volle Kraft hervor,
Zerreißt nicht mehr die selbstgewölbten Decken;
Nur heilen will er künftig, nicht erschrecken.

— — — — — — — — — — — — —

★

Herrn Cunos Buchhandlung zum eisernen Kreuz

Karlsbad, Ende Mai 1820

Heuer, als der Mai beflügelt
Wiegt in Tagen sich, den milden
Seh' ich, was die Deutschen bilden,

Auch in Böhmen abgespiegelt.
Was du bringst, im Heft und Bande,
In Formaten groß und klein,
Sei es Heil dem guten Lande,
Mögen's reine Bilder sein.

*

Der Kammerberg bei Eger

Der Kammerbühl (Hügel), sonst auch der Kammerberg, hat seinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage weniger Häuser, die Kammer genannt. Er zeigt sich, wenn man von Franzensbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Lusthäuschen auf seiner Höhe und merkwürdig durch vulkanische Produkte, aus denen er besteht ...

Läßt sich Böhmen als ein großes Tal ansehn, dessen Wasser bei Aussig abfließen, so kann man den Egerdistrikt als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieses Namens sich seiner Wasser entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend, von der zunächst hier die Rede ist, so erblickt unsre Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzensbrunner Moors einen vormaligen Gebirgssee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Alkali und andern chemischen Bestandteilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugnis ablegen.

Die Hügel und Gebirge, welche diese Moorfläche umgeben, sind sämtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldspatkristallen, dem Karlsbader ähnlich, findet sich zunächst bei der Einsiedelei von Liebenstein. Ein feinkörniger mit gleichgemischten Teilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäusel. Nicht weniger bricht Gneis bei Rossenreit. Aus Glimmerschiefer jedoch, der uns hier besonders interessiert, besteht der Rücken, welcher das Franzensbrunner Moor von dem Egertale scheidet. Aus der Verwitterung dieses Gesteins entstand der Boden der meisten Felder dieser sanften Anhöhen, deswegen man auch allenthalben Überreste von Quarz findet. Die Höhle hinter Driesenhof ist in den Glimmerschiefer eingeschnitten.

Auf diesem Rücken, sanft, doch entschieden erhoben, einzeln und abgesondert, liegt der von allen Seiten her gesehene Kammerbühl. Seine Lage ist an und für sich schon hoch, und um so bedeutender wird die Aussicht auf seine Höhe.

Man versetzt sich in das offene Lusthäuschen, und man findet sich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nordwesten hat man die regelmäßigen schönen und heitern Gebäude Franzenbrunns vor sich. Wie man sich nach der Rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landschaft in der Ferne den sächsischen Fichtelberg, die Karlsbader

Berge, sodann näher die weit umherleuchtenden Türme von Maria-Kulm, dann das Städtchen Königswart, wohinzu das Moor seinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter Berg, weiter ostwärts den Tillberg, wo der Glimmerschiefer mit Granaten sich findet. Ungesehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt sich nicht. Über dem Tale hingegen, das er einschneidet, steht das Kloster Sankt Anna auf einer ansehnlichen Höhe, auf welcher schöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerschiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachsener Berg, der eine Einsiedelei verbirgt; in der Ferne treten sodann der Bayreuther Fichtelberg und die Wunsiedler Berge hervor. Herwärts sieht man sodann das Schloß Hohberg, völlig im Abend den Kappelberg, mehrere Ansiedlungen, Dörfer und Schlösser, bis sich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzensbrunn anschließt...

*

Wir haben uns so viele Jahre mit Karlsbad beschäftigt, uns um die Gebirgserzeugnisse der dortigen Gegend gemüht und erreichen zuletzt den schönen Zweck, das mühsam Erforschte und sorgfältig Geordnete auch den Nachkommen zu erhalten. Ein Ähnliches wünschten wir für Marienbad, wo nicht zu leisten, doch vorzubereiten, und deshalb sei ohne weiteres zum Werke geschritten.

Zuvörderst also möge von der Lage des Stiftes Tepl die Rede sein, dessen Polhöhe 49 58' 53" 0 bestimmt worden. Ferner hat man durch Erfahrung und Rechnung gefunden, daß dasselbe 242 Pariser Klafter höher als die königl. Sternwarte zu Prag gelegen sei. Ist nun zugleich ausgemittelt, daß die äußerste Felsenspitze des Podhora (Podhorn-Bergs), an dessen östlichem Fuße Tepl gelegen, um 324 Pariser Klafter über gedachte Prager Sternwarte hervorragt, so folgt die Überzeugung, daß man sich auf einem der höchsten Punkte von Böhmen befinde.

Dies bestätigt die weite Aussicht, deren man schon auf einer Mittelhöhe genießt, ingleichen der Lauf sämtlicher am genannten Berg entspringenden Gewässer; denn an der östlichen Seite des Rückens gießen mehrere Quellen ihre Wasser erst ostwärts nach dem Stifte zu und laufen sodann, nachdem sie verschiedene Teiche gebildet, vereint und nun Tepl genannt, unter Karlsbad in die Eger; andere, nicht weit abliegende an der Westseite, nur durch geringe Erhöhung gesonderte Quellen ergießen dagegen sich südwärts, bis sie endlich, mit vielen Bächen und kleinen Flüssen vereinigt, in der Gegend von Pilsen den Namen Beraun erhalten.

PAUL FECHTER

Die Handwerkslehren der Künstler

Seit dem Aufstieg des neuen Reichs hat der Anteil am Leben der Kunst und der Dichtung in Deutschland immer größere Ausmaße angenommen. Die letzte Phase der bildenden Kunst und ihre internationalen Erscheinungsformen wurde Gegenstand von Auseinandersetzungen, wie es sie in solcher Intensität und unmittelbarer Lebensteilnahme selbst in den Zeiten vor dem Kriege nicht gab; gegen die Literatur der Unwirklichkeit, die sich vor allem nach 1918 entwickelt hatte, erhoben sich Gegenbewegungen von Betrachtungsweisen aus, die nichts mehr mit dem Bisherigen gemein hatten. In der Musik ergab sich das gleiche Phänomen: überall regste Auseinandersetzung über das Grundsätzliche, über Aufgaben und Ziele des Schaffens und eine Teilnahme für und wider, die da zeigt, wie sehr die Kunst in allen ihren Erscheinungsformen wieder Faktor des Lebens selber, nicht nur der schon abstrakten Bereiche geworden ist.

So erfreulich diese Teilnahme der Gesamtheit an den Vorgängen und Problemen der Kunst und der Dichtung ist, so viel Schwierigkeiten ergeben sich, sobald man in die Auseinandersetzungen über das Grundsätzliche, über Sinn und Ziele heutigen Schaffens gerät, sobald die Aufgaben und die Wertungen diskutiert werden und das Gebiet der Produktion seine begriffliche Klärung und Deutung empfangen soll. Wo eine solche nicht grundsätzlich als vom Übel abgelehnt wird, sondern wo, wie in den Ateliers der jungen Maler oder Filmkünstler mit lebendigster Teilnahme um Klarheit und Einsicht gerungen wird, stellt sich sehr bald heraus, daß hier eine sehr wesentliche Aufgabe der Zeit sichtbar wird, die bisher seltsamerweise übersehen und umgangen wurde. Es ergibt sich dort sehr bald, daß auf fast allen Gebieten der Kunst, von der Dichtung bis zur Plastik seit Jahrzehnten jeder Versuch erneuter Klärung der Grundlagen und Reinigung der Grundbegriffe von einem Standpunkt von heute aus fehlt. Die Entwicklung ist überall weiter gegangen: die Mittel, sie zu erkennen, zu durchleuchten und damit ebenso wie mit der Praxis weiterzutreiben, sind die alten geblieben. Die große Wendung von der Ästhetik zur Kunsttheorie, die dem Kantischen Schritt von der Metaphysik zur Erkenntnistheorie entsprach, brachte Conrad Fiedler in den 70er und 80er Jahren: er starb 1894. Den Schritt von der abstrakten Diskussion in die konkrete Seele des schaffenden Menschen versuchte für die Literatur Wilhelm Dilthey mit seinem Buch vom Erlebnis und der Dichtung; es erschien 1905. Die beiden wichtigsten theoretischen Schriften aus der künstlerischen Praxis, Klingers „Malerei und Zeichnung" und Hildebrands „Problem der Form" haben die Erscheinungsjahre 1891 und 1893. Aus der gleichen Zeit stammt Signacs „Von Delacroix zum Neo-Impressionismus": damit schließt die Reihe. Wir halten trotz all der vielen Bücher von Künstlern und über Kunst

und Künstler, die seitdem erschienen sind, im Grunde noch immer beim Vorkrieg: auch Wölfflins Grundbegriffe von 1915 gehören in die vergangene Welt, gehen wie die alte Ästhetik und wie im Grunde auch noch Conrad Fiedler vom Werk, nicht vom Künstler aus. Die Wendung zu ihm hatte allein Alois Riegl in der Einleitung seiner Spätrömischen Kunstindustrie genommen — von Riegl aus wurde sie bis zum Krieg weitergetragen, um dann in den Tagebüchern des gefallenen Franz Marc vorläufig zu verklingen.

Man könnte hier wie gesagt einwenden: das alles sei mit Recht verklungen. Kunst sei Sache der schöpferischen Arbeit, nicht der Theorie oder Deutung: das Handwerk sei das Entscheidende und nicht die Abstraktion. Das hat seine Richtigkeit für die Schaffenden im Augenblick des Schaffens: unter der Arbeit wird kaum einer Zeit für deutende Betrachtung seines Tuns haben. Aber bereits Hebbel wußte: „Das gestaltete Leben ist schon vom Tode umarmt; nur das sich erst entwickelnde, sich aus dem Keim losringende, ist eigentliches Leben." Vielleicht hat dies Ringende Anspruch darauf, unberührt zu bleiben, solange es ringt: sobald es das Ergebnis seines Tuns aus sich herausgestellt hat, in den Bereich, in dem die Macht des Todes einsetzt, beginnt der Anspruch nicht nur, sondern die Notwendigkeit der Klärung. Das ist's ja, was den Menschen zieret, heißt es bei Schiller — und dies Spüren im innern Herzen ist ohne Klarheit und Bewußtheit nicht denkbar; denn dazu ward ihm der Verstand. Es ist schon so: die Gegenwart, reicher am Anteil an aller Kunst als die Zeiten der Vergangenheit, steht vor der Aufgabe, aus dem neuen heutigen Verhältnis zum Schaffen und nicht nur zum Werk unsere heutige Einsicht in Wesen, Aufgaben und Ablauf der künstlerischen Prozesse festzustellen — vom Standpunkt des Schaffenden wie des Deutenden aus.

Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht leicht; eben weil die Kunstbetrachtung inzwischen sinngemäß die Wendung vom Werk und seiner ästhetischen Analyse über die Kunsttheorie zur Psychologie des künstlerischen Prozesses selber genommen hat, wird gerade die Gegenwart auf die Dauer nicht um diese Arbeit herumkommen. Conrad Fiedler konnte sich noch mit der Feststellung begnügen, daß der Künstler aus der bewegten Fülle des Lebens die Sichtbarkeit isoliert herauslöste und mit ihr seine Vorstellung verwirklichte: Alois Riegl ging schon auf diesen Verwertungsprozeß und auf die seelischen Voraussetzungen ein, die ihn und damit sein Ergebnis, das Werk entscheidend bedingen und formen. Die neuere Betrachtung künstlerischer Vorgänge ist auf diesem schon durch Nietzsche vorgezeichneten Weg weitergegangen: sie hat trotz aller Einwände, die im erkennenden Geist den Widersacher der schaffenden Seele sehen wollen, sich an das schwierige Unterfangen gemacht, in der erkannten Seele zugleich das Geheimnis der produktiven mit zu ergreifen. Sie wird nicht umhin können, auf diesem Wege weiter zu gehen — so viel an Widerständen sich hier auch erheben und ergeben möge.

Denn wahrscheinlich liegt hier die Ursache, daß die letzten Jahrzehnte mit den Versuchen deutender Klärung auf diesen Gebieten so zurückhaltend geworden sind. Erkenntnis der Seele sagt noch wenig über die Produktivität der Seele aus — und erkannte Seele ist noch nicht schöpferische. Die weiß selbst nicht,

was aus ihr wächst, lernt sich erst im Schaffen erkennen — und bleibt immer wieder im Dunkel hinter aller Erkenntnis, als das treibende, zeugende, wirkende, aber nur mit dem Werk, nicht mit sich in das Erkennbare eingehende Moment. Gewiß: Einsicht und Erkenntnis des eigenen Selbst gehören immer zu den Voraussetzungen der schaffenden Tätigkeit des Dichters wie des Malers: ein Mann wie Hebbel formte zuletzt seine Welt im tiefsten mit erkanntem Seelenmaterial aus den Untergründen des menschlichen Wesens: das aber, was in ihm formte, was Kandaules oder das Nachtgespräch zwischen Volker und Hagen werden ließ, lag jenseits der Erkenntnisgrenzen, wenigstens so lange es Dinge wie diese wirkte. Nach dem Ablauf des schöpferischen Prozesses ging jedoch gerade ein Mann wie Hebbel selber dem eigenen Geheimnis nicht ohne unheilige Neugier nach: er suchte selber Klarheit über den Vorgang in seiner Seele zu gewinnen und damit für die nächste Aufgabe neue Bedingungen der Schöpfung zu schaffen. Er arbeitete gewissermaßen die Oberfläche der produktiven Schicht seiner Seele mit dem Pflug der Bewußtheit auf, damit das Samenkorn des nächsten Werkes seine Wurzeln in noch tiefere Bereiche seines seelischen Bodens treiben konnte. — Eine ähnliche Aufgabe wäre dem gestellt, der es unternehmen wollte, nicht nur die Beziehungen zwischen dem Erlebnis und der Dichtung, der Sichtbarkeit und der Bildvorstellung des Malers darzustellen, sondern zugleich das Geheimnis aufzuhellen, das um den eigentlichen Gestaltungsvorgang und seine treibenden Kräfte ist. Einer solchen Aufgabe wäre naturgemäß nur jemand gewachsen, der selber in seiner Seele so viel an produktiver Kraft besitzt, daß er imstande ist, die Vorgänge eines Schaffensprozesses nach- und zugleich miterleben. Nur künstlerische Menschen haben die Möglichkeit die heutigen Aufgaben der Kunstbetrachtung zu lösen und wirkliche Gebietserweiterungen zu bringen. Der gebildete, gelehrte Historiker ohne diese Voraussetzungen scheidet ebenso aus wie der philosophische Denker, dem die alte Ästhetik ihr Dasein dankte. Männer wie Alois Riegl, der den sensibeln Instinkt für die wechselnden Gefühlsbeziehungen zum Raum mitbrachte, konnte auf lange hin Wegbereiter und Vorläufer werden; im übrigen werden für diese Aufgabe und ihre Lösungen im wesentlichen Menschen etwa von der Art Rainer Maria Rilkes in Frage kommen. Rilkes Briefe, seine Sendschreiben über das Dichten sind bis heute die am weitesten vorgetriebenen Versuche in dieser Richtung, denen auf den anderen Gebieten des künstlerischen Schaffens noch wenig Gleichwertiges zur Seite zu stellen ist. Rilke geht in seinen Darlegungen wie Hebbel bis an die Wurzeln des Prozesses, berichtet mit der Sachlichkeit des genialen Kritikers von dem, was er in sich selber bei dem schöpferischen Vorgang an Geheimnissen erspäht hat, und nutzt das Erfahrene zugleich bewußt für seine weitere Arbeit, die von Fall zu Fall immer tiefer in ihn und sein Dunkel hinabführt. Für Malerei und Plastik liegen ähnliche Erweiterungen der inneren Erkenntnis noch nicht vor.

Rilke und seine Briefe bezeichnen den einen Weg, der zu diesen Zukunftsaufgaben gangbar ist. Es gibt im Bereich des Empirischen einen zweiten, den im wesentlichen die Künstler einschlagen werden, die mit ihrer Arbeit am meisten dem Konkreten verbunden bleiben, an das Material und seine Existenz im Raum

gebunden sind, die Architekten und die Bildhauer. Hildebrands Problem der Form war jahrzehntelang Typus dieser Art von Handwerksästhetik, die zugleich eine Art von Arbeitsanreiz oder zum mindesten Arbeitsunterstützung durch Klärung über die grundlegenden Formprobleme der Plastik war. Hildebrands Theorie der Flächen und des Reliefs gab Generationen junger Menschen eine Grundlage der Betrachtung, eine einseitige gewiß, aber ein Fundament, auf dem sich stehen ließ, vor allem, wenn man von Rodin her, vielleicht ebenfalls über Rilkes Aufzeichnungen, die Ergänzung von der allseitigen Rundplastik hinzunahm. Rilke fehlte die Handwerksexaktheit Hildebrands: er gab seiner Einseitigkeit das Korrektiv, dessen sie bedurfte. Es ist an der Zeit, das aus der durch den Wandel im Gefühl wie im Verhältnis zum Raum sehr veränderten heutigen Betrachtung und den neuen Aufgaben ein Mensch mit praktischen künstlerischen Erfahrungen ein neues Problem der plastischen Form herausbringt. Der Berliner Bildhauer Wilhelm Gerstel hat seit längerem eine Arbeit dieser Art fertig, mit ausgezeichneten Einzeleinsichten und Erkenntnissen: es wäre schön und wichtig, daß sein Buch irgendwo das Licht der Welt erblicke und seine notwendige Wirkung auf junge Menschen übe. Für die Architektur hatte Heinrich Goesch während seiner Lehrtätigkeit an der Dresdener Kunstgewerbeakademie die gleiche grundlegende Arbeit in seinen Vorträgen geleistet, die auch noch der Veröffentlichung harren. Die Psychologie der inneren Vorgänge, wie sie Darlegungen im Sinne Rilkes geben, bekommt von Arbeiten solcher Art die Ergänzung vom Objektiven her: Innen und Außen berühren sich — und erst aus dieser Berührung kann sich die geschlossene tragende ganze Einsicht ergeben. Denn beide müssen, wofern die jeweiligen Einsichten und Feststellungen wirklich Einsichten und Feststellungen sind, zu den gleichen Ergebnissen kommen, so sehr, daß man wahrscheinlich sogar die einen an den anderen wird kontrollieren und gegebenenfalls richtigstellen können. Wobei aber wunderlicherweise die Feststellungen von der Rilke-Seite, die von Innen, vom Subjektiven her, das Übergewicht der Überzeugungskraft behalten werden.

ROBERT HENSELING

Der Ursprung der Astrologie

Wer der Astrologie gerecht werden will, muß sich ernsthaft in ursprüngliches Denken über die Natur einleben. Wir stecken voller Erbschaft ungezählter Jahrtausende. Hundertfältige Befreiungen des Geistes und der Seele werden uns zuteil, ehe wir nur recht lernen, selber zu denken. Gedankenlos und danklos bedienen wir uns ihrer, als wär's unser selbstverständliches Eigen.

Unser Wohnplatz eine frei im Raume schwebende Weltkugel: jedes Kind weiß das. Aber ist es wirklich eine billige Selbstverständlichkeit? So mancher Große, dem trotz Schuldrill und Lebensnöten der gesunde Trieb zur Eigenbürgschaft für seine Weltsichten und Einsichten in Frische blieb, mag da Unbehagen spüren. Vielleicht fragt er sich im stillen (wenn er nicht gerade Geograph, Astronom oder Physiker ist): Wie kann sich der Erdball schwebend erhalten? Muß er denn nicht „fallen"? Was ist das doch für eine eigene Sache mit der „allgemeinen Schwere", die die rollende Erde über 150 Millionen Kilometer hin an den Umkreis der Sonne bannt — und die Sonne in ihrem eigenen Gleichgewicht ruhen läßt; oder „fällt" sie nicht doch im Schwerefelde des Fixsternsystems, indes sie zugleich mit all ihrem Planetengefolge die Eigenbahn im Weltraum dahinzieht, die ihr auf unbekannte Weise der Wurf ihrer Geburt verlieh?

Nein, es ist keine simple Sache um das Kinderwissen: die Erde ist ein Weltkörper unter vielen. Der Satz ist erkämpft mit härtester Geistesmühe unnennbar zahlloser Gewesener. Und den Begriff des Weltkörpers für etwas Altes in der geistigen Rüstkammer der Menschen zu halten, heißt ganz und gar die Perspektive verkennen, die sich dem Blick in die Vergangenheitstiefe darbietet. Der Begriff ist so jung, daß er auch heute noch erst wenigen selbst in seiner einfachsten Gestalt sicher zu eigen ist. Nach dem Zeitmaßstab, den die Geschichte der Astrologie unserer Betrachtung abverlangt, ist der Begriff des Weltkörpers eine Angelegenheit der Gegenwart und der Zukunft. Von jeher und praktisch bis heute gab und gibt es für die Menschen nicht „Weltkörper", sondern einzig und allein „die Welt" — die Welt, die sich um den Bereich unseres Lebens und Wirkens dreht; und jeder Einzelne ist höchst persönlich Mittelpunkt seiner Welt. Man darf das auch in diesem „zwanzigsten" Jahrhundert (all die vielen vorher zählen wir ja nicht) keineswegs nur psychologisch verstehen. Wenn der Mond durch die treibenden Wolken lugt, ist er uns allen in der unmittelbar frischen, nicht von denkerischem Reflektieren durchsetzten Anschauung das Schiefgesicht hinter und in den Vorhängen, die der Wind bewegt. Wievielen unter uns sind die Maßstäbe der Entfernungen von Wolken und Gestirnen auch nur in bescheidenster Annäherung „in Fleisch und Blut" eingegangen?

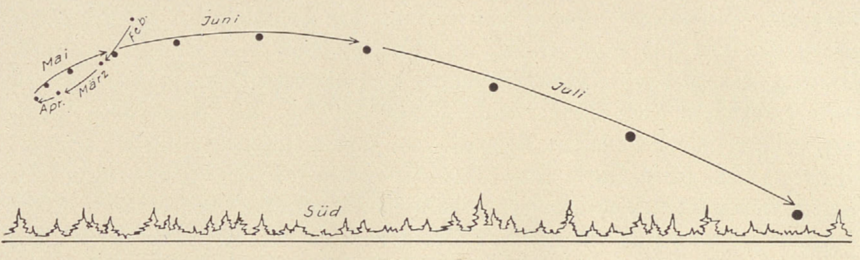
Der Ursprung der Astrologie liegt in den Jahrzehntausenden (bescheiden gemessen!), in denen s e l b s t v e r s t ä n d l i c h war, was noch altgriechische Lehre ernsthaft meinte: Die Winde der hohen Atmosphäre treiben die kreisenden Ge-

stirne um. Die Sterne gehören ganz und gar den Bereichen der Weltenmächte droben an. Sie sind dort daheim, wo Wolken, Blitz und Stürme entstehen. Ursprünglich war der am Morgenhimmel, im heliakischen Aufgang, neu erscheinende Hundsstern ganz und gar nicht „Anzeichen" der Zeit sommerlicher Bruthitze, nein, er machte diesen Abschnitt des Jahres (zusammen mit der Sonne) so, wie er immer von neuem wurde. Und in all den zahllosen Wetterregeln aller Völker waren die Plejaden ursprünglich nicht „Verkünder" von Sturm, Regen oder Kälte, sondern sie waren deren Erzeuger. Und nicht abstrakte physikalische Kräfte treten da oben in Funktion. Wo Wirken ist, ist Wille, ist Leben. Im Großen Bären haust feuchthaarig die frostige Nymphe Helike und peitscht Schnee und Hagel zur Erde. Wir wissen von den alten griechischen Hundsopfern an Sirius, von den Opfern an Plejaden, Hyaden, Orion und Arktur, an die Planeten, die Tierkreisbilder und Dekane, von Gebeten, Prozessionen, Waffentanz und Statuen zu Ehren der mächtigen Wettermacher unter den Sternen. In der geschichtlichen Zeit wuchs die griechische Wissenschaft rasch über diese uralte Stufe der Gestirndämonie und Gestirnvergottung hinaus. Aber der gemeine Mann nicht; und im systematisierten Sternglauben der Astrologie spuken Gestirngötter Ägyptens und Babyloniens mit zahllosen vergangenheitbelasteten Gestalten des griechischen Pantheons bis in mittelalterliche und „moderne" Astrologie fort. Was einst der lebendige Sterngott selber wirkte, ist heute, unverwandelten Wesens, zur „Entsprechung" abgeblaßt.

★

Daß aus heiterm Himmel Tau zur Erde tropft, erlebt man nicht bei Tage. Es geschieht, wenn die Sterne funkeln, wenn der Mond seinen kalten Glanz über die Erde gießt. Deshalb mußte die Meinung von einem Abfluß, einem Einfluß der Gestirne entstehen — als man noch nicht ahnen konnte, wie hoch und fern über allem Irdischen die Sterne wandeln, und noch der Meinung war, auch in kosmischen Bereichen wirkten die Winde als bewegende Kräfte.

In unserem täglichen Sprachgebrauch sind ähnlich allgemein wie der Ausdruck „Einfluß" noch viele andere Worte und Redewendungen von der Astrologie her eingedrungen. Betrachten wir zunächst ein paar Ausdrücke, die sich auf Wandelsterne beziehen. Wir nennen einen Menschen jovial, wenn er von frei und groß gearteter Natur und, obwohl nie ohne Würde, doch heiter-freundlichen Wesens ist. Mit Recht denken wir dabei an Zeus-Vater, den Gott des lichten Tages (Jupiter, Wesfall: Jovis). Aber die ursprüngliche Meinung war, dem Jovialen habe der majestätische Planet, den die Alten nach Jupiter benannten, in der Geburtsgestirnung sein glückhaftes Wesen aufgeprägt. In mittelalterlichen Planetenkinderbildern und mehr noch in dem ungeheuren astrologischen Schrifttum der Vergangenheit tritt zutage, wie auf alle Wandelsterne jene Fülle von Eigenschaften übertragen wurde, die die griechische Götterlehre den olympischen Taufpaten der Planeten zugeschrieben hatte. Das war, als das System der antiken Astrologie ausgebildet wurde, keineswegs ganz willkürlich geschehen. Man suchte in der eigenen Vorstellungs- und Ausdruckswelt so gut wie möglich



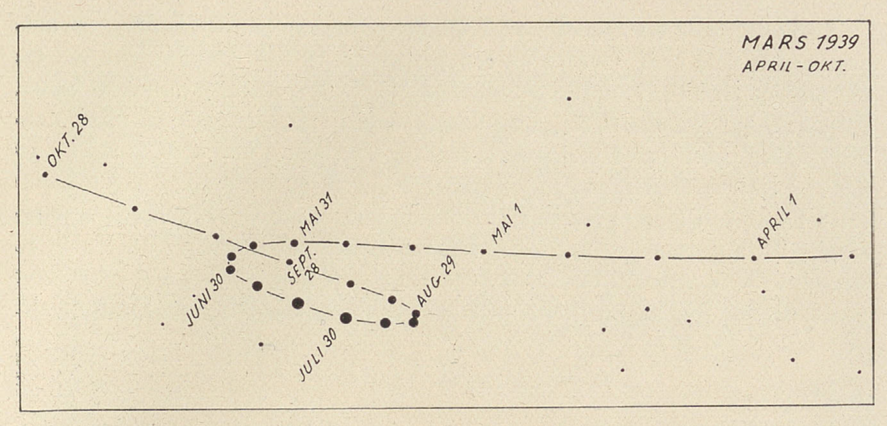
Mars am Morgenhimmel, etwa 1½ Stunden vor Sonnenaufgang, Februar bis Juli 1939 (für 50° nördl. Breite): Im Februar und März Bewegung sonnenwärts (der Sonnenaufgang kündigt sich im SO am Horizonte, links, an). Verzögerung der Bewegung um die Zeit des Geviertscheins Ende März; Umkehr und immer rascheres Zurückweichen unter starker Aufhellung des Planeten bis zur Opposition, dem Gegenschein, Ende Juli.

dasselbe wiederzugeben, was nach ägyptischer und babylonischer Sternenweisheit das Wesen der einzelnen Gestirne und der in ihnen sich offenbarenden göttlichen Mächte war. Mit der neuen Benennung war dann freilich dem Zauber des Namens, der „Verführung der Worte", freies Wirken verliehen. Aber wenn man bis zu den ursprünglichen Quellen in der Naturbeobachtung zurückgeht – was die kulturwissenschaftliche Forschung noch viel zu wenig tut –, so kann man vielfach auch hier die sich immer erneuernde und deshalb kräftig fortwirkende „Erfahrung" aufdecken, die am Anfang der ganzen Entwicklung stand. Wohl am klarsten erkennbar ist sie bei dem Planeten Mars.

In den Eigenbewegungen am Himmel, die den Wandelsternen für frühe Naturbeobachtung ein so geheimnisvolles Leben verleihen, stimmen die oberen Planeten Mars, Jupiter und Saturn überein. Aber die Eigentümlichkeiten dieser Eigenbewegungen sind bei Jupiter und Saturn viel weniger ausgeprägt als bei Mars, der uns von den dreien am nächsten ist.

Die oberen Planeten sind dann am besten zu beobachten, wenn sie der Sonne am Himmel gegenüberstehen, also abends aufgehen, morgens untergehen und um Mitternacht höchste Stellung, am Südhimmel, erreichen. Das Fachwort für diese Stellung zur Sonne ist Gegenschein oder Opposition, auch ein Ausdruck, der den Jahrhunderten astrologischer Gläubigkeit die Art seiner Einbürgerung in unserem Sprachgebrauch verdankt. Was sieht man am Himmel, wenn Mars in den Gegenschein zur Sonne gelangt? Wir wollen es am Beispiel der Marsopposition von 1939 deutlich machen.

Monate vor der Opposition ist der Planet nur in der zweiten Nachthälfte am Himmel zu sehen (und wir wollen schon hier daran erinnern, daß Ackerbauer im allgemeinen am besten mit den Sternen der Morgendämmerung, die den Beginn ihres Tagewerks bescheinen, vertraut sind). Die Marsopposition 1939 tritt am 23. Juli ein. Zu Beginn des Jahres geht der Planet in unseren Breiten zwischen 3 und 4 Uhr morgens auf, und zwar am südöstlichen Horizont. In den ersten beiden Monaten des Jahres ändert sich die Aufgangszeit nur wenig, sie wird bis Anfang März nur um eine gute halbe Stunde früher. Wir verfolgen



Bewegung des Planeten Mars von April bis Oktober 1939 unter den Fixsternen: Rückläufigkeit von Ende Mai bis Ende August. — In dem gegenüberstehenden Bilde ist die Auswirkung dieser Bewegungen für einen irdischen Beobachter dargestellt, der immer morgens 1½ Stunden vor Sonnenaufgang Ausschau hält.

aber nicht die Aufgänge des Planeten, sondern schauen immer eineinhalb Stunden vor Sonnenaufgang nach ihm aus. Was wir dabei im Laufe der Monate sehen, stellen wir in einer Zeichnung zusammen.

Im Februar und März wandert der Planet nach links hin, das heißt: in Richtung zur aufgehenden Sonne. Im April setzt sich dieses Hinstreben zur Sonne nur noch langsam fort und kommt zum Stillstand. Was hemmt den Planeten? Etwa die Sonne, die ihm vom östlichen Himmelsrande her ihre Strahlen entgegenwirft? Welche Macht sonst könnte es sein? So fragt der rein auf das eigene Schauen angewiesene Mensch. Der Planet muß zurückweichen. Im Laufe des Mai wird er schon fast bis dahin zurückgedrängt, wo er im Februar stand. Aber es scheint, daß er den Kampf mit der feindlichen Macht aufnehmen will; denn seine Helligkeit, die schon vorher ein wenig wuchs, beginnt im Mai deutlicher zuzunehmen; und im Juni und Juli wird das scheinbare Ringen immer dramatischer. Immer mächtiger schwillt der Glanz des Planeten an. Aber immer schneller treibt der Widersacher ihn zurück. Gerade dann, wenn Mars auf dem Gipfel der Helligkeit angelangt ist, also gleichsam das Äußerste aus sich herausholt, ist er bis zum Untergangshorizont zurückgedrängt. Er muß hinabsinken, indes sieghaft am östlichen Himmelsrande die Sonne emporsteigt. Während der Kampfanstrengung wird nicht nur das Leuchten des Planeten von Woche zu Woche stärker, sondern auch das Rot seines Scheins wird dabei gewöhnlich tiefer und tiefer — wie es ja auch nach menschlicher Erfahrung die Erhitzung in Anstrengung und Kampfeszorn mit sich bringt!

Man schaue das Kampfspiel in der Wirklichkeit an. Mars steigert sich von Anfang Februar bis Ende Juli 1939 auf vierzigfache Leuchtkraft! Gleichartig ist es bei jeder Opposition. Nach dem Gegenschein, mit dem der Kampf entschieden ist, nimmt die Helligkeit wieder ab.

Auch wenn man die Bewegung des Planeten nicht an seiner Stellung zur aufgehenden Sonne mißt, sondern an den Fixsternen, ist das Zurückweichen um die Oppositionszeit (1939 zweite Junihälfte bis Mitte August) auffällig genug. Niemand, der das Schauspiel am Morgenhimmel verfolgt, wird sich seiner ausdrucksvollen Lebendigkeit verschließen können. Wer unter uns aber vermöchte es sich aus eigener Überlegung zu „erklären"? Ist es verwunderlich, daß man im roten Mars den hitzigen Kampfplaneten sah, und in der Opposition den Kampfaspekt? Nein, verwunderlich müßte es scheinen, wenn alter Sternglaube nicht zu solchem Schluß gekommen wäre. Es war ein Fehlschluß. Aber er war zeitbedingt unvermeidlich. Für das Weltbild, in dem er entstand, war er gültige Wissenschaft.

*

Die Erscheinungen der Gegenscheinzeiten haben bei Jupiter und Saturn lange nicht so auffälligen Kampfcharakter wie bei Mars. Die Planetenhelligkeit steigert sich zwar auch und erreicht ihren Gipfel zur Zeit der Opposition, aber die Unterschiede gegen die gewohnte Leuchtkraft sind bei Jupiter und Saturn viel geringer als bei Mars. Kommen zwei Planeten miteinander in Gegenschein, so ist von Anzeichen eines Kampfes überhaupt nichts wahrzunehmen. Ebenso verhält es sich beim Gegenschein eines Wandelsterns mit dem Monde oder eines Fixsterns mit irgendeinem Weltkörper des Sonnensystems. Nur der Mond erreicht gleich den oberen Planeten im Gegenschein zur Sonne sein größtes Licht, als Vollmond. Aber der Wechsel der Lichtgestalten vollzieht sich beim Monde mit so unabänderlich treuer, einfacher Gesetzmäßigkeit, und das Bewegungsspiel zwischen Mond und Sonne verläuft in so harmonischer Stetigkeit, daß es kaum einen feindseligen Eindruck machen kann, wenn sich Sonne und Mond am Himmel gegenübertreten. (So heißt es in „Dichtung und Wahrheit", 13. Buch, 1814: „Man sieht ‚bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter' — so wie es ‚eine sehr angenehme Empfindung ist, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist'.")

Wenn zwei einander gegenüberstehen, so kann das in der menschlichen Welt auch Freundliches und Förderliches bedeuten. Bei den Sternen sieht es nicht immer nach Kampf aus. In Übereinstimmung mit diesem Sachverhalt gilt noch bei den „wissenschaftlichen" Astrologen von heute der Gegenschein *nicht unbedingt* als ungünstig, und man legt sich Theorien zurecht, nach denen er in bestimmten Fällen eine „wenn auch spannungsvolle, so doch fördernde Entsprechung" darstelle. Gleichwohl gilt eine Opposition auch heute noch immer als ausgesprochener „*Kampfaspekt*" und als grundsätzlich ungünstig, während die zweite der beiden als ungünstig geltenden Winkelstellungen, die Quadratur (90°), vielleicht mehr „*Hemmungsaspekt*" sei.

Jawohl, der Geviertschein (die Quadratur) *ist* Hemmungsaspekt, und er ist es immer — für den in solche Stellung zur Sonne gelangenden *Planeten* nämlich. Betrachten wir noch einmal das Bild vom Kampf zwischen Mars und

Mars kinder machen manchen haß
Wissen nit wie / warumb / vnd waß

In Siben hundert acht vnd zwentzig tagen
Mag ich mich durch die wolcken tragen .



Darstellung der „Marskinder" nach Hans Sebald Beham (1500—1550).

Sonne am Morgenhimmel im Jahre 1939 (S. 122). Der Geviertschein ist am 21. März gegeben. Und nicht lange, so muß der Planet in seinem verlangsamten Lauf vollends einhalten und muß umkehren!

★

Wir haben es heute leicht, die offensichtliche Hemmung des fortstrebenden Planeten, die Entwicklung eines Kampfes zwischen ihm und der Sonne, die erhitzende Kraftanstrengung des Planeten in ihrer Harmlosigkeit als rein geometrisch bedingten Schein zu erkennen, dem in der kosmischen Wirklichkeit bei dem betroffenen Planeten gar nichts Tatsächliches entspricht. Unser eigenes Fortschreiten in der Erdbahn zwischen Sonne und Planetenbahn ruft sowohl den trügerischen Schein einer Umkehr des Planeten in seiner Bahn hervor, als auch den ebenso trügerischen Schein von Änderungen seiner Leuchtkraft.

Den Alten waren diese — mühsam genug in Jahrtausenden geistig erkämpften — Einsichten völlig verborgen. Ihnen mußten Geviertschein und Gegenschein als „ungünstige Winkel" erscheinen, denen „auf jeden Fall Kampf und Hemmungen entsprechen". Ihnen mußte der rote Mars als das Gestiern erscheinen, das sich vor allen anderen als hitzig und streitbar, als das Kampfgestirn, auszeichnete. Ganz so, wie es der „wissenschaftliche" Astrologe noch heute wahr haben will:

(Entsprechungen des Mars, nach Frhr. v. Klöckler, Astrologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1927, S. 46 f.)

„Naturprinzip: ‚Motorische Energie'.

Biologisch-physiologisch: Körperwärme, Muskelkraft, männliche Geschlechtsorgane und deren Funktionen.

Pathologisch: Entzündungsvorgänge.

Psychologisch: Energieentfaltung, Impuls, Kampfinstinkt.

Soziologisch: Militär und Polizei, auch Ärzte (früher gleichbedeutend mit Chirurgen).

Personifikation: Ärzte, Soldaten."

Das klingt gelehrt. Aber es ist nichts als ein blindes Nachbeten alter, fehlschlüssiger Systematik, die uns in hundertfach wechselnden, krausen Formen, aber im Kern immer gleich, entgegentritt. Von den Marskindern sagt z. B. Ptolemäus: Der aufgehende Mars erzeugt weißlichrote, schöngroße, kräftige, helläugige, dicht- oder schlichtbehaarte Menschen mit warmtrockenem Temperament; der untergehende Mars macht einfach rote, kleinköpfige, gelbhaarige, unten kahle, glatthäutige, mittelgroße Leute mit mehr trockenem Temperament. Bei günstiger Gestirnung werden sie edle, mutige, geldliebende Herren, die viel ertragen können, stark und wagemutig jeder Gefahr entgegentreten; sie sind unbeugsam rücksichtslose Herrscher- und Führernaturen. Bei ungünstiger Gestirnung werden sie roh, rebellisch, blutdürstig, raubgierige Raufbolde, voller Jähzorn, Haß und Gottesverachtung. — Die Berufe, die die Marskinder zu erwarten haben, sind (nach Vettius Valens): Feuerarbeiter, Schmiede, Handwerker, Schwerarbeiter, Jäger, Soldaten vom gemeinen Söldling bis zum großen Heerführer. — Die Krank-

heiten, die Mars als „heißes" Gestirn auslöst, stimmen nach der alten astrologischen Medizin mit den von der Sonne bewirkten überein; die Marskranken sind in Erregung und Fieber, gerötet und gleichsam brennend, ungebärdig, gierig nach Wasser, Wein und unzeitigem kaltem Bad; immer in Streit und durch Wortwechsel mit allen verfeindet; Herzkrankheiten, Aderverkalkung und Gicht sind die ihnen besonders drohenden Leiden. — Wenn Mars die Stunde regiert, so wird man (nach Karl Brandler-Pracht, 1920) „z. B. mit Vorteil Waffen oder schneidende oder stechende eiserne Instrumente einkaufen"; denn die „Marsenergien" beeinflussen hauptsächlich „alle irdischen Äußerungen, Handlungen und Dinge, die mit Eisen oder Feuer, mit Leidenschaften, Gewalt usw. in Zusammenhang stehen" (Tattwische und astrale Einflüsse, S. 16).

Wie einst, so heute: Wesen und Schicksale der martialischen Menschen und die „Einflüsse" des Marsgestirns werden in Einklang gedacht mit dem, was die antike Götterlehre dem Taufpaten des Planeten, dem Kriegsgott Ares (lat. Mars) andichtete. Der wurde so zum Stellvertreter und Nachfolger des alten vorderasiatischen Feuer- und Blitzgottes, des Bringers von Pest und Tod. Der Ursprung der durch die Jahrtausende gleichbleibenden Auffassung vom Charakter des Planeten ist in seiner roten Farbe, der Farbe der Erregung und des Kampfmetalls Eisen, und dem auffallenden Schauspiel seines scheinbaren Oppositionskampfes zu finden.

Vorabdruck aus dem demnächst im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, erscheinenden Werke des Verfassers: Umstrittenes Weltbild (1. Teil: Astrologie, 2. Teil: Entartete Wissenschaft vom Weltall). Das Buch erstrebt zweierlei: es beleuchtet die Astrologie, die Welteislehre und andere, in geozentrische Betrachtungsweise zurückführende „Reformweltbilder" vom Weltbilde der normalen Induktion aus, d. h. von dem einzigen fruchtbaren wissenschaftlichen Standpunkte. Darüber hinaus wendet der Verfasser aber sein besonderes Augenmerk darauf, die verschiedenen, von Laien so viel umstrittenen Lehren von ihren Entstehungsvoraussetzungen her geschichtlich und psychologisch verständlich zu machen. Im Falle der Astrologie, bei der ein solcher Weg hier zum ersten Male folgerecht beschritten und zu Ende gegangen wird, führt das zu Durchblicken durch die gesamte geistesgeschichtliche Entwicklung, über die Gestirnreligionen zurück bis ins Willkürweltbild völlig naturabhängig lebender Menschheit frühester Kulturstufen.

Die Schriftleitung.

Aus dem Alltag der Antike*

V.

Am anderen Morgen nach dem Diner erhob man sich wieder zur täglichen Arbeit, zeitig, ehe die Hitze zu arg wurde. Die römischen Bauern sollen bald nach Mitternacht aufgestanden sein. Nachts lag man damals und während des Mittelalters nackt im Bett. Schlafanzüge waren unbekannt. Morgens schlüpften Männer und Frauen in ihr Hemd, ihren Chiton oder Kattun. Mehr zog man im Hause nicht an. Für die Straße warf man sich ein Plaid über, eine Decke oder Toga, die im arabischen Burnus fortlebt, und wenn es kalt war, zog man darüber eine mantilla mit oder ohne Kapuze. Bei uns entspricht der Toga noch der Talar. Statt der Knöpfe hatte man Sicherheitsnadeln. Die Schneider verdienten nicht viel, zumal die Mode nicht so wechselte wie heute. Man trug Sandalen; in der Stadt, im Dienst und auf Reisen gern den aestivalis, den leichten Sommerschuh (von lat. aestas = der Sommer), den stivale oder Stiefel. Auch dies haben die Alten schon gewußt, daß man mit Nägeln unter der Sohle auf unwegsamem Gelände besser auftritt. Römische „Bergstiefel" kann man in der Saalburg sehen. Wer jeden Schritt, den er tat, unter glückhafte Zeichen stellen wollte, trug unter der Fußsohle das A und das O, den ersten und den letzten Buchstaben des griechischen Alphabets, und dazwischen das Hakenkreuz, das Sonnenzeichen, dessen indischer Name suastika „Wohlsein" bedeutet. Das Ganze hieß also: „Alles Gute vom ersten bis zum letzten Schritt." In den weichen Sand der Parkwege drückte der Schreitende diesen Glücksstempel ein. Wer in einem Park spazierte, konnte aber auch, im Sande eingedrückt durch die Sohlen eines zierlichen weiblichen Schuhes, das verheißende Wort lesen „akoluthei", d. h. „folge mir"! Wer dieser Spur nachging, machte bald eine galante Bekanntschaft.

Der Mann sah ebensogut aus wie die Frau in dem ungeteilt, aber faltenreich herabfließenden, weißen oder buntfarbigen, bei Vornehmeren purpurverbrämten Obergewand, dessen malerischen Reiz uns so viele Statuen offenbaren. Nur die Frau hat heute dies einheitliche Kleid bewahrt mit seinen Falten und Farben. Der Mann hat die Hose der Barbaren angezogen. Sie stammt von den Kelten und Germanen. Hosentragen galt in Rom als unsittlich und unästhetisch. Mit Recht. Man stelle sich Götter in Bügelfalten vor. Die Kaiser setzten Landesverweisung auf Hosentragen. Erst als die Soldaten der germanischen Provinzen sich unaufhörlich erkälteten, erlaubte ihnen ein Armeebefehl, zum Hemd Kniehosen unter dem Panzer anzulegen. Noch Karl der Große legte, wenn er als römischer Kaiser auftrat, seine Frankenhose ab und zog die zeremonielle Toga an.

Mit der Hose und der Jacke fehlten der Antike Tasche und leider auch Taschentuch. Wollte Marcus oder Quintus zahlen oder sich etwas notieren, so zog er

---

* Siehe „Deutsche Rundschau", Juni-, Juli-, August- und Septemberheft 1938.

Geldbeutel oder Wachstafel aus den Falten des Gewandes. Weder Herr noch Dame schleppten sich mit Paketen. Den Knaben trugen Diener die Schulmappe nach. Gegen die Sonne ist der Südländer meist nicht empfindlich. Wer sie dennoch scheute, nahm einen Sonnenschirm, eine umbrella, mit. Bei Regenwetter blieb man lieber zu Hause. Wenn es regnete, führte man keinen Krieg.

Wohl gewaschen, rasiert, frisiert, gut gekleidet und gefrühstückt ging dann jedermann an sein G e s c h ä f t. Die Griechen und Römer haben die Arbeit nicht gescheut. Gewiß war den römischen Senatoren der Handel verboten. Dafür verwalteten sie als Richter, Finanzräte, Polizeidirektoren, Obersten usw. staatliche Ämter. Gewiß haben Plato und andere Athener von altem Adel, die ererbtes Vermögen besaßen, n u r das Leben für die Polis und für die Erkenntnis, das schöne Denken und klare Reden — selbst eigenhändiges Schreiben vermied man in diesen Kreisen, die meisten antiken Schriftsteller haben diktiert — als eines freien Mannes würdig bezeichnet. Gewiß haben die Junker Homers nur gejagt und Sport getrieben und den göttlichen Dulder Odysseus verhöhnt, der „bloß" Kaufmann zu sein schien. Aber daneben standen weite, für uns, die wir zuviel von politischen und philosophischen Menschen hören, nicht immer recht greifbare Kreise, die das Gefüge der antiken Volkswirtschaft im Gange hielten.

Gerade die Angriffe der Gegenseite beweisen ihre Bedeutung. Der erzkonservative Possendichter Aristophanes hat Sokrates als einen „Arbeiter" — er war seines Zeichens Bildhauer, und die bildenden Künstler zählten nicht zur guten Gesellschaft — verachtet und den Politiker Kleon lächerlich gemacht, weil sein Vater eine Gerberei besaß. Andere Griechen dachten anders. Sowohl der Dichter Hesiod wie der Staatsmann Perikles haben gesagt: „A r b e i t s c h ä n d e t n i c h t, wohl aber Nichtstun!" Als Lysias, der freilich kein Vollbürger war, durch Zusammenbruch seiner väterlichen Firma („Schilde en gros") sein Vermögen verlor, wurde er schnell entschlossen Advokat. Er hatte großen Erfolg. Seine Sprache ist noch heute den Griechen vorbildlich. Noch später war das konventionelle Vorurteil gegen gewerbliche Arbeit so groß, daß der Historiker Plutarch sich ängstlich bemüht, einen seiner Helden von dem Makel zu reinigen, der Sohn eines Fabrikbesitzers gewesen zu sein. Die verfeinerte Kultur der Alten brauchte tausend fleißige Hände. Unzählige verdienten sich zu Alexandria, Athen, Kapua, Köln durch Arbeit in der Fabrik ihr Brot. In Griechenland und Unteritalien gab es Zentren der Vasenerzeugung, die im Wettbewerb um den Kunden immer neue und schönere Sorten herausbrachten. Groß war in vornehmen Häusern die Nachfrage nach verzierten Möbeln aus Holz und Metall, nach schön gearbeitetem, silbernem Tafelgeschirr, nach edel geformten Lampen und anderem Hausgerät aus glänzender Bronze, nach den z. T. noch heute unübertroffenen Erzeugnissen der Goldschmiedekunst.

Alle diese Erfordernisse eines gepflegten Lebens brachten reichen Verdienst. Der Arbeitslohn eines ausgezeichneten Silberarbeiters betrug in Rom das Fünfzehn- bis Achtzehnfache des Metallwerts. Mommsen, der das „Verschwendung" nennt, rechnet aus, daß ein römischer Konsul für ein Paar schöner silberner Becher über „siebentausend Taler" bezahlte. Auch Arminius, der ja

römischer Offizier war, soll ein künstlerisches, silbernes Tafelservice besessen haben. Überall wurden auf Straßen und in Gärten Statuen aufgestellt, die Häuser und Zimmer waren mit Fresken geziert. Die Alten liebten keine grauen Wände. Das gab den Bildhauern und Malern – auch die Tempel und Statuen strahlten ja in buntesten Farben – ständig zu tun. Die Stubenmaler von Pompeji haben Erstaunliches geleistet. Aus dem griechischen Ägypten kennen wir nicht weniger als 179 Berufe des Alltagslebens, darunter einen Milchmann, einen Obersteuermann, eine Kellnerin, die übrigens verpflichtet war, zerschlagenes Geschirr zu ersetzen. Das Königliche Postamt zu Oxyrrynchos im Fayum beschäftigte 44 Briefträger und einen Eilboten zu Kamel.

Die Völker der alten Welt, die Babylonier, Ägypter, Karthager, Inder, Griechen, Römer waren kühne Kaufleute. H a n d e l war höher geachtet als Gewerbe, weil man ihn unter die geistigen Berufe rechnete. Das Risiko der Seefahrt war groß. Piraten lauerten dem Kauffahrer auf. Aber gleichzeitig lockte der Gewinn. Man arbeitete mit geliehenem Geld. Ein Indienfahrer bekam Kredit vom römischen Kapitalisten, um daheim Ausfuhrware anzukaufen. Vom Erlös seiner Ladung erwarb er in Kalikut oder Malabar Gewürz und Seiden, die auf dem römischen Markt mit hundertprozentigem Gewinn verkauft wurden. Der Pharao von Ägypten aus griechischem Stamm war ein wirtschaftlicher Großunternehmer ähnlich wie der Alte Fritz oder Leopold von Belgien. Er war besonders durch sein Papiermonopol der reichste Mann der Welt. Später rissen die römischen Kapitalisten den Welthandel an sich. Deswegen trieb ihr mächtiger Einfluß die Staatsleitung dahin, die karthagische und griechische Konkurrenz in langjährigen Kriegen zu vernichten. Aus einem Bauern- wurden die Römer ein Handelsvolk. Bald klagte man in Rom darüber, daß die Jungen nicht zu Hause blieben. Die trieben sich als Geschäftsreisende und Vermittler von Kapital in den Provinzen ums Mittelmeer herum. So wurden die großen römischen Vermögen erworben. Einfache Leute, Freigelassene wurden reich. Fremde Händler kamen nach Rom, wo es etwas abzusetzen gab.

Wer sein Geld nicht bei sich zu Hause in der Truhe aufbewahren wollte, vertraute es einem B a n k i e r an. Die ältesten Bankiers waren die Priester. In den Tempeln bewahrte jeder gern seinen Schatz auf, denn sein Depot stand dort unter Gottes Schutz. Aus Hinterlegungen und Schenkungen strömte in manchen Tempeln ein großer Reichtum an Gold und Silber zusammen, den die kapitalkräftigen Priester gegen Zins dem Bedürftigen ausliehen. Doch gab es auch weltliche Privatbankiers wie das bekannte Haus Igibi in Babylon. In Ägypten war in jedem Dorf eine Filiale der Reichsbank oder einer Privatbank. Der Bauer lieferte seinen Weizen in die königlichen Getreidemagazine und erhielt darüber eine schriftliche Anweisung, die er an der Kasse der Bank in Landesmünze einwechseln, mit der er aber auch kaufen und zahlen konnte, da sie wie bares Geld genommen wurde. Auch die Griechen und Römer kannten die bargeldlose Zahlung. Wenn ein Herr zu seiner Freundin, die sich ein neues

Kleid kaufen will, sagt, leider habe er sein bares Geld gerade ausgegeben, so erwidert sie lächelnd: „Nun, dann schreibe mir einen Scheck aus.“

Anfangs wurden von den Bankiers für den Handel abgewogene größere und kleinere Barren aus Edelmetall hergestellt und mit dem Stempel der Firma versehen, die damit für Gewicht und Gehalt bürgte. An die Stelle des Bankiers trat seit dem 6. oder 7. Jahrhundert v. Chr., zuerst in Kreta, dann in Lydien und Hellas, der Staat, indem er sein Zeichen oder Wappen dem Metallstück aufdrückte. Dabei ist es bis heute geblieben. Unsere Münzen sind nichts als abgestempelte Gewichte. Auch das Wort „Mark“ bezeichnet ein Gewicht, ebenso wie die italienische Lira (= libra), das englische Pfund, der spanische Peso. Wenn der Staat einem Stück Metall einen bestimmten Wert verleiht, indem er ihm das geheiligte Zeichen seiner Macht aufdrückt, so beruht die Kaufkraft des Stückes weniger auf dem Gehalt des Metalls als auf dem Ansehen des Staates. Er kann auch minderwertiges Metall mit höherem Kurs ausstatten. Neben guten silbernen Denaren gab die römische Regierung kupferne, mit Silber plattiert, heraus, die ebensoviel galten wie jene, weil sie auch an der Staatskasse z. B. für Abgaben genommen werden mußten. Von hier aus war der Schritt nicht weit zur Banknote, d. h. zu einem „dem Stoff nach wertlosen Zeichengeld“, wie es Karthago, das „London der alten Welt“, vielleicht auch schon Babylon, gekannt hat.

Die intensive Arbeitsleistung der Antike beruhte auf schöpferischen Herren und fähigen Dienern. Gracchus, Sulla, Cäsar, Augustus und ihre Nachfolger haben von ihrem Kabinett aus ein Weltreich regiert. Es waren hochbegabte, napoleonische Naturen, aber sie hatten auch hilfreiche Hände und Köpfe zur Verfügung. Sie waren umgeben von den zahlreichen, zuverlässigen Sklaven und Freigelassenen ihres Hauswesens. Die Sklaven und Freigelassenen ersetzten die Beamten, Angestellten, Arbeiter der Gegenwart. Man darf sie durchaus nicht alle in einen Topf werfen, es gab auch da Menschen in gehobener, geachteter, einflußreicher Stellung neben solchen, die ein gedrücktes, ärmliches Dasein führten. Wo es in der Verwaltung einen Vertrauensposten zu besetzen gab, nahm Cäsar stets einen Sklaven. Die Kaiser haben das Reich gerettet und zusammengehalten, indem sie durch ihre überparteiliche, internationale und humane Verwaltung die Gegensätze der Klassen und Provinzen überbrückten. Ihre Helfer waren gewandte, kluge Menschen niedriger Herkunft, zum Teil Griechen oder Orientalen. Sie saßen in den Amtsstellen, wo man den alten Adel nicht gebrauchen konnte, weil er der monarchischen Ordnung widerstrebte. Sie erst haben die von oben geordnete, zentralisierte Verwaltung des Kaiserreichs geschaffen, wobei freilich die schöne Freiheit der Antike verlorenging.

Einer aus ihren Kreisen, ein Sklavensproß aus Illyrien, Diokletian, hat, diese Entwicklung des Altertums zum Gipfel führend, den straff durchorganisierten Beamtenstaat der Spätantike errichtet. Seine Einrichtungen haben in Byzanz und an der römischen Kurie weitergelebt. Die von Sklaven und Freigelassenen aufgebaute und bediente Bureaukratie des Altertums ist das Vorbild gewesen für die staatlichen Schöpfungen der größten Könige der Neuzeit.

Rundschau

Ungeklärte Verhältnisse. Dem befreiten Aufatmen der vom Kriege bedrohten Völker ist nach der Zusammenkunft der vier leitenden Staatsmänner der europäischen Großmächte in München bei den Politikern nicht überall die gleiche Freude gefolgt. Im Gegenteil macht sich in einigen Ländern eine ausgesprochene malaise fühlbar, und die Widerstände gegen die Politik der Ministerpräsidenten in England und Frankreich sind nicht zu übersehen und gering zu achten. Die Bereitschaft zum Frieden spricht sich in den westlichen Ländern in erster Linie in erneuter Rüstung von bisher nicht gekanntem Ausmaß aus. Man hat vom Deutschen Reiche gelernt, daß nur d e r seinen Willen zum Frieden wirksam durchsetzen kann in der heutigen Welt, der über eine achtunggebietende Rüstung verfügt, zu deren Einsatz er auch entschlossen ist, wenn die Lebensinteressen seines Volkes es verlangen. Die Völker aber halten an dem Glauben fest, daß ein dauerhafter europäischer Frieden geschaffen werden k a n n, auch wenn noch so viele Probleme der Lösung harren: die spanische Frage ist nicht liquidiert, die italienisch-englisch-französischen Beziehungen harren noch der Regelung und die polnisch-ungarischen Ansprüche an die Tschechoslowakei, die mitten in einer völligen Umwandlung begriffen ist, sind noch nicht befriedigt. — Die Palästinafrage dürfte nicht lange mehr eine bedeutsame Rolle spielen, da nunmehr die Engländer mit aller Energie daran gehen, mit Waffengewalt die Ruhe im Lande wiederherzustellen unter Einsatz starker Kräfte. — Heute ist noch nicht abzusehen, wie die Besetzung Kantons und Hankaus durch die Japaner sich nach der kampflosen Räumung durch die Chinesen auswirken wird. Trotz anderslautender Nachrichten erscheint die moralische Widerstandskraft des chinesischen Volkes unter Führung seines Marschalls nicht gebrochen. Aber die englische Unruhe wächst, da hinter Kanton und Hongkong Singapore erscheint. Die militärische Schwächung der Sowjet-Armee durch das Abschießen militärischer Führer am laufenden Band und ihr „Versagen" in der Bündnispflicht gegenüber der Tschecho-Slowakei machen es nicht wahrscheinlich, daß im Fernen Osten sowjetrussische Kräfte zum Einsatz kommen. Aber weder in Asien noch in Europa kann man auch nur mit angenäherter Genauigkeit voraussagen, welche Richtung das politische Geschehen aus der jetzigen Ungeklärtheit heraus nehmen wird, um so weniger als Überraschungen keineswegs ausgeschlossen sind.

„Die erste Etappe." In England und in den Vereinigten Staaten verfolgt man die Auseinandersetzung in Ostasien mit steigender Sorge. In Amerika wird gegenüber der machtpolitischen Unmöglichkeit, Japan in seinem Vorhaben zu stören, von seiten zahlreicher Politiker verlangt, daß die Vereinigten Staaten sich überhaupt machtpolitisch zurückziehen, ihre Handelsposition friedlich bewahren, aber ihre Kriegsschiffe und Landungstruppen nach Hause rufen sollten. In England wagt sich ein gleiches Verlangen erst langsam und nur schüchtern hervor, weil es durch Rücksichten auf die Dominien und die Kronkolonie gehemmt wird. Aber in beiden Staatsgebilden, dem Britischen Empire wie dem Machtbereich der

Vereinigten Staaten, melden sich Stimmen, daß China nicht einmal das Endziel der japanischen Politik ist, ja, daß selbst gegen die weiterreichenden pazifischen Ziele Japans wenig zu wollen sein werde. Eine Zeitlang haben die beiden angelsächsischen Mächte die kontinentale westliche und nordwestliche Festlegung Japans nach dem Ziel und den Plänen seines Heeres begrüßt und geglaubt, sie werde auf Jahre hin die maritim-pazifischen Ausdehnungsabsichten der Marine nach dem Süden zu verdrängen, auf so lange Jahre hinaus, bis die angelsächsischen Mächte gerüstet sein würden, solchen Bestrebungen kraftvoll entgegentreten zu können. Ein amerikanischer Journalist, Willard Price – nicht zu verwechseln mit dem bekannten englischen Journalisten Ward Price – bemüht sich eifrig, die angelsächsischen Länder von diesem Irrwahn zu kurieren. Er hat in einem Buche: „The South Sea Adventure" die neuen Aufgaben und Ziele Japans in Mikronesien umschrieben. Er weitet jene Gedankengänge jetzt in einem neuen Buche: „Japan's New Horizons" aus. China, so sagt er ganz eindeutig und klar, ist „nur die erste Etappe". Was kann der ohnmächtige Völkerbund in Genf tun, wenn Japan auch nach seinem Austritt und der Lösung der letzten Bindungen zu Genf Mikronesien, das frühere Mandatsgebiet, behält, dessen 2550 Inseln zwar nur 836 Quadratmeilen groß sind, das aber ein Meer von 1300 Meilen Längs- und 2700 Meilen Westausdehnung beherrscht? Für Japan sind seine eigenen pazifischen Besitzungen, die holländischen Kolonien, Australasien, die Philippinen, Siam und die englischen Gebiete vorstellungsmäßig eine Einheit. Und nach der „Etappe China" muß Japans wirtschaftliche Durchdringung dort mit Macht einsetzen. Schon heute hat Mikronesien mehr Japaner zu Einwohnern als Eingeborene. Schon heute sind mehr als 80 Prozent des Kleinhandels auf den Philippinen in japanischen Händen. „Japan hat bis jetzt kein Zeichen territorialen Interesses an den Philippinen gegeben, aber seine Studenten der Militärgeographie müssen die strategische Wichtigkeit der Inseln erkennen ..." Der das schreibt und die Umrisse kommender – japanischer! – Entwicklungen hier wie in Australien, in Siam, in Indien und den malaischen Staaten vorsichtig abtastet, ist ein projapanischer Amerikaner. Seine Bücher werden von dem sehr angesehenen japanischen Verlag der Hokuseido Preß in englischer Sprache verbreitet. Japan, Mandschukuo und China werden da schon als eine Einheit mit dem gesamten pazifischen Gebiet behandelt: der japanische Lebensraum! Das sind die „neuen Horizonte", um die es sich handelt. Es wird für viele angelsächsische Politiker und Wirtschaftler schwer sein, sich in diese Horizonte einzudenken und einzuleben. Hinter dem japanisch-chinesischen Kriege steigen da neue Gefahrenquellen auf. „Die Südwärtsbewegung Japans wird durch den Chinakrieg mehr gefördert als aufgehalten!" So sagt der Amerikaner, der, wie man auch über ihn selber denken mag, doch sicher die Gedankengänge der Führer Japans richtig wiedergibt.

Vater unser, der Du bist im Himmel ... In den Wochen der schweren Krise sind auch durch unsere illustrierten Zeitungen vielfach Bilder englischer Herkunft gegangen, auf denen kniende Menschen beiderlei Geschlechtes im Gebet

photographiert waren. In den angelsächsischen Ländern denkt man, wie ja u. a. auch die amerikanischen Filme es beweisen, offenbar naiver über die Grenzen, die der Photographie und Reportage durch die menschliche Scham gesetzt sind. Es wird aber auch bei uns in jenen Tagen an entsprechenden Szenen nicht gemangelt haben, in den Gotteshäusern und vielleicht mehr noch im „Kämmerlein" wahrer christlicher Einsamkeit. Szenen schlichten natürlichen Gottesanrufes; daneben jedoch auch solche eines echt deutschen, in letzte Gründlichkeit und Redlichkeit vorgetriebenen Ringens mit Gott, bei dem es nur dazu kam, daß „der Gedanke vor Gott auf den Knien gelegen", eine Gebärde indessen nicht mehr mit voller innerer Wahrhaftigkeit zu erfüllen gewesen wäre. Ist es doch als die notwendige Folge einer langen, bis in die Renaissance zurückgehenden und gerade vom deutschen Geiste am kompromißlosesten geführten Entwicklung zu betrachten, wenn uns Heutigen so oft Äußerlichkeit und Innerlichkeit, Sinne und Seele dermaßen auseinandergefallen erscheinen, daß sie auch durch die Brücke des symbolischen, metaphorischen, gleichnishaften Denkens nicht mehr aneinander gebunden werden können. Das große Gebet der Christenheit verdeutlicht diesen Prozeß wohl am besten. Nicht nur, daß einigen das Vaterunser im sinnenhaften, gebärdeumrankten Sprechen schwer mehr von den Lippen will; es kommt ihnen auch nicht mehr so recht über die „Lippen des Gedankens", wo eben dieselbe Denkkraft noch nun einmal eine unabweisbar scheinende Weltkonzeption geschaffen hat, in der der Gottheit ja gerade der „Himmel" genommen wurde.

Andererseits verlangte es aber einen schlechterdings unmöglichen und zerstörerischen Akt akrobatischer Reflexion, das Vaterunser zum „nach innen gewendeten" Himmel zu sprechen mit dem Bewußtsein seines „lediglich metaphorischen" Wortlautes. Mit anderen Worten: die Zukunft unserer Religion scheint doch schon wesentlich intimer mit den Gestalten und Ergebnissen der auf das Äußerliche gerichteten Wissenschaft verkoppelt, als es einer bequemen Sphärentrennung beider Welten liebsam sein möchte. Wir können heute auch nicht einmal zum „Gebet des Gedankens" zurückgeführt werden, wenn nicht derselbe Gedanke innerhalb seiner Welt Sauberkeit und Ordnung geschaffen hat. Ein Prozeß der Jahrhunderte und des allgemeinen Geistes freilich, an dem jeder Einzelne von uns nur bruchstückhaften Anteil hat im Negativen wie im Positiven, der im ganzen sich aber doch gerade in unserer Zeit wieder stärker zum Positiven, zur Wiedergeburt gesunden, das Denken bestehenden Glaubens hinneigt. So hat sich in vorderster Linie die epochemachende „Umweltlehre" des Hamburger Biologen Jakob von Uexküll auf nur wenig verschlungenem Wege zu einem gerade durch ihre speziellen Ansatzpunkte wirksameren Verteidiger einzelner christlicher Grundhaltungen gemacht, denn irgendeine andere naturwissenschaftliche Disziplin oder Persönlichkeit unserer Tage. Jakob von Uexküll hat kürzlich unter dem Titel „Der unsterbliche Geist in der Natur" einen Aufriß seiner Umweltlehre in anmutiger Gesprächsform herausgegeben, der uns für die oben aufgegriffenen Fragen in aller Beiläufigkeit die ganz konkrete, sozusagen einzige Lösung zu geben scheint. In dieser Schrift heißt es an einer Stelle: „Man hat immer behauptet, es sei, seit Giordano Bruno die Himmelskuppel zerschlagen habe, sinnlos geworden, das

Vaterunser zu beten. Dieser Einwurf trifft nur den Vorstellungsraum, aber nicht den Anschauungsraum. Denn wo könnte Gott als reiner Geist eher zu finden sein, als in der ewigen Stille des Raumlosen und Gestaltlosen jenseits der blauen Himmelskuppel ..." – „Anschauungsraum" und „Vorstellungsraum", diese fundamentale Begriffsunterscheidung der Umweltlehre enthält somit den Schlüssel, der uns über die gebotenen Vorzimmer und Zwischenstufen des Gedankens zuletzt das konkrete Allerheiligste unserer Religion wieder zu öffnen vermag. Der Himmel über uns, zu dem sich jede religiöse Gebärde und jeder religiöse Gedanke nun einmal, wenn sie nicht pervertiert werden sollen, richten müssen, scheidet sich in der Konsequenz des Denkens in einen ewig gleichen, von der Religion aber zu keinen Zeiten „gemeinten" Raum des Auges, jenseits dessen die Wissenschaft ihre wechselnden „Vorstellungen" seiner nicht mehr mit den Sinnen faßbaren Gestaltung aufbauen mag. Diese werden indessen doch immer nur prolongierende „Vorstellungen" bleiben, ohne die evidente Wirklichkeit der Anschauung einerseits und mit einer auch jenseits von ihnen, dabei aber nicht im „raumlosen" Innern lokalisierten Sphäre des Geistes andererseits. Damit aber hat Gott den Himmel zurückerobert und, wenn es einmal so weit kommen sollte, daß wir überhaupt „wieder beten" können, dann braucht es kein Rückfall in Kindlichkeit mehr zu sein, Blick und Gedanke nach oben, in den Kosmos und zugleich über ihn hinaus zu wenden; gegen jene beiden tiefsten Erschütterungen des Gemüts, die für Immanuel Kant, den großen deutschen Rationalisten, noch nach innen und außen geschieden und in seinem Gottesbegriff aufs Innere akzentuiert waren, die aber in Wahrheit ein und dasselbe sind.

Zum 70. Geburtstage August Wewelers. Am 20. Oktober feierte der Westfalenkomponist August Weweler, heute in Essen/Ruhr, seinen 70. Geburtstag. Da immer mehr Werke von ihm an die Öffentlichkeit kommen, von der er 40 Jahre lang fast ganz abgeriegelt worden ist, so mag es dem deutschen Musikhörer und dem Berufenen überlassen bleiben, Weweler den Platz in der Kunst anzuweisen, der ihm gebührt. Hier sei von dem Menschen Weweler, dem Dichter, Wissenschaftler und Philosophen berichtet. Seine Kampfschrift „Ave musica" zeigt die seltene Vereinigung von ästhetischer Klarheit, Erkenntnistheorie und unerschrockenem Humor, seinem besonderen Westfalenerbteil. Ein berühmter Erfolgskomponist machte bei einer Begegnung mit Weweler eine geringschätzige Bemerkung, als er hörte, Weweler lebe seit Jahrzehnten in Detmold. „Herr St.", parierte der mit Landoiswitz, „in Detmold klingt der verminderte Septimenakkord genau so wie bei Ihnen." Ein besonderes Sprachgefühl und Gestaltungsvermögen hat Weweler zum Dichter gemacht; wieviel Heimatgefühl in seiner Lyrik, welch behaglicher, zarter und zupackender Humor in seinen heiteren Liedern! Der Musiker Weweler ist – seltene Vielseitigkeit! – aus sich heraus Kenner der Philosophie, mit der er sich – auch hier ein eigener Kopf – kritisch und forschend auseinandersetzt. Daneben ist er ein sattelfester Naturwissenschaftler und Physiker. Gewiß erfordert die Beherrschung der Fugenkunst eine gewisse mathematische Uranlage, doch es dürfte unalltäglich sein, wenn Weweler, dessen Oratorium „Die Sündflut" auf Grund eines sehr eigenen dichterischen Welt-

bildes ein Chor- und Orchesterfugenwerk von der Großräumigkeit der alten niederländischen Tonsetzer darstellt, zu seiner Erholung oft stundenlang Integral- und Differentialrechnungen löst. Dies gibt mittelbar seiner Lyrik und Dramatik einen spezifischen Gehalt. Der Mann, der einmal spottete: „Den Versfuß wenden viele an, damit der Blödsinn laufen kann", ist allem Gebrauchsdichtertum enthoben. Bezeichnend, daß er seine eigenen Strophen „Das Märchen geht um" viele Jahre für unkomponierbar hielt, bis ihm die Inspiration eine – mathematisch gesprochen – doppelte Lösung eingab. Er selbst faßte einmal den kategorischen Imperativ in die Worte, die seine Persönlichkeit deutlich machen: „Mich drängten höhere Gewalten Zum Tönen, Singen und Gestalten. Sie hegt' ich treulich in der Brust: Wohl dem, der tat, was er gemußt! Der hat – und blieb er ungenannt – Den Endzweck allen Seins erkannt!"

Ernst Barlach †. Achtundsechzigjährig ist er gestorben; das riesige Atelier am Inselsee vor Güstrow hat seinen Herrn verloren. Eine der umstrittensten Gestalten ist mit dem dichtenden Bildhauer dahingegangen, einer von denen, vor deren Werk man nur zu deutlich die Kluft erlebte, die sich schicksalsmäßig zwischen der Kunst und der Allgemeinheit auftun mußte. Immer tiefer waren gerade die Reichsten hinabgestiegen in die Schächte der Seele; sie versuchten aus Bezirken zu wirken, die für die große Gemeinschaft der Betrachtenden und Hörenden noch stumm waren, stumm sein mußten. Der Dichter Barlach ging in seinen Dramen hinab in Regionen des Dunkels, in denen anderen noch schauderte; er war im Reich der „Mütter" zu Hause, das der Welt wohlweislich verschlossen bleiben muß. Er spürte selbst die Belastung des Lebens, die er von dort mit heraufbrachte: nicht umsonst hat er immer wieder versucht, als Plastiker seine schweren Gebilde zum Schweben, zum Überwinden noch der eignen Last zu bringen. Dieser Mann aus dem Holsteinischen hatte eine mehr als niederdeutsche Schwere: auf ihm lastete aller Spuk des Lebens, und eine Welt der Gespenster war um ihn, der er mutig mit seiner Kraft der Form zu begegnen suchte. Er machte es sich nicht leicht: er bekämpfte sein Reich des Dunkels nicht mit dem Vorbau hellerer Welten: er suchte es so unmittelbar wie möglich selbst zu zeigen. Er flüchtete nicht hinter die Schönheit, sondern versuchte, sie aus den inneren Wirklichkeiten der gestalteten Mächte wachsen zu lassen. Das gelang nicht immer: die Aufgabe war sehr schwer und das Überzeugen der anderen noch viel schwerer. Was E. T. A. Hoffmann einmal von sich gesagt hat: „Ich habe zu viel Wirklichkeit" – das galt im übertragenen Sinne auch für Ernst Barlach. Die Welt erschrak vor der Last seiner inneren Wirklichkeit, wenn er ihr in seinen Dramen und Bildwerken zumutete, sie mitzutragen: sie lehnte sich auf – von ihrem Standpunkt mit Recht. Barlach mußte ein Zeitschicksal tragen, das überpersönlich war: die Kunst seiner Generation war in seinem Werk, in dem Stehrs und mancher anderen bis über die Grenzen hinaus vorgedrungen, die den Bereich des Gemeinsamen noch für lange hinaus abschließen. Seine Tiefe und Schwere waren nur seine und die ganz weniger, ebenso vom Schicksal Belasteter: so war die Isoliertheit dira necessitas. An Barlach und den Menschen seiner Art wurde die Zeitwende sichtbar, in die Kunst, Dichtung, Wissenschaft seit ein paar Jahrzehnten eingetreten sind.

WILLY KRAMP

Die Fischer von Lissau

Roman

(1. Fortsetzung)

Als Bernhard Gey an der Tür des Aressauer Schlosses zweimal die Glocke gezogen hatte, öffnete ihm eine hochgewachsene junge Magd, in der er die Tochter des verstorbenen Fischmeisters Matheit aus dem Kirchdorf Poraithen erkannte.

„Seit wann bist du hier im Dienst, Kind?" fragte er freundlich. Doch ehe das überraschte Mädchen dem gar zu hoch und fremd vor ihr stehenden Fischer antworten konnte, ertönte aus einem Gemach oberhalb der gewundenen Flurstiege eine scharfe Männerstimme: „Lina! Wer ist denn da, zum Henker?" – Und eine sanftere, dunkle Frauenstimme fügte hinzu: „Warum kommst du nicht, Lina?"

Nachdem das Mädchen Namen und Anliegen des Fremden erfahren hatte, stieg es ruhig wieder die Treppe hinan. Man hörte den Baron entrüstet fragen: „Heute? Am Sonntag? Ist er vom Gut?" – Aber es mochte doch etwas in dem Gebaren des Mädchens auf das Besondere des Besuchers hindeuten, so daß nach einer kurzen Zeit Gey die Erlaubnis erhielt, einzutreten und der Herrschaft seine Bitte vorzutragen.

Alsbald sah er sich in einem nicht sehr geräumigen, dafür jedoch ungewöhnlich hohen Gemach, an dessen Wänden sich in großer Zahl die Geweihe von Hirschen und Elchen bäumten. Ein ausgestopfter Keilerkopf starrte quer durchs Zimmer auf die dunkelnden Bilder rotgesichtiger, zorniger Herren und schöner Damen mit kalten Blicken und üppig gewährenden Lippen. In einem mächtigen gläsernen Schrank schimmerten im Abendlicht die goldigen Lettern großer Buchrücken, in einem andern starrte der kalte Stahl von Gewehrläufen und nackten Dolchen. Draußen aber, vor den hohen vorhanglosen Fenstern, hoben und senkten sich die breiten Kronen alter Eschen, deren grüner Wall nur in der Mitte ein schmales, von zwei stillragenden Tannen eingefaßtes Tor zum ferne leuchtenden Haff hin öffnete. Auf einem großgeschwungenen, blumigen Sofa ruhte eine blasse, junge Frau mit freundlichen, aber zu tief umschatteten Augen; auf einem hochlehnigen Stuhl am Fenster saß der Baron, ein hagerer Mann von etwas über dreißig Jahren, der einen dünnen, blonden Schnurrbart ungeduldig rechts und links von der Adlernase fortzwirbelte, während er den Eintretenden unfreundlich anherrschte: „Also, was soll's? Wer bist du, wo kommst du her?"

Bernhard Gey, der sich zum Gruß ehrfürchtig verneigt hatte, antwortete, als er den Kopf wieder erhoben hatte, mit einem raschen Aufflackern von Zorn im Blick: „Der Herr Baron ist vielleicht noch zu jung, um so mit mir zu reden, wenn ich auch nur ein schlichter Mann bin."

Der Baron erhob sich, nickte kurz, räusperte sich und fragte mit anderer Stimme: „Also? Was wollen Sie denn?"

„Ich hätte den Herrn Baron gern allein gesprochen", antwortete Gey mit einem

Blick nach dem Sofa hin. Die junge Lina hatte der Baronin geholfen, sich aufzurichten; nun stand sie da und starrte den Mann neugierig an.

Aber die Baronin sagte: „Reden Sie getrost, lieber Mann. Große Geheimnisse werden Sie doch wohl nicht haben, oder?"

„Nein", antwortete er.

So kam es, daß auch Lina Matheit zu ihrem Glück oder Unglück die Rede mit anhörte, die der Fremde hierauf mit lauter, grimmiger Stimme also begann:

„Ich heiße mit Namen Bernhard Gey, von ehrlichen Eltern geboren den 13. März 1840, ich bin achtunddreißig Jahre und zwei Monate alt. Ehe ich den Ruf erhielt, nach Lissau zu kommen, lebte ich auf der anderen Seite des Haffs und war dort ein Fischer, Stellmacher und Zimmermann. Das Dorf heißt Haffkrug. Acht Jahre lebte ich dort und hatte Weib und Kind, aber vor diesem fuhr ich als Schiffszimmermann zur See und war auch danach noch weit in der Welt mit meinem Handwerk, am Rhein unten und in Frankfurt und in Berlin, wo der König ist und alle Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes. Aber Gott hat mich hierher zurückgeholt und hier behalten, wo ich geboren bin und wo meine Väter geboren sind, die auch ehrliche Fischer waren."

„Na halt, halt mal!" unterbrach der Baron unwillig. – „Wollen Sie hier Geschichten erzählen oder was?"

Aber seine Frau lenkte rasch ein und fragte: „Wer hat Sie denn hierher gerufen? – Verzeih, Albert, ich möchte das noch gerne hören."

Bernhard Gey starrte erst den Baron und dann die Baronin an; sein schöner rötlicher Bart glühte im vergehenden Licht der Sonne so heftig auf, als sei er von dem zornigen Feuer mit in Brand gesteckt, das hinter den Augen des Mannes jetzt sichtbar entglommen war. Als er weitersprach, hatte er den sauber gescheitelten Kopf leicht gesenkt und begleitete seine Worte mit den beiden geballten Fäusten, von denen eine die blaue Schiffermütze umkrampft hielt:

„Wer mich gerufen hat, Frau Baronin? Ei, sind Sie von so hohem Stande und wissen noch nicht, wer den Menschen fortruft aus seinem Haus und aus seiner Freundschaft? Hält mich die Frau Baronin für einen Narren, der das Törichte zum Spaß tut? Ich hatte meine Wirtschaft da drüben wie so leicht keiner. Aber in der Nacht führte mich der Herr ans Haff und sprach: ‚Sieh auf, Bernhard Gey.' Und er zeigte mir das Haff und sein Kreuz darüber. Aber das Kreuz wanderte fort, bis es jenseits des Wassers über dem anderen Ufer stand, über Lissau. Und der Herr sprach zu mir: ‚Dort geh hin.' – Und ich versprach Gehorsam, verkaufte in Eile, was ich nicht mitnehmen konnte. Und dann kam ich hierher, ans ärmere Ufer."

Er atmete schwer auf und strich sich über die Stirn, als erwache er aus einem Traum, in dem ihm Gewalt getan worden sei. Dann schloß er: „So bitte ich den Herrn Baron um ein Stückchen Land, damit ich mir wieder ein Haus bauen kann. Ich will es nicht geschenkt haben, ich will es ehrlich kaufen."

Der Baron sah, plötzlich nachdenklich geworden, in den verstummenden Park hinaus, und nach einer Weile wandte er sich ins Zimmer zurück, freundlicher und gesammelter als zuvor.

„Stellmacher und Zimmermann? Darüber ließe sich reden. – Aber, was das andere betrifft, sollte Gott wirklich einen seßhaften Mann so mir nichts dir nichts von seinem Hause und seiner Arbeit ins Unbekannte fortrufen? Wie? Gibt es dergleichen?"

„Er tut es oft", antwortete Gey.

„Wirklich? Woher wissen Sie das?"

„Es steht in der Bibel."

„Ach so . . .", sagte der Baron, etwas enttäuscht, und sah wieder nach draußen. – „Wenn es aber nicht in der Bibel stünde, woher wüßten Sie es dann?"

„Ich habe den Herrn Jesus mit seiner eigenen Stimme reden hören", antwortete Gey in lautem, erbittertem Tone. „Glaubt der Herr Baron, daß der Sohn Gottes lügt? Er zeigte mir" – – –

„Na j – ja, schon gut. Aber das war doch nur ein Traum, Sie Mann Gottes?"

Da starrte Gey den Baron mit weitaufgerissenen Augen an: „Traum, Traum! Wenn Gott selbst zu dir spricht, das soll ein Traum sein?"

„Also kein Traum, gut!" sagte der Baron. – „Kein Traum. Das ändert die Sache natürlich. Ich verstehe jetzt."

Aber er verstand in Wahrheit durchaus nicht. Sondern er hatte nur beschlossen, das Gespräch so rasch wie möglich zu beenden, weil er auf dem Gesicht seiner Frau den Ausdruck jener schwärmerischen Erregung wahrnahm, die wie der Schatten ihrer Krankheit in letzter Zeit ihr wahres Wesen zu verzerren und zu verdunkeln begonnen hatte.

Doch es war zu spät, denn nun war der törichte Funke bereits nicht nur in der Baronin, sondern auch in diesem finsteren, ungebärdigen Fremdling lodernd aufgefahren, und der Baron hielt es deshalb für klüger, die Flamme, die er mit Gewalt doch nicht mehr hätte löschen, wohl aber zu heftigerer Wirkung reizen können, durch freundlichen Spott in ihrer Wurzel zu ersticken. Er lächelte leise, um auch auf diese Weise durchblicken zu lassen, daß er selbst den Gegenstand des Gesprächs nicht ganz so ernst nähme wie sein Besucher, und fuhr fort: „Wozu lebten wir schließlich am Frischen Haff, nicht wahr, wenn wir nicht unsere Träume für Wirklichkeit halten dürften? – Nein, was ich vorhin meinte, war nur dies. Wenn ich heute einen Baum einpflanze, hier auf meiner Besitzung in Aressau, und nach einer Zeit ist er endlich festgewachsen, so reiße ich ihn doch nicht ohne Grund wieder aus und setze ihn anderswo ein, verstehen Sie? Na, es ist nicht so wichtig."

Aber Gey verstand wohl noch immer nicht. Er antwortete laut: „Ein Baum ist kein Mensch, und der Herr Baron ist nicht der liebe Gott. Darum kann der Herr Baron auch nicht ausreißen, wo und was er will. Gott aber kann tun nach seinem Gefallen. Er führte mich ans Haff und sprach: ‚Ausreißen, ja ausreißen will ich dich aus diesem Ufer mit deinem ganzen sündigen Wesen und will dich hinüberführen übers Wasser unter mein Kreuz. Ich will dich ausreißen aus allen deinen Lastern, aus Zorn, Eitelkeit, Hurerei, Ehebruch, Trunksucht, Totschlag'" –

„Hören Sie auf!" rief hier die Baronin und sank entsetzt zurück; eine tiefe wehmütige Enttäuschung malte sich in ihren Zügen. Der Baron aber, der seinen

Blick während der neuerlichen Bekenntnisse Geys unwillig in den dunkelnden Park hatte hinabschweifen lassen, wandte sich mit einem Ruck seiner langen, hageren Gestalt ins Zimmer zurück und sagte kalt und herablassend: „Kommen Sie morgen früh wieder. Ich will mir die Sache wegen Ihres Grundstücks durch den Kopf gehen lassen. – Zimmermann sind Sie?"

„Jawohl . . ." stotterte Gey, hart aus seiner Rede gerissen.

„Gut. Vielleicht kann ich Sie brauchen. – Aber jetzt gehen Sie. Lina, bring den Mann zur Tür!"

Er hob die Hand zum Ausgang. Der arme Gey aber stand noch immer wie angewurzelt da, sah verstört und hilflos lächelnd wie ein gescholtenes Kind, das den Grund für seine Bestrafung nicht zu erkennen vermag, bald auf den Baron, bald auf die Frauen und brachte nichts hervor. Seine Mütze wanderte ruhelos aus einer Faust in die andere.

Und nun war es wohl wieder die Baronin, die Mitleid mit dem Gedemütigten empfand; denn ob ihr gleich ein Schauder übers Herz gelaufen war angesichts solcher Enthüllung einer wilden, unheimlichen Mannesseele, so wurde sie, die Landfremde, doch zugleich um so stärker von dem schwärmerischen Verlangen bewegt, nur noch tiefer in das Innere eines der Menschen zu sehen, in deren Gemeinschaft sie seit ihrer Heirat lebte. Darum wandte sie sich jetzt auch fürbittend an ihren Mann und rief laut aus: „Wir dürfen ihn trotz allem nicht von uns stoßen, Albert. Er ist einem inneren Rufe gefolgt. Er ist hierher gekommen, um den Leuten in ihrer Not zu helfen, um ihnen ein Licht in ihre Finsternis zu bringen."

Aber die Arme, wie übertrieb sie gleich wieder alles in ihrem guten Willen! Bernhard Gey starrte sie in kläglichem Erstaunen an und platzte grob heraus: „Was soll das heißen, den Leuten helfen, ich? – Ih – ich wäre viel lieber in Haffkrug drüben geblieben, wo mich jeder kennt und wo ich zu Hause bin. Man ist ja doch kein Narr, der das Dumme zum Spaß tut."

„Nein", sagte die Baronin streng. „Aber Sie sind ein Mensch, der sich seiner Laster rühmt. Dazu ein Wüterich, der sich nicht in der Gewalt hat."

In Geys Gesicht zuckte es, sein Bart bebte. Er nickte lebhaft, wie befreit: „Jawohl, Frau Baronin. Das ist die Wahrheit."

„Aber nicht nur das!" fuhr sie voll heiligen Zornes fort. – „Sondern Sie scheinen überdies tatsächlich dem Trunk ergeben oder wollen Sie leugnen?"

„Frau Baronin", antwortete Gey. „Hier trinken alle."

„Danach habe ich nicht gefragt und das ist auch keine Entschuldigung!" wies sie ihn errötend zurecht. – „Aber ich will Ihnen eins sagen und das merken Sie sich: vom Trinken ist noch nie das geringste Gute gekommen. Wer trinkt, der schlägt auch seine Frau."

„Und wie!" bestätigte er. „Immer schichtauf, schichtab."

Hier mußte der Baron kurz auflachen. Die Baronin warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte: „Du lachst, Albert. Aber ich finde es unendlich traurig. – Wenn ihr keine Menschen sein wollt, du lieber Himmel, so schlagt euch doch gleich richtig tot, alle miteinander!"

„Dafür bin ich Zeuge", nickte Gey traurig. „So wie ich hier stehe."

„Wofür sind Sie Zeuge?" fragte die Baronin verwirrt.

Er antwortete: „Ich war betrunken und ehebrüchig, da schlug ich mein eigenes Kind tot."

Es wurde ganz still im Zimmer. Das letzte Licht war von den Wänden auf den tiefroten Teppich herabgesunken, dort leuchtete es wie warmes Blut. Die goldigen Lettern auf den Rücken der Bücher blinkten nicht mehr, nur die Dolche und Gewehre im Schrank hatten noch ihren stumpfen, tückischen Glanz. Gespenstisch stach der ausgestopfte Keilerkopf seine weißen, spitzen Hauer in die Dämmerung, als sinne er auch im Tode noch auf böse Rache.

Erst nach einer langen Weile stammelte die Baronin: „Was sagen Sie da? Sind Sie bei Sinnen?"

Gey wagte nicht aufzusehen. Seine linke Hand hatte in den Bart gegriffen und krampfte sich zitternd darin fest.

„Ich sag's, wie's ist", murmelte er.

Der Baron blickte mit besorgter Miene auf seine Frau und danach auf das Mädchen Lina, das aus weitoffenen Augen auf Gey starrte und die Lippen bewegte, sobald dieser redete.

„So sprechen Sie doch!" entrang es sich endlich der Baronin.

Da erzählte Gey, widerwillig murmelnd, seine zweite Geschichte: „Es war vor vier Jahren, Klein-Else hieß das Kind. Es saß vor dem Herd in der Küche und spielte mit trockenen Spänen, meine Frau war nicht im Hause. Das Kind hatte kleine Späne zum Anheizen aufgesammelt, die steckte es in den Herd, wie es von der Mutter oft gesehen hatte. Ja, kurz und gut. Als es nun sieht, daß die Späne lichterloh brennen, denkt es, das ist lustig, und wirft immer mehr Späne ins Feuer, so daß es hell aus dem Loch herausschlägt. Nun denkt das Kind in seinem Unverstand: Das Feuer ist zu groß da drinnen, ich will ein wenig herausnehmen. Nimmt also ein Holz und zerrt das Feuer aus dem Herd auf den Boden herab. Dort liegen die anderen Späne, und es wird alles zu Feuer. Als ich eintrat, hatten schon die Gardinen am Küchenspind zu knistern angefangen. Auch war es gerade der Tag, als mich der Fischmeister mit den jungen Fischen gefaßt hatte, die wir nicht behalten dürfen. — — Es war dein Vater, Lina."

Jetzt erst hob er langsam den Blick und sah Lina an. Als er bemerkte, daß sie Mitleid mit ihm hatte, sprach er nur noch zu ihr. Ihre Blicke saugten sich ineinander fest.

„Ich hatte mich geärgert über die Strafe, die mir dein Vater versprochen hatte, und ich hatte getrunken bei der Schifferwirtin in Poraithen. Ich sah, daß das Feuer im Gange war und dachte: Nun brennt mir das Aas auch noch mein Haus ab. Wäre die Frau dagewesen, es wäre alles über ihren Hals gekommen, ohnedies schon hatte ich eine Wut auf sie, weil sie mich tags zuvor der lustigen Wirtin wegen einen Ehebrecher genannt hatte. Aber nun sah ich nur das Kind und sah Rauch und blutigen Nebel vor meinen Augen. Ich wollte ja das Kind nur aus dem Wege stoßen, aber weil ich so zornig und betrunken war, hab' ich es wohl geschlagen. Auf den Kopf muß ich es getroffen haben, es war noch zart und ungeschickt mit seinen fünf Jahren und hatte sich wohl zu fest an mich geklammert in

seiner Angst. Das war der Zorn, mein schlimmstes Laster. Ich wollte das Böse nicht tun, aber ich hab' es doch getan, ach Gott. – Als ich nun das Feuer zerstampft und gelöscht hatte, sagt meine Frau zu mir: ‚Was um des Himmels willen hast du mit dem Kinde gemacht? Es ist tot.' – Das ist nicht wahr! sage ich. Red' keine Dummheit! – ‚Komm her und sieh selbst!' antwortet sie und schlägt mir gleich lang hin vor Angst und Traurigkeit. Und wahrhaftig, da liegt es, mein Elschen, das liebe Marjellchen. Hat das Gesichtchen verzogen und ist mausetot. War auch nicht wieder lebendig zu kriegen, soviel ich auch stand und es mir bewunderte, daß ich ein Mörder war. Ich hatte es so lieb" – – –

„Kamen Sie ins Gefängnis?" fragte die Baronin.

„Ins Gefängnis? – Seine Beinchen und Fingerchen waren ja noch ungeschickt, aber es lachte immer, wenn ich nach Hause kam, und wenn es mich ansah mit seinen hellen Löckchen ... Äugchen, wollt' ich sagen, und mir den Bart streichelte mit den kleinen Händchen, das war noch ein bißchen Frieden für mich. Ja. – Nun ist es unter der Erde für meine Unzucht, aber damals hat mir Gott zum erstenmal seinen Donner ins Herz geschlagen, und ich wußte gleich, er kommt wieder, er kommt wieder."

„Wurden Sie nicht verurteilt?" fragte die Baronin.

„Was? Ja, ich kam ins Gefängnis, und als ich wieder nach Hause durfte, war ich wohl ruhiger geworden als vordem. Auch trank ich weniger und war ein anderer Mensch, und alle sagten: ‚Nimm es dir nicht so zu Herzen, Bernhard, du hast Unglück gehabt, dasselbe kann jedem von uns auch zustoßen.' Ich arbeitete auch für zwei, daran fehlte es nicht, wir kamen vorwärts. Aber meine Frau hat seitdem Angst vor mir. Sie sagt es mir nicht und erzieht meine Söhne zum Gehorsam gegen den Vater, auch ist sie selbst folgsam und gut, ich brauche sie nie zu schlagen. Aber sie fürchtet mich, weil ich ihr erstes Kind im Zorn umgebracht hab'. Ach, ich brauchte sie nur anzusehen all die Jahre, und ich wußte, der Herr kommt wieder, der Herr kommt wieder. Und er ist wiedergekommen."

Während dieser ganzen langen Rede hatte Geys von Tränen verhangener Blick immer nur in dem der jungen Lina geruht, gleich als beichte er allein vor ihr. Der Baron aber hatte schon lange beobachtet, wie der traurige Blick des Mannes und der hingegebene des Mädchens ineinander ertranken, und nun wurde es ihm wohl zuviel. Vielleicht war hinter Geys Traurigkeit auch schon ein neues Feuer leise aufgeflammt, denn ob Lina gleich nicht schön war mit ihren zu großen Schultern und den feuerroten Wangen und Lippen, so schien es doch, als sprühten ihre kalten Augen, ihre breite Stirn, ja selbst ihr kleiner gewölbter Mund, ihre Brüste und Hüften ein zornig forderndes Leben aus, ein kraftvolles, wenngleich töricht unbewußtes Leben ohne Freude und Zärtlichkeit, das einen Mann gleichwohl hart angreifen konnte; der Baron wußte davon.

So schritt er nach einer kurzen Weile Schweigens unvermittelt zur Tür, öffnete sie und sagte: „Kommen Sie endlich! – Meine Frau verträgt solches Reden nicht. Sie ist krank."

„Ja, ja – – – ich weiß – – – ich sollte ja erst schon – – –" stotterte Gey. Zusammen gingen sie die Treppe hinab, ohne ein weiteres Wort.

Als jedoch der Baron hinter dem Besucher eigenhändig die große Tür geschlossen hatte und sich zurückwandte, um die Treppe wieder hinanzusteigen, da stand Lina Matheit dicht hinter ihm, so als wolle auch sie gleich zur Tür hinauslaufen. Sie atmete ungeduldig und hatte ein zornig verändertes Gesicht, senkte aber sofort den Blick, als ihr Herr sie fragend ansah.

„Was ist, Lina?" fragte er. „Was willst du?"

„Nichts, gnädiger Herr", antwortete sie und blickte an ihm vorbei zur Tür.

„Hat die Frau Baronin dich heruntergeschickt?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Und warum? Was willst du noch?" fragte er weiter.

Es war, als könne er nicht von dem Mädchen loskommen, das so plötzlich vor ihm stand — demütig und doch nicht demütig, die Magd und doch die Stärkere mit ihrem törichten, schwimmenden Blick; ihr dunkles Haar glänzte, ihr sauberer Scheitel leuchtete und duftete. So nahe war sie dem Baron noch nie gekommen; auf einmal schien sie ihm einem Schwanenweibchen zu gleichen in der Art, wie sie hinter ihrer kalten Sanftmut wilde Gefährlichkeit verbarg.

„Ich sollte die Tür schließen", sagte sie.

„So. Na, das habe ich nun schon selbst getan, Kind. — Also geh wieder hinauf und hilf der Frau Baronin. Oder braucht sie dich nicht?"

„Nein, gnädiger Herr."

„Gut. Ich wünsche aber, daß du sonst nach Möglichkeit um sie bleibst. Sie ist sehr krank, du weißt ja. Kümmere dich nur um sie, um nichts anderes, verstanden? — Was ist dir, warum weinst du denn?"

„Ich weine nicht", sagte sie und hob die breiten Hände zum Gesicht empor, als wolle sie es bedecken. Aber dann bedeckte sie das Gesicht nicht, sondern starrte zwischen den hochgehaltenen Händen ihren Herrn erstaunt an. Ihr Blick war kühl und wasserhell wie das Haff am frühen Sommermorgen.

„Doch, du hast Tränen in den Augen", sagte er mit etwas schwankender Stimme. — „Hier, wisch sie fort."

Sie nahm sein Taschentuch und führte es an die Augen. Aber immer noch leugnete sie erstaunt und trotzig: „Nein, Herr, ich weine nicht . . ."

Es sah aus, als wolle er selbst ihr jetzt die Augen trocknen; doch dann nahm er ihr nur das Tuch wieder ab und sagte: „Hat dich der Mann da zum Weinen gebracht? Es war dumm, daß wir ihn so viel reden ließen. Ich fürchte, die Baronin wird schlecht schlafen, es hat sie ganz durcheinandergebracht. — Kanntest du den Mann schon?"

„Nein. Doch, ich sah ihn einmal mit meinem Vater zusammen."

„So. Wohl damals, als er deinen Vater mit den Fischen betrügen wollte?"

Sie senkte wieder den Kopf und gab keine Antwort.

„Ah? Na, es geht mich nichts an. — Aber was ich noch fragen wollte, wie alt bist du jetzt, Lina?"

„Achtzehn, gnädiger Herr."

„Achtzehn. Sieh an . . . Hast du . . . schon einen Liebsten? Haha, nun erschrickt das dumme Mädchen. Ich meine nur . . . weil dein Vater tot ist und . . . kurz und

gut, du wirst deiner Mutter ja keine Schande machen wollen. Der Mann, der eben hier war, könnte gerne und gut dein Vater sein, außerdem ist er verheiratet, wie du wohl gehört hast. Wenn ich ihm Land und Arbeit gebe" — — —

Er hielt inne, denn in Linas Augen, die sich bei der Erinnerung an Vater und Mutter nun wirklich mit Tränen gefüllt hatten, leuchtete es kurz auf — einen flüchtigen Augenblick nur, so als wenn ein rascher Sonnenglanz aufs Haff niederzuckt. Dann war sie wieder gleichgültig und abweisend.

„Du hast doch gehört, er will Land?" fuhr der Baron fort, mit einem schnellen Blick die Treppe hinauf. — „Soll ich ihm welches geben? Ich habe genug."

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr", flüsterte sie. „Mir gehört doch das Land nicht ..."

Die Antwort ärgerte den Baron, aber er konnte noch immer nicht Schluß machen. Sie war ihm zu nahe; das Schwanenweibchen mit seinem unberührten, üppigen, leuchtenden Gefieder ...

„Was hast du nur, Kind?" begann er noch einmal. „Wärest du lieber bei deiner Mutter geblieben, bist du nicht gerne bei uns?"

Sie antwortete nicht mehr. Still und stumm stand sie da wie ein Baum im Frühjahr und als habe sie keinen Willen. Ihr Atem ging ruhig und langsam, man sah, wie er ihre breite Brust leise hob und senkte. Eine so große, mütterliche Gestalt und welch ein ungebärdiges, dumpfes Herz!

Da riß sich der Baron im letzten Augenblick von ihr zurück und sagte heiser: „Geh schlafen."

Als er zu seiner Frau zurückkehrte, fragte sie ihn: „Hast du mit Lina gesprochen?"

„Ja", antwortete er. „Ein paar Worte."

„Das ist recht", sagte sie lächelnd. „Sie bangt sich nach Hause, ich kenne das. Man muß gut zu ihr sein. — Wo bleibt sie übrigens?"

Der Baron antwortete nicht. Er hörte unten die Türe gehen und dachte: Ob sie ihm wirklich nachläuft? Aber er ließ sich nichts anmerken und wandte sich auch sogleich wieder liebevoll seiner Frau zu, als diese ihn fragte: „Wie hast du entschieden wegen des Grundstückes?"

„Ich weiß noch nicht", gab er zur Antwort. „Man hat es in unserer Familie nicht gern gesehen, wenn dergleichen Propheten ihr Wesen in den Dörfern trieben. Aber ich weiß wirklich nicht. Für einen Zimmermann und Stellmacher hätte ich viel Arbeit."

„Ach ja?" antwortete sie und sah ihn unruhig an.

Dann blieben sie eine Weile still. Der Mann spürte plötzlich ein Schuldgefühl in sich aufsteigen; er kam zu seiner Frau und zog sie an sich, schweigend sahen sie durch die leeren hohen Fenster in den Abendhimmel hinaus, der über den schlummernden Kronen der Eschen schon langsam starr wurde wie feines, lichtes Glas.

Später, da sie sich gelegt hatte und der Baron bei ihr saß und ihre Hand hielt, wurde sie ruhiger, obwohl sie auch jetzt noch viel sprach.

„Lina hat mir erzählt, daß deine Vorfahren hier auf Aressau beim Volke übel beleumdet waren. Ist das wahr?"

„Ach Lina, Lina – was der einfällt! Die hier waren, sind gar nicht meine unmittelbaren Vorfahren gewesen. Es geht mich nichts an, was sie getrieben haben. Genug, daß ich der rechtmäßige Erbe bin."

„Wenn es aber wahr ist, daß Onkel Winfried die Leute um ihr bißchen Land gebracht hat?"

„Es ist nicht wahr. Woher willst du denn das wissen?"

„Die Fischer unten am Haff leben nicht wie Menschen", sagte die Baronin traurig. „Sie haben kein Land, nichts haben sie, und ihre Häuser – – o Gott! Sie werden uns nicht lieben, Albert."

„Das werden sie in keinem Falle, Juliana. Auch dann nicht, wenn wir ihnen Gutes erweisen. Am besten ist es schon, sich auf nichts einzulassen. Sie wollen es gar nicht besser."

„Meinst du? Aber du bist noch so jung, vielleicht glückt es dir nur nicht recht mit den Leuten. Ich verstehe ja nichts davon."

„Laß es dir eine Lehre sein, wie dieser Mann heute abend deine Güte lohnte."

„Das ist etwas anderes, Albert. – Davon verstehst nun wiederum du nichts", sagte sie.

„Warum soll ich davon nichts verstehen? Aber wie du meinst. Schlafe jetzt nur."

„Weil du nicht glaubst, daß es einen Gott gibt, der den Menschen bei Namen rufen kann. Oder glaubst du es?"

„Solche aufgeregten Trunkenbolde, die ein schlechtes Gewissen haben, die kann er vielleicht rufen!"

„Ich habe nicht danach gefragt, Liebster, ob er Trunkenbolde ruft", sagte sie ernst. „Sondern danach, ob er überhaupt ruft – – aber verzeih, ich wußte deine Antwort im voraus. – Albert!"

„Ja?"

„Gib dem Manne das Grundstück. Gib ihm alles, was er braucht. Frag mich nicht, warum."

„Meinst du?" antwortete er unsicher. „Aber es ist ein heißes Eisen. Ich werde mich vielleicht daran verbrennen."

„Wenn du auch nicht daran glaubst, tu es um meinetwillen. Gib ihm, was er braucht!"

„Es ist ein heißes Eisen", murmelte er wieder.

Und später, schon halb im Schlaf, flüsterte sie noch: „Mein Armer, Lieber! Ist es schwer?"

Er wußte nicht, wovon sie sprach. Aber wieder stieg ein Gefühl bitterer Schuld in ihm auf, er dachte an die große Liebe, die einst in seinem Herzen gewohnt hatte, und er sagte ihr ins Ohr: „Ich habe dich sehr lieb. Dich allein. – Laß uns Lina fortschicken!"

Da erst begriff sie, was ihn quälte. Sie lächelte abwesend, drückte leise seine Hand und flüsterte wieder: „Welche Gedanken für einen Edelmann. Ich brauche sie doch und werde sie immer mehr brauchen. Aber wenn du meinst? Sie hat so starke Arme."

Da neigte sich der Mann vor Scham auf ihre Kissen herab und sagte nichts mehr.

Hinter dem hohen Ried, in dem die Enten plärrten und die Frösche quarrten, stand Lina Matheit und spähte nach Geys Boot. Lange Zeit stand sie schon da, mit hochgezogenen Brauen und offenem Munde starrend. Die Wolken, die über das Haff segelten, wurden immer dünner und machten sich so leicht sie konnten, als fürchteten sie ins Haff zu sinken. Als Lina später zum Himmel aufsah, war er gänzlich frei von Wolken. Gerade über ihr riß der Sternenlöwe seinen gewaltigen Rachen empor; aber er war im Traum, seine Glieder gehorchten ihm nicht zum Sprung.

3.

Am anderen Morgen erhielt Bernhard Gey reichlich, worum er gebeten hatte. Der Baron selbst ging mit dem Kämmerer hin und ließ das Grundstück vermessen; es lag nicht so tief unten an der Bucht wie die anderen Häuser von Lissau, aber doch nahe genug am Wasser auch für einen Fischer. Für den Bau des Hauses wurde Gey die Hilfe des Gutsmaurers zugesagt, dafür sollte er später auf dem Hofe angemessene Stellmacher- und Zimmererdienste leisten. Der Baron war fest und freundlich bei allen Abmachungen, er stellte Gey sogar ein paar Morgen Gutsland für Roggen und Kartoffeln in Aussicht, falls er sich bewähre und den Lissauern ein Beispiel gäbe. Aber sie sprachen nun, da es klarer Tag war, nicht mehr in der gestrigen Art miteinander und hielten guten Abstand.

Hierauf ging Gey frohen Herzens erst zu den Seinen ins Boot und danach zu den Perbandts. Vor ihrem Hause blieb er stehen und maß mit dem Auge, wie hart das Wasser bei seinem letzten Besuch nach Stein und Balken gegriffen hatte. Oswald Perbandt trat in die Türe, und als der Fremde ihm zurief: „Das wird dir bei kleinem noch die ganze Wand ausschälen!" da nickte er, preßte gramvoll die schweren bartlosen Lippen aufeinander, stellte sich neben Gey und betrachtete traurig sein Haus, das hier am Rande des Wassers lag wie ein plumpes, krustiges Seetier, das sich zerrissen und entkräftet vor seinen Widersachern aufs Land geflüchtet hatte, um auf dem fremden Element kläglich zu verenden; später war dann auf seinem versteinerten Rücken dickes Moos gewachsen. Aber immer noch schlug das Haff mit zornigen Klauen nach dem armen Kadaver.

Da sie in die Küche traten, blickte ihnen vom Herde aus mit zornig aufgerissenen Eulenaugen die alte Perbandt entgegen; als sie Gey erkannte, entsann sie sich der gestrigen Kränkung und begann alsbald ein wüstes Schelten, ohne daß ihre Hände jedoch einen Augenblick abließen, fleißig die noch springenden und zuckenden Fische in ihrem Schoße zu schuppen. Oswald schrie ihr ein lautes Wort entgegen, dann trat er zu der Erschrockenen heran und legte ihr die Hand auf den dünnen schmutziggrauen Scheitel. Da flossen Tränen aus den toten Augen der alten Frau, sie sah wie ein Kind zu dem Sohne auf, und ihr Mund bewegte sich rastlos weiter, ohne daß jedoch ein Laut hörbar wurde. Oswald wandte sich zu dem Besucher zurück und sagte so laut, als wäre die Mutter nicht zugegen:

„Sie hat Mann und Tochter am gleichen Tage draußen gelassen. Seitdem redet sie böse, aber ihr Herz weiß nichts davon."

Die Alte nickte bestätigend und fuhr, als sei sie ermuntert worden, um so eifriger fort, ihre unhörbaren Worte aus dem zahnlosen Munde hervorzusprudeln; von Zeit zu Zeit vollführte sie eine drohende oder beteuernde Gebärde mit der gelblichen, zerknitterten Hand, die das Schabmesser hielt.

Später, als die Männer einander ihre Namen genannt und sich gehörig betrachtet hatten, sagte Gey: „Ich muß euch noch danken, daß ihr die Meinen wolltet bei euch nachtbleiben lassen. Wenn sie fürs erste zu dir kommen könnten, wäre es mir lieb, Perbandt. Denn ich muß noch hinüber nach Haffkrug, Werkzeug und Hausrat und alles Nötige holen."

Oswald nickte. Die Alte aber wurde wieder laut, sie sprang mit einem Satz auf und rannte aus der Küche in die Stube, wo sie sich fluchend zu schaffen machte. — „Sie ist nicht böse", sagte der Sohn. „Sie freut sich."

Als sie danach wieder hinaustraten, bat Gey: „Kannst du nicht mit mir fahren und laden helfen, mir auch später beim Bau zur Hand sein? Ich könnte dir dafür dein Haus und Dach in Ordnung bringen, auch ein neues Boot verstehe ich zu bauen, wenn es nottut. Komm mit, du sollst es nicht bereuen."

Oswald sagte nicht ja, nicht nein; aber sie luden gemeinsam das Boot aus, stellten das mitgebrachte Hausgut in der fast leeren Scheune der Perbandts unter und machten hierauf das Schifflein fertig, um nach Haffkrug zu fahren und das Restliche zu holen. Geys Frau sollte zusammen mit der alten Olga Würmer suchen und noch vor Abend Oswalds Angeln bestecken; denn dieser hatte, wie die meisten Lissauer, nur ein Ruderboot, mit dem er nicht weit hinaus konnte; er legte abends die Angeln aus und holte sie frühmorgens zwischen zwei und drei wieder ein. Wenn er und die andern aber im Sommer mit dem Netz auf Aale fischten, so mußten sie das niedrige Garn — viele Stunden lang durchs brusttiefe Uferwasser watend — auf dem Grunde entlang ziehen, weil die Aale sich ganz unten am Boden halten. Sie fischten dann meist zu vieren, manchmal halfen auch Frauen; einer hielt den Netzsack, zwei andere führten das Netz zu beiden Seiten voran, der vierte aber zog das Boot hinter dem Garnsack her. So arbeiteten sie sich in einer Breite von mehr als fünfzig Metern mühsam vorwärts, denn das Netz war schwer auch ohne Fische. Es war oft ohne Fische.

Bernhard Gey ließ sich Perbandts Boot zeigen. — „Wollen wir nicht zusammen fischen?" fragte er später. „Auf meiner Sieke könnten wir weit hinausfahren, bis Elbing und Frauenburg. Ich kenne das Haff."

„Ich kenne das Haff auch", antwortete Oswald Perbandt. „Ich spare auf ein eigenes Boot."

Jedermann in Lissau wußte, daß Oswald Perbandt von einem eigenen großen Keitel mit Kabine und zwei Segeln träumte. Er arbeitete wie ein Pferd, oft schlief er im Sommer nicht länger als drei Stunden und ging mit den Fischen, die er in der Nacht gefangen hatte, täglich drei Stunden hin und drei zurück nach Königsberg. Er kehrte nirgends ein, er rauchte nicht Pfeife und kaute auch keinen Tabak. Er war der einzige, der vor sechs Jahren, als es den Fischern so

hart erging, sein letztes Land nicht an den damaligen Gutsherrn verkauft hatte wie alle anderen, die damit die Not doch nicht wirklich gewendet hatten. Die beiden Perbandts konnten hungern und dennoch arbeiten; jeder Nagel in ihrem Hause war eine Nacht ohne Ruhe, jeder Schritt Ackerland ein Tag ohne Sattessen, jedes Huhn und jedes Ferkel in ihrem Stall ein Winter trocken Brot. Jedermann in Lissau wußte das, darum nannte man die Perbandts auch herzlos und geldgierig; aber in Wahrheit waren sie nur das böse Gewissen der Faulen und Müden, die sich damit herausredeten: „Was sollen wir tun? Uns hat das Unglück gerufen ..."

Die beiden Männer im Boot sprachen nicht viel miteinander, obgleich sie guten Wind und eine leichte Fahrt hatten. Oswald stand vorn für sich allein und sah weit übers Wasser hin, seine großen grauen Augen wurden licht und ruhig wie das sonnenbeschienene Haff selber. Aber er sprach auch jetzt nur, wenn Gey ihn etwas fragte, und seine Antworten waren so kurz und arm, daß es endlich auch Gey zuviel wurde, immer aufs neue mit Fragen in den Jüngeren zu dringen.

Als sie in Haffkrug ihr Schifflein mit Netzen, Angeln, Handwerksgeräten und weiterem Hausgut beladen hatten, fuhren sie nicht gleich wieder zurück; sondern sie kehrten noch hier und dort ein, und überall sagten die Männer und Frauen: „Was dir nur in den Kopf gekommen ist, Bernhard, dich verstehen wir nicht."

Es war ein reiches Dorf. Oswald sah voller Verwunderung die sauberen Häuser und Ställe, Scheunen und Schuppen; er sah auch Geys früheres Haus, seine Werkstatt und seine dreißig Morgen Land, die er jetzt verkauft hatte, und als sie heimwärts fuhren, kam er immer wieder neben Gey ans Steuer, mit einer Frage beladen, die er nicht in Worte kleiden konnte. Endlich, als sie schon nahe an Lissau waren und die Dämmerung die ersten Schleier über Wasser und Land spann, sagte er: „Du bist reich, Bernhard. Du hast alles, was man auf Erden braucht. Du hast ein Haus, ein Schiff, dreißig Morgen Land ..."

„Ja, dies alles hatte ich wohl", antwortete Gey und wartete auf Oswalds Frage. Denn ob dieser gleich jünger war als er selber, hatte er sich als der Schweigende und Gesammeltere doch schon das Recht des ersten Wortes erkauft; allein Oswald bekam die Frage, die ihn quälte, nicht über die Lippen, obwohl sie in seinem verzweifelten Blick deutlich genug geschrieben stand. Als sie an Land gingen, begann er noch einmal: „Ja, du hast alles. Hier sind lauter Arme."

Aber dies war die Frage nicht, und da sie nun nicht ausgesprochen worden war, schlug sie um so schwerer in den armen Mann zurück und machte ihn nur noch stummer denn zuvor, also daß auch Gey in den folgenden Tagen alle überflüssigen Worte zu sparen, das Notwendige aber mit Güte und Bedacht zu sagen suchte. Viel Zeit zum Reden hatten sie ohnehin nicht, denn das Unausgesprochene zwischen ihnen trieb sie zu vermehrter Arbeit an.

Bernhard Gey war groß und sehr stark, er spielte nur mit der Arbeit; selbst große Lasten lagen ihm leicht auf. Aber er brauchte dafür auch reichlich Essen, Trinken und Schlaf. Oswald Perbandt wirkte gegen ihn fast klein, und sein

Körper war weder schwach noch stark, weder häßlich noch so schön wie derjenige Geys. Aber auch er trug Lasten, die schwerer waren als er selber, und obendrein wurde er niemals müde und unlustig, ob er sich gleich mit dem Geringsten an Nahrung zu begnügen verstand. So kam es, daß er auch bei der gemeinsamen Arbeit am Fundament des Hauses, beim Angelnwerfen und bei den anderen Verrichtungen in seiner eigenen Wirtschaft insgeheim der Führende wurde, obwohl er sich in allem und jedem der Erfahrung und größeren Kunst des Gefährten unterordnete.

Sie arbeiteten von früh bis spät und machten in diesen ersten Tagen alles gemeinsam: die Schachtarbeiten am Hause und die Bestellung des Kartoffellandes bis zum Abend, hierauf wurde es Zeit, die von den Frauen besteckten Angeln auszulegen, um sie nach wenigen Stunden Schlafes wieder einzuholen. Auch diese Gemeinsamkeit des Tuns, die sich sogar auf das Treiben der Frauen erstreckte, entsprang nicht bewußter oder gar ausgesprochener Absicht; es kam Gey hart an, sich die Nacht so böse zerreißen und kürzen zu lassen, aber er wußte, daß der jüngere Gefährte bei dem geringsten Wort seinerseits auch das andere Teil der Arbeit noch auf sich genommen haben würde, darum schwieg er. Am zweiten Tage boten sich die Frauen, die alte und die junge, zur Hilfe beim Fischen an, damit jeweils einer der Männer sich von der härteren Tagesarbeit ausruhen könne; aber hier war Bernhard Gey der erste, der nein sagte. Es entging ihm nicht, daß Oswald Perbandt seine Frau Anna hierbei wie auch sonst oftmals fragend und mitleidig anstarrte, als wisse er etwas von ihrem geheimen Kummer. Aber als er später fragte: „Was kränkt dich an meiner Frau, Oswald, daß du sie so ansiehst?" da antwortete Perbandt: „Soll ich sie nicht ansehen? Wenn ich dergleichen eine hätte, die nähme ich auf meine Arme, sieh her, Bernhard, so ... und trüge sie rund ums Haus herum. Immer auf meinen Armen, du, immer rundherum."

Gey schwieg und dachte: Jetzt will ich ihm alles erzählen. Aber er sagte dann nur: „Du wirst auch so eine haben. Eine bessere sogar."

Am gleichen Abend noch, als sie mit allen Vorarbeiten am Hause so weit fertig waren, daß der Maurer kommen konnte, sagte Perbandt, als knüpfe er an Geys Worte an: „Du hast nach meiner Braut gefragt. Komm mit, ich will sie dir zeigen. Und ich will dir noch anderes zeigen in Lissau, so wie du mir Haffkrug gewiesen hast."

Da führte er Bernhard Gey durch die Häuser von Lissau, wie man einen Menschen durch Ställe führt. Und da sahen sie Not und Jammer, Jammer und Not. Die meisten Familien hatten nur eine einzige Stube, darin wohnten Großeltern, Eltern und Kinder beieinander. Perbandt sagte: „Die Kinder sehen alles, was die Großen tun. Wie ein Mensch gezeugt und geboren wird, das sehen sie. Und auch, wie er siecht und stirbt.

Sie kamen zu den Zerulls. Da waren vier Mädchen, die ihnen mit merkwürdig verrenkten Gesichtern und Hälsen gleichgültig entgegenglotzten. „Vier Mädchen", sagte Oswald. „Die Eltern haben ihr Land und ihr Boot versoffen."

Sie kamen zu den Balduhns. Die Jungen, Mann und Frau, waren nicht

zu Hause. Aus einem hinteren Kämmerchen kam eine dürre alte Frau hervor und rief weinerlich: „Kommt endlich jemand, o Gott, kommt endlich jemand?“ Ein alter Mann mit ehrwürdig weißem Bart und Haar drängte die Frau beiseite und näherte sich den Besuchern, er war noch kräftig und hatte ein rotes rundes Gesicht. Als Oswald ihn nach seinem Sohn fragte, lachte er fistelnd auf und schüttelte den Kopf, daß seine fleischigen Backen zitterten. Oswald wandte sich ohne ein Wort ab, und draußen sagte er: „Hast du ihn dir angesehen? Er ist siebzig, aber er warf mit der Axt nach seiner Alten, weil sie ihm nicht mehr zu Willen sein wollte. Hierauf hat er's bei der Schwiegertochter versucht, sein Sohn hat ihn fast totgeschlagen.“

Sie kamen zu den Freudenreichs, da hockte ein Kranz schöner gesunder Kinder um das Bett der Mutter. Auch Erich Freudenreich saß bei seiner kranken Frau, er flickte an einem Garn, und sein alter Vater, ein Mann mit edlem Gesicht und klaren reinen Augen, besteckte die Angeln mit Würmern; ein bitterer, fauler Geruch von Armut und Krankheit ließ den Atem stocken. Die Kranke lächelte nicht mehr, als Oswald zu ihr trat. Nur als eins ihrer Kinder, ein schöner Knabe, sich aus dem Kranz der andern zu ihr aufhob und bat: „Mutterke, sing mi wat, stoah op, Mutterke!“ da wandte sie ihr Gesicht her und streichelte das Kind.

Nach dem Gruß der Männer nahm Erich Freudenreich die Pfeife aus dem Munde, sah mit großem ernsten Blick auf und sagte: „Es kann jetzt jeden Tag und jede Stunde sein, Oswald. Der Krebs hat sich bis ans Herz hochgefressen.“ – Der uralte Mann sah nur einmal von seiner Arbeit auf, als sie ihm beim Hinausgehen die Hand reichten; sein Gesicht war ruhig und friedlich, er sagte mit klarer dünner Stimme: „Dank, Dank. Dank euch, Männer.“

So gingen sie aus einem Haus ins andere, und wo sie nicht Krankheit sahen, da sahen sie Zwietracht; wo sie nicht Zwietracht sahen, sahen sie Angst und Mißmut; wo sie nicht Angst und Mißmut sahen, sahen sie Unzucht und Unordnung. Endlich aber kamen sie zu den Zochs, und Oswald sagte: „Hier wohnt die, die ich heiraten will. Aber sie will mich nicht.“

Sie traten ein, eine Frau von noch nicht vierzig Jahren öffnete ihnen, und hinter ihr drängte sich gleich ein Rudel kleiner Kinder, die sich um den Platz am Rock der Mutter stritten und stießen. Ein schüchternes, beschämtes Lächeln ging über der Frau hübsches, aber tödlich müdes und krankhaft gedunsenes Gesicht, in dem die Augen so ausgelaugt waren, daß sie wie mit wässeriger Milch angefüllt schienen. – „Mine ist nicht zu Hause“, sagte sie gleich und biß sich schuldbewußt auf die Lippen. „Sie ist draußen.“

„Mit wem?“ fragte Oswald. „Mit dem Vater?“

Die Frau antwortete leise: „Nein. Ich weiß nicht. Mit Szameit vielleicht. Ich weiß nicht ...“

Da senkte Oswald tief den Kopf, wandte sich ab und ließ die Frau mit Gey stehen. Alwine Zoch sah den großen fremden Mann mit einem verzerrten Lächeln an, ihre milchigen ausgelaugten Augen füllten sich stärker mit Wasser, da sah sie aus wie eine arme Blinde. Aber schon krochen die kleinen Kinder wütender

zu ihr heran und zerrten an ihr, drehten sie an den Hüften wild in die Stube zurück, daß sie sich ihrem Plärren und Betteln zuwenden mußte.

Oswald sah dem Gefährten mit einem Blick voller Trauer und Scham entgegen, und wieder fühlte Gey: Jetzt muß ich es ihm sagen, alles, mehr als denen auf dem Schloß. Er ist der erste, der es wissen muß. Doch da riß ihn Oswald aus seinen Gedanken, er sprach viel heute abend: „Die Mutter ist sechsunddreißig", sagte er, „sie hat zehn hungrige Kinder. Zuletzt hat sie nicht mehr gebären wollen, davon hat sie sich krank gemacht. Mine ist die älteste, sie ist achtzehn und hat auch schon ein Kind. Willst du es sehen?"

„Wenn es dein Kind ist?" sagte Gey.

„Es ist nicht mein Kind", antwortete Perbandt ohne Bitterkeit. „Aber wenn Mine meine Frau wird, dann ist es mein Kind. Sie hat es von Szameit."

„Wer ist Szameit?"

„Frag mich nicht, wer Szameit ist", antwortete er. „Sie muß los von ihm, er wird sie quälen wie seine Mutter und seine Schwestern und seinen Jungen. Und sie wird ihm unter den Händen verrecken, wie seine erste Frau verreckt ist."

Das war alles, was sie über Szameit sprachen. Bei Sonnenuntergang aber, als sie die Angeln schon im Boot hatten und im Begriff waren, auszufahren, zog Oswald noch einmal die Ruder zu sich und sagte: „Es muß wohl sein, weil sie kein Land haben. Glaubst du nicht auch, Bernhard?"

Gey sah von den Angelschnüren auf und antwortete: „Das Land ist viel, Oswald, aber es ist nicht alles. — Drüben in Haffkrug haben sie Land die Fülle, aber sie haben darum doch keinen Frieden und keine Freudigkeit. Und am Kurischen Haff oben, auf der Nehrung, da fressen sie Fische und Sand, schlimmer als hier in Lissau, aber sie leben einträchtig und haben, was das Herz froh macht. Nein, nein, Oswald, das Land ist viel. Aber es ist nicht alles. Hier könnte es ganz anders mit euch stehen. Hier sind Fische und Kartoffeln und Kinder und viele gesunde Hände sind hier."

Perbandt hatte die ersten Ruderschläge getan, nach einer Zeit hielt er inne und fragte: „Aber was ist es dann, Bernhard? Wenn es nicht das Land ist, was uns fehlt, was ist es dann?"

„Uns fehlt allen das gleiche", antwortete Gey.

Er richtete sich hoch auf und sah Oswald mit einem durchdringenden, forschenden Blick an. Dann griff er sich plötzlich mit der Rechten in den Bart und wandte den Blick ins Weite fort. Und nachdem er hierauf noch eine Weile geschwiegen und den Kopf wie lauschend geneigt hatte, begann er dem neuen Freunde zu erzählen, wie er von Gott bei Namen gerufen worden sei. Er berichtete von allem, was ihm geschehen war, früher und jetzt, aber seine Stimme war dabei ruhiger und freier als vordem auf dem Schloß, denn hier war die Frage getan, die sein Wort befreite.

Während sie sprachen, war die Sonne untergegangen.

Das Boot wiegte sich mit den feinen Ruderwellen sachte über dem zarthellen Haff; die Ränder des Ufers schwankten leise, ja die ganze dunkle Erde hing wie eine Wiege am tiefblauen, samtzarten Nachthimmel, sie wiegte sich sanft zu den

runden, dunklen Flötenlauten der Sprosser. Das Ried stand lange Zeit selig still am Ufer, plötzlich aber brüllte die Moorkuh dumpf und schrecklich auf im Schilf, oder die Himmelsziege meckerte, da rauschten die hohen Gräser alle miteinander seufzend auf und erbebten lange; am Horizont kamen die ersten Sterne hoch, noch jung und blaß, als würden sie soeben erst geboren. Und indem die Männer nun tiefer ins weiße Wasser hineinruderten und Gey dem aufstaunenden Gefährten eindringlicher schilderte, was an ihm geschehen sei, da war es, als gingen sie beide immer weiter von der Erde fort, entschwebten wie Überirdische in den hohen, ewigen Himmel. Die Erde aber, wie sie jetzt, an unsichtbaren Bändern sanft festgehalten, stärker hin und her schwang unter dem herrlichen Firmament, die Erde erschauerte stärker unter der Betörung der tausend Sternengestalten, die sich ihrem jungfräulichen Traum immer näher und stürmischer darboten, je tiefer die Nacht sank: Flammender Drache, gewaltiger Bär, edler Schwan, starker Stier und mutiger Schütze.

Und danach, da nun Oswald Perbandt alles wie ein Verdurstender in sich aufgenommen hatte, schwiegen die Männer und ruderten auch nicht mehr, weil sie inzwischen an der Stelle angelangt waren, wo sie die Angeln auszulegen pflegten. Von den eingezogenen Rudern tropfte das Wasser, ein paar Enten fuhren quäkend auf, und Oswald sagte staunend: „Wenn das wahr ist, Bernhard. Wenn das wahr ist!"

„Es ist wahr", antwortete Gey. „Jedes Wort, das ich zu dir gesprochen habe, ist wahr. Du bist der erste, zu dem ich gesandt bin. – Wenn ich auch da oben schon alles gesagt habe, das war nichts. Das war gegen den Gehorsam. Und die haben mich auch nicht gehört."

Beide sahen sie vom weißen Wasser nach der schwarzen Erde hin wie nach einem fremden Stern, und Perbandt sagte zum drittenmal, nun aber in ganz freudigem, begreifendem Tone: „Wenn das wahr ist, Bernhard!"

Gey senkte den ersten Stab in den Grund hinab, danach ließ er langsam, während der Gefährte wieder zu rudern begann, die Angelleine ablaufen.

Aber mitten in der Arbeit hielt Perbandt noch einmal ein und fragte: „Glaubst du, daß Gott selbst es gewesen ist, derselbe, der Himmel und Erde erschaffen hat? Hat der dich gerufen?"

„Es war Gott der Sohn", antwortete Gey. „Aber der Vater und der Geist waren bei ihm."

„Hat er dir seinen Namen genannt? Wie war seine Stimme?"

„Er hat mir mit lauter Stimme klar und deutlich seinen Namen genannt", sagte Gey.

Oswalds Lippen lösten sich voneinander, als wolle er lachen, er, den man nie fröhlich gesehen! – „Wenn du nicht betrunken warst, dann ist es ein Wunder, ein großes Wunder", erklärte er.

„Ich war seit Jahren nicht mehr betrunken", verwahrte sich Gey. „Gott hat mit seinem Wort Himmel und Erde erschaffen, soll er nicht Gewalt haben, mit einem Menschen zu reden? Glaubst du, daß ich dich anlüge?"

„Nein, nein, nein", sagte Perbandt mit fester Stimme. „Nur – ich habe

Gott noch nie gehört. Meine Mutter betet zur Nacht und liest sonntags in der Schrift, ich auch manchmal. Aber richtig gehört, die Stimme – – so wie du – – Bernhard – – !"

Er starrte lange nachdenklich auf Gey und begann dann plötzlich wieder zu rudern, als sei er froh, sich regen zu dürfen. Nach einer Zeit aber schüttelte er heftig den Kopf, wie er immer tat, wenn er um Worte rang, und erzählte: „Hier vor drei Jahren den einen Tag, am frühen Morgen, kam ich von den Angeln zurück und dachte an dies und an das, auch daran, wie der Herrgott einst die Welt erschaffen hat aus dem Wasser. Und da auf einmal sitzt er selbst vor mir im Boot, an deinem Ende da, ein Mann groß und stark, mit deinen Schultern und deinem Gesicht. Ja. Aber er sah nur immer ins Wasser hinunter und dachte nach und sprach zu sich selbst. Ich dachte, du mußt ihn anrufen und ihm die Not der Fischer klagen, aber er hörte mich nicht, soviel ich auch rief, und anrühren wollte ich ihn nicht. Er sah und sah nur ins Tiefe, so wie du jetzt, ich dachte, vielleicht will er die Welt von vorne anfangen oder was weiß ich, noch einmal das Feste vom Wasser trennen. – Ob es wirklich Gott war, Bernhard, der dich gerufen hat, derselbe einige Gott vom Anfang, der dreieinige? Denn zu mir war er stumm."

„Es gibt nur den einen einzigen Gott, der von Anfang war", antwortete Gey feierlich. „Er hat Himmel und Erde und die ganze Kreatur gemacht, Land und Menschen und Fische und Frauen und Kinder, alles. Er lebt heute noch so wie am Anfang, du hast ihn selbst gesehen. Er kennt dich und mich, und wenn er auch nur zu mir gesprochen hat und zu dir nicht, er kennt dich ganz genau und er hat mich mit seinem Wort zu dir geschickt. Dies ist die reine Wahrheit. – Aber du mußt nicht so schnell rudern, Oswald, du zerreißt die Leine."

Da stieß Oswald Perbandt einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Das, das wollte ich nur wissen. Schon lange, Bernhard." – Er senkte innehaltend tief den Kopf, ein Schauder ging durch seine Schultern, als Gey mit seiner tiefen, dumpfen Stimme wiederholte: „Er lebt. Er vergißt keinen. Verlaß dich auf mein Wort, Oswald. – Aber jetzt hast du wieder ganz mit Rudern aufgehört. Komm, mach voran!"

(Fortsetzung folgt).

Literarische Rundschau

Erzähltes

Gertrud Bäumer erweist in ihrem neuen Roman „Der Berg des Königs" erneut ihre hohe Gabe, mit vornehm-sparsamen Mitteln ohne irgendwelche psychologischen Verzeichnungen oder Gefühlsverkrampfung in führenden Persönlichkeiten eine ganze Zeit in ihrer geschichtlichen Bedingtheit erstehen zu lassen (München, F. Bruckmann). So hat dieses Epos des langobardischen Volkes in ihrer Gestaltung den vollen doppelten Anspruch auf geschichtliche und dichterische Wirklichkeit. Der Größe und Wildheit der Germanenfürsten und ihrer Mannen sowie der königlichen Frauen wird sie ganz gerecht, und unwillkürlich taucht die Erinnerung an das Nibelungenlied auf. In einer zuchtvollen Sprache gibt sie Geschehnisse in grandioser Vision, so wie die Stunde, in der Alboin auf dem Alpengipfel, der ihn erstmalig den Blick ins Land Italia freigibt, die Erscheinung des Erzengels Michael durchlebt. Das ist die Art, wie man germanisches und deutsches Schicksal zum Besitz des Volkes machen kann. — Kraftvoll ist auch das Buch einer andern Frau, Gertrud de Le Fort, „Die Magdeburgische Hochzeit" (Leipzig, Insel-Verlag), das die Freunde ihres Schaffens schon lange erwarteten. Auch sie weiß um den Symbolgehalt von Zeiten und Dingen, und so erleben wir in dem Schicksal einer magdeburgischen Jungfrau deutsches Schicksal überhaupt. Das schwere Geschehen wird schicksalhaft in beiden Lagern deutlich: in dem der zum Untergang, aber durch ihn wieder zum Aufbau bestimmten Stadt, und im Lager Tillys, der in feinster psychologischer Deutung sich zu tragischer deutscher Größe erhebt. — Werner Beumelburg hat in seinem Bemühen, die deutsche Geschichte in großen Abschnitten schriftstellerisch zu gestalten, zwei neue starke Bände vollendet. Das deutsche Geschehen im Zeitalter der Reformation gestaltet sein Buch „Reich und Rom", die Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen das Buch „Der König und die Kaiserin", in dem er den Gegensatz und die innere Beziehung zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen deutet (Oldenburg, Gerhard Stalling. Beide je RM 7,60). Es bedarf schon einer starken und überzeugenden, ja überredenden Kraft, um im Bewußtsein des Lesers bekannte historische Zusammenhänge zurückzudrängen und ihn willig der Wertung des Gestalters folgen zu lassen, die er wählt, um die für ihn feststehende These voll glaubhaft zu machen. — Hans Friedrich Blunck erzählt in seinem neuen Buche „Wolter von Plettenberg" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) den schweren, zuletzt doch siegreichen Kampf des großen Deutschordensmeisters in Livland gegen Iwan den Schrecklichen. Auch hier webt Sage und Legende hinein, die nach Symbolkraft streben, und so erleben wir auch hier ein deutsches Teilschicksal in seiner Sendung und seinem Kampfe. — Hugo Paul Uhlenbusch schreibt eine Teilgeschichte eines der stärksten und interessantesten Staatengebilde des Mittelalters in seinem Roman „Blutrotes Herz Burgund, Johann Ohnefurcht" (Berlin, Verlagshaus Bong & Co.), in dem er Kindheit, Leben und Sterben des bedeutenden Sohnes von Karl dem Kühnen und der Herzogin Margareta, Johanns Sans-Peur gestaltet. Es ist ein eigenartiges Buch, das in eine hohe Sphäre strebt, das nach einem Thema probandum sich ausrichtet und das in einem gesteigerten Stil geschrieben ist, der vielleicht zuerst das Mitgehen nicht ganz einfach macht. Immer Fortissimo spielen, ermüdet das Ohr, und gar zu leicht entsteht der Eindruck bei aller Anerkennung des großen Wurfes, daß dadurch nicht immer etwas Krampfhaftes vermieden wird. — Ein sehr reizvoller Versuch ist Konrad Haemmerlings Roman „Der Mann, der Shakespeare hieß" (Berlin, Deutscher Verlag. RM 7,—), in dem er Shakespeare unter Gleichsetzung mancher Personen seiner Dramen mit dem Dichter selbst und anderer Personen aus seiner Umgebung mit seinen eigenen Worten fast selbst den Roman seines Lebens schreiben läßt: eines starken, oft wilden, stets hochgespannten Lebens. Die erzählende Kraft, die diesen

Roman trägt, ist stark und eigenartig genug, um hier auch dann zu folgen, wenn man manche Deutungen und Übertragungen als etwas willkürlich empfindet. — Otto Flakes neuer Roman „Personen und Persönchen" (Berlin, S. Fischer. RM 5,80) spielt wiederum in seiner Heimatlandschaft Baden. Alle Vorzüge seiner Art leuchten hier in hellstem Glanze, wundervoll ist die Deutung des Genius der Landschaft. Große und kleine Schicksale von Menschen von Substanz (Personen) und solchen von bloßem Dasein (Persönchen) verwickeln, begegnen und lösen sich, nicht ohne daß ernste und heitere Zusammenhänge sichtbar werden, aus denen die einen Folgerungen ziehen, die den anderen erspart bleiben. Es ist ein reiner künstlerischer Genuß, diesen Roman in seiner feinen Kultur, seiner überlegenen geistigen Haltung in glücklichster Verbindung mit gepflegter Sprache zu lesen und den gescheiten und geistvollen Bemerkungen über Leben und Menschen zu lauschen. — Auch Friedrich Bischoffs Roman „Der Wassermann" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 5,50) ist ganz in der Landschaft verhaftet, die er deutet. Er spielt um 1900 im Dorfe Himmelsgrund des schlesischen Vorgebirgslandes. Hier ist die Natur von härterer Art als im Badenschen. Hier herrschen dämonische Gewalten, nicht nur in ihr, sondern auch in den Herzen der Menschen. Hier wird starkes Geschehen dichterisch gestaltet in dem Abwandern eines ganzen bedrohten Dorfes, dem Rettung aus der ewigen Hochwassernot durch eine neue Talsperre werden soll. Die unheimlichen Kräfte der Landschaft treiben die Menschen zu wildem und bösem Handeln, aber triumphierend klingt über dem dunklen Chor die vox humana überwindender und versöhnender Liebe und der Kraft eines menschlich geraden Herzens. — Carl Haensel ist mit seinem neuen Werke „Der Bankherr und die Genien der Liebe" (Berlin, S. Fischer. RM 6,—) ein voller Wurf geglückt. Der traurige Held dieses Romans ist der Gatte der Diotima, der Frankfurter Bankier Gontard. Haensel hat klug vermieden, einen Hölderlin-Roman zu schreiben, und doch beherrscht Hölderlin alles und alle durch seinen Genius, dessen dunkle Fittiche den Bankherrn für immer aus der satten Bürgerlichkeit und der Sicherheit seiner Existenz treiben. Sein Frankfurt weiß Haensel ebenso glaubhaft und lebendig zu gestalten wie Susette Gontards Vaterstadt Hamburg. Er muß schon gründlich Studien getrieben haben, die er aber sehr begabt zu einem nahtlosen Gewebe verarbeitet hat. Die Städte, die Fülle der Personen und die Zeit der Handlung ergeben ein buntes, mitreißendes Bild. Der volle Lorbeerkranz, den Wolfgang Goetz Haensel reichte, paßt dieses Mal ganz auf das Haupt des vielgewandten Autors. — Eine ganze Epoche läßt Hans Brandenburg lebendig und überzeugend erstehen: die Zeit von 1875—1925, Blüte und Verfall des deutschen Bürgertums. Mit Recht nennt er seinen „Vater Öllendahl" den Roman einer Familie (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der Mittelpunkt des Geschehens und der auf- und absteigenden Lebensläufe bleibt der pater familias, in dem Brandenburg meisterhaft den Typus des deutschen Bürgers mit allen seinen guten, starken und seinen ach so unausstehlichen Eigenschaften auf feste und sichere Füße gestellt hat. Vater Öllendahl, der alle Voraussetzungen mitbringt, eine unsterbliche Figur der deutschen Literatur zu werden, sucht sein Leben und das seiner Familie als liebender Tyrann zu lenken. Er ist tüchtig, entsetzlich tüchtig, ist taktlos, laut und selbstgerecht — und zugleich von echt christlicher Demut mit einem reichen und weichen Herzen. Versöhnend ist, daß er bei allen Schwächen des Typus durchaus ein Original auf eigene Faust ist, dessen innerstes Wesen ein musisches ist. Dieser nach außen oft so lärmende und selbstsichere Mann ist im Grunde ein Hiob des Herzens, der leidet, weil er seine geliebten Angehörigen nicht in die Bahnen lenken kann, die einzig und allein ihm gangbar scheinen. Brandenburg erzählt breit und behaglich mit innerem Humor und scheut nicht die Einfügung vieler sehr persönlich anmutender Einzelheiten. Ihm ist — auch äußerlich in Umfang und Stil — hier ein vollgültiges Bild des Bürgertums im Rheinland und damit des deutschen Bürgertums überhaupt geglückt. — Ein seltsam erregendes Buch ist der Roman von Grigol Robakidse „Die Hüter des Grals" (Jena, Eugen Diederichs. RM 5,40). Denn auch in diesem Roman gibt er den Mythos seines Volkes, der Georgier. Der Roman spielt 1924, zwei Männer tragen ihn: ein alter weiser Fürst, Hüter der Tra-

dition und des großen Geheimnisses, und ein junger genialer Mensch, der aus den Händen des Alten die heilige Schale empfängt und sie mit seinem Tode rettet. Georgiens Leid und Größe ersteht aus der Geschichte und wird lebendige, anfeuernde Gegenwart und Zukunft. Erschütternd wird hier der Vernichtungskampf des Bolschewismus klar, trotz blutigen Geschehens nicht so sehr in der äußeren Form wie in dem wahrhaft Teuflischen der Zielsetzung des Kampfes. Der Bolschewismus will das heilige Geheimnis zerstören und damit das Gottesbewußtsein vernichten. Im Zeichen des Kreuzes erheben sich die reinen Kräfte echten Gefühls und echter Freiheit gegen das Gift, das mit Lüge und Niedrigkeit den seelischen Nährboden vernichten will, auf dem einzig wahres und gottgemäßes Leben gedeihen kann. – In einem breitschultrigen Roman hat Arnold Ulitz das „Leben des Daniel Defoe", des Schöpfers des Robinson, gestaltet (Breslau, W. G. Korn. RM 6,80). Es ist ein wildbewegtes Leben, das alle Höhen und Tiefen durchmaß, und alle beglaubigten Einzelheiten dieses Lebens sind zu einer vollendeten dichterischen Gestaltung gediehen. Darüber hinaus ersteht auch hier das Zeitalter um die Wende des 18. Jahrhunderts, in der England von Kämpfen und Krämpfen geschüttelt wurde. Für den evangelischen Glauben trat Defoe an als Verschwörer, der die harte Strenge des Gesetzes zu spüren bekam; er war eine recht zwiespältige Persönlichkeit, von niemand geliebt, von allen gefürchtet, weil er seine gefährlichen Dienste gegen Geld verlieh. Aber in seinem Wirken war etwas Genialisches, er war der erste große, aber auch skrupellose Journalist, trotzdem behielt nur sein Hauptwerk auf anderem Gebiet, der Robinson Crusoe, Dauer, den er schrieb aus der Not eines zerquälten Vaterherzens um den verlorenen Sohn. Dieser Roman zeigt Arnold Ulitz auf einer bedeutenden Höhe seines Schaffens. – Ein starkes Zeugnis für den großen Reichtum des Menschen und Erzählers Joseph Conrad sind seine „Geschichten vom Hörensagen", deren erste er 1884 schrieb, die letzten beiden 1917, während die zweite Geschichte aus dem Jahre 1911 stammt, also rund 33 Jahre seines Schaffens umfassend. Den Titel wählte der Herausgeber R. B. Cunningham Graham nach Conrads eigenem Plan, er hatte ihn für einen Sammelband seiner Erzählungen vorgesehen. Die deutsche Übertragung ist von Richard Kraushaar und Hans Reisiger. Graham schrieb eine Einleitung, die tiefstes Verständnis für Conrads Art und Schaffen verrät (Berlin, S. Fischer). – Einen interessanten und geglückten Versuch macht der Sammelband „Das Buch der Erzählungen" (ebenda). Hier sind einige 50 Erzählungen der Autoren des Verlages S. Fischer vereinigt, beginnend mit den Autoren der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts bis in unsere Tage, und so kann man die Arbeit des Verlages in dieser gewichtigen Sammlung noch einmal nachprüfen. Ibsen, Björnson, Dehmel, Hartleben, Keyserling, Geijerstam, Conrad, Friedrich Huch und Gerhart Hauptmann vertreten die ältere Generation, denen sich die heute zwischen 50 und 60 Jahren Stehenden anschließen: Kellermann, Hesse, Loerke, Madelung, Flake, Jaques, Jensen. Ihnen folgt dann die Generation der Jüngeren, wie Billinger, Giono, Cisek, Lernet-Holenia, Penzoldt, Haensel, Suhrkamp und andere. Vorbehaltlos ist zuzugeben, daß hier eine Reihe wirklich guter Erzählungen vereinigt ist, die im deutschen Schrifttum der Vergangenheit wie der Gegenwart ihr volles Gewicht behalten. Eine interessante Probe, was und warum es die einzig entscheidende Probe, die Zeit, besteht. – Die vereinigten Erzählungen „Schlesischer Totentanz" von August Scholtis (Leipzig, Schwarzhäupter-Verlag. 7 Zeichnungen von K. J. Blisch) zeigen die dämonischen Kräfte, die den so eigenartig und so stark begabten Dichter treiben, emporheben und quälen. Es ist etwas Einzigartiges in diesen Geschichten, in denen Scholtis seinen engeren Landsleuten aus dem sonderbaren Winkel, in dem Staaten und Völker sich mischen, ein Denkmal setzt und einen Spiegel vorhält. Scholtis vermag allen denen, in deren Hand das Schicksal solcher Mischgebiete gelegt ist, mehr Kenntnisse zum richtigen Verhalten zu vermitteln als so mancher Historiker, Politiker und Volkskundler. Man soll seine Lehren in der bizarren Form seines Schaffens willig annehmen. – Ein Buch der Erinnerung und Besinnung ist Karl Benno von Mechows „Leben und Zeit" (Freiburg, Herder. RM 3,80). Diese Wanderung durch Land und Seele Oberösterreichs gehört

zu dem Feinsten, was Mechow geschrieben hat. Die Schilderung seiner Wanderung auf den Spuren Stifters, die mit dem gleichen feinen Pinsel malt wie Stifter selbst, erhebt sich in der Deutung von Stifters Sendung, von Anton Bruckners Schaffen, vom Genius der Landschaft und vom Schutzpatron Oberösterreichs, St. Florian, auf eine Höhe von Symbolkraft. Mechow sind die dunklen Kräfte nicht fremd und fern, die auch geordnetes und reiches Menschentum in den Abgrund zu drängen sich bemühen, aber er weiß ebenso um die letzten irrationalen Dinge, an denen der Dienst adelt und stärkt. — Der Däne Jürgen Jürgensen hat so viele Proben seiner außerordentlichen Gestaltungskraft gegeben, in denen er die äußeren und inneren Erlebnisse seiner Militärzeit im belgischen Kongo verdichtete, daß man mit großer Erwartung und Spannung zu jedem neuen Bande von ihm greift. Die Sammlung afrikanische Erzählungen „Weiße Männer und schwarze Leute" (Potsdam, Rütten & Loening) bestätigt in der deutschen Übertragung von V. A. Schmitz in jeder Zeile das reife Können von Jürgensen. Diese Erzählungen von dem Selbstbehauptungskampf der Weißen gegen die aufständischen Farbigen, von dem Kampf mit den Gewalten des Urwalds und aufbauender Pionierarbeit zeigen ein Wissen um die Gefahren für weiße Menschen in den Tropen, wie es in der gleichen Vollendung nur bei Jack London und Joseph Conrad zu finden ist. — Gustav Beutler zeigt uns in seinem „Johann Lawerenz" (Salzburg, Anton Pustet) das Werden, den harten Kampf und das endliche Gelingen des Strebens und Ringens eines aufrechten und tapferen einfachen Menschen. Er versucht den bäuerlichen Besitz seiner Familie zu retten, unterliegt aber im Kampfe und geht in die Fremde. Hier gewinnt er die Liebe der Erbtochter eines großen Bauernhofes, um den eine Sippe von engem und kleinem Stolz sich drängt. Der Vater weist ihn schmachvoll aus dem Hause und wirft die Tochter, die nicht von dem Geliebten läßt, als Bettelmitgift das Recht auf einen seiner Ansicht nach unfruchtbaren Berg nach. Und nun erwächst in Johann Lawerenz, getragen von der Liebe der tapferen Frau, eine Kraft, die das Wunder bewirkt, den Berg zur Grundlage nicht nur einer sicheren, sondern einer reichen Existenz zu machen. Die innere Läuterung des trotzigen Mannes erspart dann seiner Tochter das harte Schicksal, das ihre Mutter und er zu erleiden hatten, in versöhnendem und liebendem Verständnis. — Ein Buch voll echtem und starkem Leben ist der Roman von Wilhelm Letzas „Dorfstraße" (Leipzig, O. Janke. RM. 5,50), in dem Letzas eine Fülle von klar und scharf profilierten Menschen des einfachen Lebens hinzustellen weiß. Schloß und Dorf in ihren vielfältigen Beziehungen und Gegensätzen, sattes Kleinbürgertum, jähzornige Bauern, versoffenes Zigeunertum; das alles wirbelt durcheinander, zieht sich an, stößt sich ab, rauft miteinander, gerät in Gefühlsverstrickung und Sünde und ist im kleinen Ausschnitt ein Bild des großen Lebens, von Menschenglück und Menschenleid, von Narrheit und gezügeltem Leben. Die Bemeisterung dieser Fülle von Gestalten und der im Wissen um Menschenart begründete Humor erheben das Buch in einen guten Rang. — Schon in seinem Roman „Magdalene" hat Ernest Pérochon sein tiefes Wissen um das wahre Wesen des Bauern gezeigt; aus der gleichen seelischen Atmosphäre wächst sein neuer Roman „Das letzte Gebot" (Braunschweig, Vieweg. Deutsche Übertragung von Helmut Bockmann). Er spielt im letzten Jahr des Weltkrieges und zeigt französische Bauern in ihrem Kampfe um Land, das einzige Gut, das sie anerkennen, und um das sie Schuld und Sünde ruhig auf sich nehmen in der Sicherheit, daß im Lande und der Arbeit an ihm der einzige Gewinn ihres Lebens liegt, und daß das Land, dem zuliebe man schuldig wird, durch Dienst an ihm auch entsühnt. Der alte Mazureau und sein Enkel Bernard sind bäuerliche Gestalten wie mit dem Beil gehauen, und ohne Sentiments erreichen sie ihr Ziel, wie Pérochon ihr Schicksal und ihr Streben ohne Sentimentalität in einfachen großen Linien erzählt. Hier ist ein Buch von starkem menschlichen und dichterischen Gehalt. — Das gilt auch für Charles Sylvestres Roman „Franz und Isabelle" (Leipzig, J. Hegner. Deutsche Übertragung von Helmut Bockmann), dessen Roman „Das unerschöpfliche Herz" in Deutschland viel Anklang fand. Hier wird — gleichfalls ganz unsentimental — von einer Liebe erzählt, die alle engen bäuerlichen Vorurteile und Irrwege des eigenen

Herzens überwindet mit einer Kraft und verhaltenen Innigkeit, die in ihrer Phrasenlosigkeit zu stärkster Wirkung kommen. — Der Roman von Reinhold Scharnke „Das hoffende Herz" (Berlin, Aufwärts-Verlag. RM 3,80) ist nicht mehr und nicht weniger als eine brauchbare Vorlage für einen Film alter Ordnung und will auch wohl nicht mehr sein.

Rudolf Pechel.



Berichtigung

Im Oktoberheft auf Seite 42, Zeile 9 von oben muß es in dem Aufsatz von Max von Millenkovich-Morold „Ein Burgtheater-Jubiläum" heißen: „das bisher verpachtete [statt verachtete] ehemalige Ballhaus." Die Bildvorlagen stammen aus der Sammlung des Hofrats Constantin Danhelovsky, Wien.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Karl Pagel, Berlin — Sir Charles Petrie, London — Franz Zeise, Berlin — Direktor Theodor Bäuerle, Stuttgart — Regierungspräsident a. D. Dr. Ferdinand Friedensburg, Berlin-Wannsee — Robert Henseling, Berlin-Frohnau — Dr. Willy Kramp, Caporn/Ostpr.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. III. Vj. 1938: 3762 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Neuerscheinung

HANS KERN

Geheimnis und Ahnung

Die deutsche Romantik in Dokumenten

288 Seiten, 8 Bildtafeln

Ganzleinen 6.80 RM. Kartoniert 5.80 RM.

Durch diese Auswahl wesentlicher Selbstzeugnisse wird die deutsche Romantik als Ganzes für weite Kreise fruchtbar gemacht – sie läßt diese Bewegung zugleich als das erkennen, was sie ihrem Wesen nach war: eine Strömung aus den Seelentiefen unseres Volkstums. Bei der entscheidenden Bedeutung, die die romantische Kulturbewegung nicht nur für die Geschichte, sondern vor allem auch für die Gegenwart unseres Volkes besitzt, war ein solcher Band geradezu eine Notwendigkeit. Sind doch die wenigsten in der Lage, das überreiche romantische Schrifttum selbst kennenzulernen. Hier nun liegt eine Zusammenstellung vor, in der alle Hauptmotive des romantischen Dichtens und Denkens anklingen, eine Auswahl des wesentlichsten Erlebnis- und Gedankengutes aus dem literarischen, philosophischen, mythologischen, seelenkundlichen, kunstwissenschaftlichen, staatstheoretischen und medizinischen Schrifttum. Die führenden Geister jener Epoche kommen in besonders charakteristischen Arbeiten – und großenteils in geschlossenen Abschnitten – zu Worte. Damit bringt der Band dem deutschen Volke das lebendige Vermächtnis der deutschen Romantik.

WIDUKIND-VERLAG

Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde

Neue Bücher

aus dem Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Nikolas Benckiser
Das dritte Rom
Vom Kirchenstaat zum Kaiserreich
210 Seiten mit 32 Bildern und Karten. RM. 5.40

Variationen über Baden-Baden
Herausgegeben von Herbert Duckstein
191 Seiten. 16 Bilder. RM. 2.80

Max Niehaus
Sardinien
Eine Reise
184 Seiten Text. 32 Bildseiten u. 1 Karte. RM. 5.40

Alphons Nobel
Königin Hortense
Die Erbin Napoleons
256 Seiten. 16 Bilder. RM. 5.40

Alfons Paquet
Amerika unter dem Regenbogen
Farben, Konturen, Perspektiven
350 Seiten. RM. 5.40

Eckart Peterich
Kleine Mythologie
Die Götter und Helden der Germanen
8 Bilder. 170 Seiten. RM. 2.80

Irene Seligo
Zwischen Traum und Tat
Englische Profile
450 Seiten. 12 Bildseiten. RM. 7.50

Friedrich Sieburg
Afrikanischer Frühling
Eine Reise
450 Seiten mit 48 Bildseiten u. 1 Karte. RM. 7.50

Egon Vietta
Der Tanz
Eine kleine Metaphysik
216 Seiten. Viele Zeichnungen. RM. 4.80

Melchior Vischer
Münnich
Feldherr, Ingenieur, Hochverräter
576 Seiten mit 12 Bildseiten. Ganzl. RM. 12.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

EUGEN DIESEL

Völkerschicksal und Technik

Es wird immer Politik geben. Denn die Menschen und Völker sind verschieden, sie haben verschiedene Ziele, sie sind auf ihren Vorteil und ihren Ruhm bedacht, und überall gibt es unternehmungslustige und von unberechenbaren Leidenschaften erfüllte Menschen. Eine dieser Leidenschaften ist die politische Leidenschaft. Darum bleiben die Zustände nie, wie sie sind, und die Staatslenker werden immer von der Notwendigkeit in Atem gehalten, den veränderten Umständen Rechnung zu tragen. Das zu tun, bedeutet aber Politik treiben. Politik ist ja nichts anderes, als neuen Umständen Rechnung tragen oder die Verhältnisse ändern oder bestehende Verhältnisse gegen Änderungen schützen wollen.

Besonders viele Zustände sind nun durch die moderne Technik verändert worden. Sie hat so viele geographische, psychologische und militärische Wandlungen herbeigeführt, daß jetzt erschreckend viel Politik getrieben werden muß, um dieser Veränderung Rechnung zu tragen. Wenn sehr rasch übermäßig viel geändert werden soll, dann gibt es eine Revolution, die offen oder latent ist. Die Revolutionen in Rußland, Italien, Deutschland sind offen vor sich gegangen. Die revolutionären Prozesse in einigen andern Ländern sind eher latent. Aber es gibt wohl kein Volk auf der Erde, das nicht glaubt, eine Weltrevolution zu erleben, an der es selbst auch beteiligt ist.

Die politischen Aufgaben sind während der durch die Technik ausgelösten Revolution besonders schwierig. Jedes Volk muß eine egoistische Politik führen, weil es in sehr große Gefahr geraten kann, wenn nur die anderen Völker egoistisch sind. Aber diese egoistische Politik ist sehr gefährlich, weil alle Nationen in der heutigen Welt, die durch die Technik so sehr verändert worden ist, viel enger verbunden sind als früher und ein großes weltpolitisches Schicksal gemeinsam haben. Gegen eine große gemeinschaftliche Politik, die für a l l e Völker eine bessere Zeit herbeiführen soll, steht also die Politik der einzelnen Völker, die nicht durch die modernen Waffen naher und ferner Heere in Gefahr geraten wollen. Das ist der große tragische Konflikt unserer Zeit, der erst nach großer Mühe und langer Zeit wirklich gelöst werden kann.

Heute wie in früheren Zeitaltern möchte jedes Volk gern mächtig und reich sein, möglichst viel Land besitzen und großen Einfluß ausüben. Wie früher streiten sich die Politiker der verschiedenen Staaten und wissen oft keinen anderen Rat, als einen Krieg zu führen oder mindestens sehr stark zu rüsten, um ihre Forderungen zu unterstützen oder sich vor den Angriffen und Forderungen anderer Nationen zu schützen. Das heißt also, daß die Menschen und Völker die gleichen Neigungen, Befürchtungen und Hoffnungen und sonstigen Probleme haben wie in der frühen geschichtlichen Zeit und wahrscheinlich auch in der vorgeschichtlichen Zeit, freilich wesentlich komplizierter. Aber das soziale, wirtschaftliche und technische Leben auf der Erde hat sich vollkommen verändert.

Die Menschen selbst haben sich nicht geändert, und sie werden sich in absehbarer Zeit nicht so ändern, daß es ausreichend viele Politiker geben wird, welche in der Einsicht, ihrem eigenen Volke zu nützen, auch die Interessen der anderen zu fördern suchen. Aber dafür dürfen wir ja in Rechnung setzen, daß die Welt sehr anders geworden ist, und daß diese Veränderung, wenn auch sehr langsam, auf die Verhältnisse und auf die Gesinnung der Menschen einwirken wird. Unsere Zivilisation hat sich so sehr gewandelt, daß sie die kühnsten Utopien der früheren Zeitalter in den Schatten stellt. Unsere Welt ist ein Superutopia geworden, das von Menschen bevölkert wird, die moralisch, geistig und politisch für dies Superutopia noch nicht ganz geeignet sind.

Aber nur die technischen Utopien sind verwirklicht, die sozialen, politischen und staatlichen Utopien sind Utopien geblieben. In fast allem, was das Verhältnis von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk betrifft, hat sich erschreckend wenig geändert. Humanitäre Gedanken haben eine Zeitlang während des 18. und 19. Jahrhunderts eine gewisse Kraft und Einfluß gehabt. Aber der Mensch ist davon nicht so tief beeinflußt worden, wie man gehofft hat.

Die Technik hat zunächst viel neues Unglück und neue Gefahr gebracht. Es ist viel schwerer, die Menschen zu regieren als die Naturkräfte, und der Fortschritt der Technik ruft nicht ohne weiteres den Fortschritt der Menschheit hervor.

Die Veränderung der Umwelt und des Lebens und der Arbeit des Menschen hat die Utopien der Vergangenheit übertroffen. Aber die Wandlung des Menschen ist bis jetzt utopisch geblieben. Dadurch leben wir in einer Krise, welche die ganze Welt umfaßt, und es besteht die unmittelbare Gefahr einer Katastrophe. Unsere Welt ist so anders als die Welt vor 150 Jahren, daß man sagen möchte, eine riesige Hand hat uns alle in eine ganz andere Welt hineingeschoben, und wir haben eine Stimme gehört, die rief: „Hier müßt ihr nun leben, ihr Menschen. Ihr habt das alles so gewollt. Eure neue Welt ist noch nicht in Ordnung. Nun versucht, etwas Vernünftiges aus der modernen Welt zu machen!"

Es ist sehr merkwürdig, daß die Zeit so gefährlich ist. In der Tat haben fast alle Männer, welche die Technik geschaffen haben, nur geglaubt, damit beschäftigt zu sein, eine Sache, die man früher mangelhaft gemacht hatte, jetzt besser zu machen. Warum also diese Not und Gefahr? Warum ist alles von Grund auf verändert?

Im Laufe von knapp 150 Jahren sind die Menschen aus den Kreisen ihrer alten Arbeits- und Lebensrichtung herausgerissen worden. Sie haben sich zum Zwecke der Produktion und der Selbsterhaltung anders gruppieren müssen. Früher gruppierten sie sich nach der Landschaft, dem Verkehr, der Handarbeit, dem Acker, den alten ständischen und religiösen Einrichtungen. Jetzt lebt man nach den Erfordernissen der Kalkulation, der Rohstoffverteilung, der zweckmäßigen Fabrikation, der konkurrenzfähigen Industrie, und in den autoritären, den totalen Staaten ist alles zu einer großen zusammenhängenden Organisation geworden, die in ihrer eigentümlichen Art außerordentlich wirksam ist. Aber die autoritären Staaten haben den Zustand, den das Zeitalter hervorrief und dem wir alle unterworfen sind, nur besonders konsequent organisiert.

Die Veränderung unserer Lebensweise ist sicherlich die größte Veränderung, die stattgefunden hat, seitdem der Mensch überhaupt anfing, sich der Werkzeuge zu bedienen. Er hat eine Reihe von Jahrtausenden mit den Werkzeugen und Geräten und all dem gelebt, was wir als alte Kultur empfinden, und er lebt jetzt mit Maschinen und Organisationen, welche im Begriffe sind, eine ganz andere Psychologie und Gruppierung, Kultur und Politik hervorzurufen, als sie der alten Werkzeugkultur entspricht. Die Menschen aber, welche die große Wandlung erleben, sind die Kinder von Menschen, die seit vielen tausend Jahren in einer Kultur mit einer ganz anderen Grundlage gelebt haben. Wir haben noch nicht die Zeit gefunden, den Menschen an die neuen Zustände wirklich zu gewöhnen, und neue moralische Lehren hervorzubringen, welche die Völker mit den modernen Zuständen versöhnen.

Schon das 19. Jahrhundert hat unter diesem Zwiespalt zwischen äußeren Veränderungen und Beharrungen der alten Lebensformen zu leiden gehabt. Es hat große ökonomische und soziale Schwierigkeiten gegeben, die wir ja alle kennen. Die Unruhe, welche die Technik in die Welt gebracht hat, stellte sich dem 19. Jahrhundert vor allem als soziales Problem dar. Nach 1900 hat man denn auch empfunden, daß die Technik nicht nur soziale, sondern auch kulturelle Probleme schuf. Man hat viel darüber geschrieben und gesprochen, daß die Kultur der Menschheit durch die Technik und die Mechanisierung bedroht wäre und ein Ende finden würde. Jetzt wissen wir, daß nicht nur das soziale und das kulturelle Problem gestellt ist, sondern daß es im Grunde gar nichts gibt, was nicht von der Technik berührt und verändert wird.

Die Änderungen, welche die Technik hervorruft, wirken zum Teil direkt, zum anderen Teil eher indirekt. Eher direkt wirkt sie auf die Produktionsform, die soziale Gruppierung, die Städte, die Wohnungen, die Landschaft, die Art der Produkte, den Verkehr, die Ernährung und Gesundheit; eher indirekt auf die Kultur, die Psychologie, die Religion, die Methoden der Politik.

Die Technik wirkt dort also viel rascher ein, wo ein mehr direkter Einfluß möglich war, so schon in der ersten Zeit sehr rasch und sehr kräftig auf die Herstellung der Gegenstände, also auf die Fabrikation, auf den Handel, den Verkehr, das Nachrichtenwesen, den Städtebau. Das spürte man in England, Frankreich, Amerika und Deutschland schon wenige Jahre und Jahrzehnte nach dem Erfolg von James Watt. Die Verteilung und die Psychologie der Arbeit und der soziale Aufbau veränderten sich ebenfalls sehr rasch. Auf das Militärwesen wirkte die Dampfmaschine erst dann sehr stark ein, als die Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen kamen. Die alten Feuerwaffen selbst erfuhren entscheidende Verbesserungen und Veränderungen etwa nach 1850 mit den Gußstahlgeschützen, den gezogenen Läufen und den hinten zu ladenden Repetiergewehren mit fertigen Patronen. Durch Verkehr, elektrisches Nachrichtenwesen und neue Waffen änderte sich dann allmählich auch die Politik. Aber die Revolution der Politik trat lange nicht so schnell und heftig in Erscheinung wie die soziale Revolution. Die Völker haben während des 19. Jahrhunderts im großen und ganzen so weitergearbeitet wie früher. Selten hat man die Politik klar unter den Gesichts-

punkt der Folgen gestellt, welche die Technik hervorrief. Die technischen Erfindungen waren noch nicht so wirkungsvoll, daß die Existenz ganzer Völker durch sie bedroht war, wie das heute der Fall ist. Und auch seit dem Weltkrieg und dem Fortschritt der Flugzeuge, der Maschinengewehre großen und kleinen Kalibers und der militärischen Chemie hinkt die große Weltpolitik hinter der Entwicklung der Technik einher. Gewiß wird die Politik auch von der technischen Entwicklung mitgezogen, aber nur wie von einer Gummischnur, die immer länger wird und reißen kann. Wenn die normale Politik nicht mehr folgen kann, dann gibt es Explosionen in der Form von Krieg oder Revolutionen.

Die Politik hat es heute mit Nationen zu tun, die durch die Technik in ihren Wirtschaftsformen, ihren Bevölkerungszahlen und in ihrer Psychologie verändert sind. Diese Völker sind an sich sehr verschieden, und die Art ihrer Beeinflussung durch die Technik und ihre Anwendung der Technik in der Politik ist natürlich auch verschieden. Aber trotz dieser Verschiedenheit, die sogar zunimmt, sind sie geographisch nicht mehr sehr voneinander getrennt. Heute bringt Amerika auch in jedem Augenblick in Deutschland, Deutschland in Amerika, England in Frankreich usw. große Wirkungen psychologischer, politischer und sonstiger Art hervor, und alle Ideen und Interessen wirken auf freundliche oder auf unfreundliche Weise aufeinander ein, und zwar nicht so, als ob sie von ferne kämen, sondern so, als stammten sie aus der Nachbarschaft. In jedem Augenblick empfangen wir die Berichterstattung über die Vorgänge auf dem ganzen Planeten, und jedes Volk hat Interesse daran, das auch nicht durch die autarke Abschließung vermindert wird. Jedes Volk kann vor jedem anderen Volk auf Erden Sorge haben, denn die Waffen des Heeres und der Propaganda reichen überall hin. Die heutigen Völker arbeiten sehr daran, die ganze Welt zu öffnen und zu erschließen und überallhin Wirkungen auszuüben. Aber gleichzeitig strengen sie sich an, sich geistig und praktisch gegeneinander abzuschließen.

Jede politische Aktion muß in sehr neuartige Zustände eingreifen. Immer besteht die Gefahr, daß große politische Eingriffe auch revolutionäre Bewegungen oder Katastrophen hervorrufen. In dieser sehr unruhigen Welt bedient sich die Politik auch der technischen Hilfsmittel im Verkehrs- und im Nachrichtenwesen, in der Propaganda und in den Truppentransporten. Eine halbe Stunde nach der Kriegserklärung, wenn eine solche überhaupt erfolgt, sind größere Zerstörungen möglich als früher sechs Wochen nach dem Ausmarsch der Truppen.

Es ist also nicht das soziale oder das kulturelle Problem im Gefolge der Technik, das uns jetzt in Atem hält, sondern das p o l i t i s ch e Problem, weil sich auf diesem Gebiet die Wirkungen der Technik seit einigen Jahren ganz besonders bemerkbar machen. Wir leben in einer Stimmung, als müßte die Politik als Folge des technischen Zeitalters in einer Katastrophe endigen.

In dieser Zeit kann man gleichzeitig sehr pessimistisch und sehr optimistisch sein. Es ist Tatsache, daß es sehr viel Sorgen, Konflikte und Gefahren gibt, aber es ist auch Tatsache, daß vieles wieder sehr rasch verklingt, was früher unweigerlich zu Kriegen geführt hätte. Der politische Film rollt mit erschreckender Geschwindigkeit an uns vorbei und zeigt uns so viel, daß wir nicht mehr Zeit haben,

im Stil der alten Zeit auf alle Einzelheiten zu reagieren. Ein Ritter, der alle diese Beleidigungen und Spannungen und Sorgen und Bedrohungen und Konflikte mit anhören müßte, die jetzt das tägliche, ja stündliche politische Brot der Völker sind, würde immer das Schwert ziehen und es im nächsten Augenblick doch wieder in die Scheide stoßen, weil die kaum verklungene Beleidigung und der Kampfruf von vorhin schon nicht mehr aktuell sind. Er würde sich schließlich sagen, daß das alles ein Traum ist, der jedenfalls für einen Ritter nicht mehr paßt. Aber er würde sich auch sagen, daß er sich nicht vorstellen kann, wie man auf diese Weise durch einen anständigen Kampf zu einer klaren Entscheidung kommen soll. Wir wissen leider, daß, wenn auch die ganze Welt Grauen vor einem Kriege hat, der Krieg nicht unmöglich geworden ist. Die Machtmittel summieren sich ja immer mehr. Aber wir wissen nicht, ob sie stark genug sind, daß die eine Hälfte der Erde die andere besiegt, und daß dieser Sieg von Dauer sein würde. Ich glaube es nicht.

An einem Beispiel werden wir am besten verstehen, wie plötzlich und kräftig, ja entscheidungsvoll die Technik auf den politischen Prozeß der modernen Völker einzuwirken begonnen hat. Ich denke an die Tage im September. Die Völker gehörten damals zu einer einzigen großen Schicksalsgemeinschaft. Wenn ich richtig urteile, so ist die Spannung sehr viel größer, tragischer und düsterer gewesen als im August 1914. England, Frankreich, Deutschland, die Tschechoslowakei, aber auch alle anderen kleinen Völker und weiter Indien, Südafrika, Australien, sie haben alle gemeinschaftlich in den gleichen Sekunden das gleiche erlebt. Und es war ein sehr neuartiges Erlebnis, das sich als eine Folge der technischen Entwicklung darstellte. Alles hat sich seit zwanzig Jahren wieder vervollkommnet, die Waffen und das Nachrichtenwesen, die Flugzeuge, die Motoren, die Zielvorrichtungen, die Giftgase. Durch das Radio hat der größte Teil der Menschheit die Reden der beteiligten Staatsmänner gleichzeitig hören können. Die Erinnerung an den Weltkrieg spielte eine gewaltige Rolle. Denn diese Erinnerung ist so furchtbar, weil es ein Krieg mit Maschinen gewesen ist, und wäre jetzt ein Krieg ausgebrochen, so wäre es ein Krieg mit hundertmal mehr Waffen in Form von Maschinen geworden. Vergleichen wir damit die Art und Weise, wie etwa der spanische Erbfolgekrieg oder der Dreißigjährige Krieg ausgebrochen ist. Erst nach Monaten erfuhren viele Menschen, daß ein Krieg im Gange war. Er kam über sie, wie seit je, wie ein unvermeidliches Unwetter. Diesmal war die ganze Menschheit bei dem Versuch beteiligt, den Krieg zu vermeiden. Es war ein neuer phantastischer Vorgang auf der ganzen Erde, an dem nicht nur die Politiker und die Regierungen beteiligt waren, sondern jeder einzelne Mann bis zum einsamen Farmer in Amerika und zu dem einsamen Forscher im Urwald und am Polarmeer. Und das war in gewissem Sinne der Anbruch einer neuen Zeit. Ich sage nicht, daß die Gefahr eines Krieges nicht besteht. Ich glaube vielmehr, daß diese Gefahr immer noch sehr groß ist. Aber jene Septembertage waren ein Abschnitt auf jenem sehr langen Wege, der den Kriegsausbruch erschweren wird und schließlich während langer Zeit einmal unmöglich machen kann. So entsetzlich diese Tage erschienen, sie

waren doch groß durch die Teilnahme der ganzen Welt, sie waren groß dadurch, daß keine eigentliche Völkerfeindschaft mit im Spiele war, sondern das Gefühl herrschte, daß die ganze Welt eine Gefahr bekämpfen muß, die uns alle bedroht.

Niemals früher hat bei Milliarden von Menschen das Entsetzen so dicht neben der Hoffnung gesessen und so unbedingt gleichzeitig gewirkt, diesen Grad an Beteiligung erreicht. Nie war in der gleichen Sekunde ein solches Fluidum zwischen fast allen Menschen da, wenn es auch ein Fluidum von zum Teil grauenvoller Art war. Wir denken meist mit Schrecken an diese Tage zurück. Aber nicht nur, weil sie gut abliefen und der Friede gerettet wurde, müssen wir uns erinnern, daß diese Tage groß waren, sondern vor allem deswegen, weil es zum ersten Male in der Geschichte dieser Erde möglich war, die ganze Menschheit so durchaus an einem großen politischen Vorgang zu beteiligen. Aber ein so völlig neues politisches Zeitalter kann nicht an einem Tage fertig gestaltet werden. Große Dinge brauchen Zeit zur Entwicklung.

In dieser weltpolitischen Gefahr hat man das Verlangen, zu wissen, in welcher Art sich schon bald die Verhältnisse zwischen den Völkern ändern oder regeln werden. Aber heute spielt unendlich vieles zu einem großen Prozeß zusammen. Diesen großen Prozeß kann man sehen, nicht aber, was darin die nächsten Ereignisse sein und wie sie ausgehen werden. Über diesen großen Prozeß indessen selbst läßt sich sagen, daß er allmählich eine völlige Veränderung der sozialen und politischen Welt *aller Völker* herbeiführen wird, und diesen Prozeß kann man sich gar nicht bedeutungsvoll genug vorstellen.

Die Menschen haben in der Vergangenheit Großes, Edles und Schönes geleistet, und sie werden es auch in Zukunft tun können. Und weiter: auch das technische Zeitalter ist ja nicht starr, es entwickelt sich weiter. Es ist nun nicht so, daß die Welt schon dadurch besser würde, daß wir bessere Maschinen machen. Die Gefahr und das Unglück dieser Jahre ist nicht das Kennzeichen des technischen Zeitalters schlechthin, das ja vom Einsatz der moralischen Kräfte abhängig bleibt. Es wird sich in einer Hinsicht ganz gewiß nicht von der Vergangenheit unterscheiden, daß nämlich Ehre, Recht, Anstand, Wahrheit, Friedensliebe und Vertrauen doch die höchsten Güter der Menschheit bleiben, weil sonst alles zugrunde geht. Und weil wir in einer so gefährlichen Lage sind, darum, so meine ich, gibt es gar keine andere Rettung, als daß Menschen zur Geltung kommen, welche über derartige große Eigenschaften verfügen und nicht nur in ihrem Volk, sondern in der ganzen Welt Vertrauen gewinnen. Ganz gewiß werden sich bei einem Zusammenspiel so vieler Faktoren auch Situationen ergeben, worin solche Menschen auf überraschende Weise zur Wirkung kommen. Die Stimmung des ganzen Zeitalters kann umschlagen. Das ist in der Weltgeschichte oft vorgekommen, und es bereitet sich jetzt die Zeit der großen Zusammenarbeit auf der Erde vor.

Die Entwicklung zur großen gemeinsamen Arbeit ist nicht aufzuhalten. Sie geht wie eine Naturgewalt über die Erde. Wer sich dieser Entwicklung widersetzt, wird vernichtet. Zusammenarbeit und Kameradschaft aller Völker der Erde ist ganz sicher die Zukunft, ist das Feldzeichen, welches alle führen müssen.

Aber so sicher das Ergebnis ist, so unsicher ist etwas über die Ereignisse vorauszusagen, welche diesem Frieden und dieser Zusammenarbeit noch vorangehen. Es ist die Gefahr vorhanden, daß wir auf alte machtpolitische Weise auch in dieser Zeit denken, die andere Gedanken erfordert. Bei einer Gruppe von Völkern scheint sich die Macht, die sie in eine besondere Vormachtstellung brachte, abzuschwächen, bei der anderen scheint eine solche Macht zuzunehmen. In beiden Fällen spielt die Technik eine Rolle. Dies technische Zeitalter hat Qualitäten und Gesetze, die über die alte Gewaltpolitik weit hinausführen. Dies eherne Gesetz des Zeitalters ist der zunehmende Zwang zur Zusammenarbeit. Nach diesem Gesetz zerfallen die Gebilde der alten Geschichte und Politik, nach diesem Gesetz entstehen auch die neuen Gebilde der Politik der Zukunft. Aber dies geschieht in dem Zustand der furchtbaren Gefahr, welche die Technik gebracht hat. Die Völker werden Arbeitskameraden werden. Es sind moralische Kräfte, welche die soziale Existenz eines Volkes schließlich hervorgerufen haben, und welche sie garantieren, und moralische Gesetze werden bei der Regelung der Völkerbeziehungen schließlich die ausschlaggebende Rolle spielen.

Es handelt sich aber in der Welt immer noch um den alten Kampf zwischen Gut und Böse, wie er seit je in der Welt stattfand. Wir stehen vor einer gigantischen Auseinandersetzung dieser Art. Ich zweifle nicht, daß nur die moralischen Kräfte siegen können. Denn sonst würde die Welt nicht nur seelisch, sondern auch praktisch zugrunde gehen.

Zwischen den Völkern fehlt das *Vertrauen*. Vertrauen war immer die Grundlage aller guten und edlen Wirksamkeit auf der Erde, und alles, was Religion ist, hängt mit dem Vertrauen zusammen. Wenn wir Vertrauen haben, dann beginnen wir auch Religion zu haben. Und wenn einmal – ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern – Menschen auftreten, denen *alle* Völker Vertrauen entgegenbringen und die ihre sittliche Kraft nicht nur in Büchern oder Kunstwerken niederlegen, sondern in der Aufgabe, das Vertrauen zwischen den Völkern zu einer politisch wirksamen Macht werden zu lassen, dann beginnt die Lösung der Probleme des technischen Zeitalters. Das technische Zeitalter wird zu einem menschlichen Zeitalter für alle Völker der Erde werden, wenn wir wissen, daß die seit alters *besten* Eigenschaften der Menschen auch in Zukunft die besten sind, und daß die Politik, welche mit den schlechten Eigenschaften, der Lüge, dem Mißtrauen und der egoistischen Gewalt rechnet, eine schlechte Politik ist.

CONRAD MATSCHOSS

Technik Anno 2000

Eine konkrete Prophezeiung

Der große Göttinger Georg Lichtenberg hat einmal auf die Frage, soll man selbst philosophieren, mit der Gegenfrage geantwortet, soll man sich selbst rasieren, und gemeint, wenn man es könne, sei es eine gute Sache. So könnte man auch vom Prophezeien in der Technik sagen. Es wäre sicher erwünscht, wenn man den Schleier des Bildes von Sais zuweilen etwas zu lüften vermöchte, nicht nur aus Neugierde.

Das Prophezeien ist uralt. Immer wieder haben phantasiebegabte Menschen Dinge vorausgesehen; nur zu oft konnte man dann aber feststellen, daß sie sich geirrt haben. Von Prophezeiungen erwartet man meist Sensationen, und zu Propheten haben sich nicht immer die sachkundigsten Männer hergegeben. Es wäre ungemein packend, einmal zu schildern, was man in der Technik alles schon vorausgesagt hat, nicht nur in der positiven Form, daß dies oder jenes dann und dann bestimmt eintreffen werde, sondern vor allem auch in der negativen Form, daß dies oder jenes nie zu erreichen sei. So viel vom Traum des Menschen, das Fliegen zu lernen, auch im Laufe der Zeiten geschrieben worden ist, so oft hat es auch kluge Menschen gegeben, die es mit dem Perpetuum mobile auf eine Stufe stellten und vorhersagten, daß die Menschen niemals würden fliegen können. Dasselbe hat man vom Unterseeboot gesagt und von vielen anderen großen technischen Taten.

Auch die kühnsten Optimisten kommen eben nicht entfernt der Wirklichkeit nahe, die immer größer ist als alle menschliche Phantasie.

Je größer der Einfluß der Technik auf das menschliche Geschehen wird, je verwickelter die Abhängigkeiten aller Lebensäußerungen voneinander sich gestalten, um so notwendiger wird es, wenigstens für die nächste Zukunft sich ein Bild zu machen, was geschehen kann, um planen zu können. Will man aber planen, dann muß man voraussehen, und aus diesen Überlegungen sind in der letzten Zeit ungemein beachtenswerte Arbeiten entstanden. So hat auf Veranlassung des Präsidenten Roosevelt in Amerika ein großes Komitee, in dem 150 hervorragende Männer der Industrie, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft mitgearbeitet haben, 1937 ein umfangreiches Werk herausgegeben, das sich die Aufgabe stellt, die Entwicklung der nächsten 25 Jahre vorauszusagen[1]. Wie sehr solche Gedanken in der Luft liegen, sieht man daraus, daß im gleichen Jahr unabhängig hiervon in Deutschland eine sehr bemerkenswerte Schrift erschienen ist über die Chemie in den nächsten 60 Jahren[2]. Hat man sich in Amerika auf ein Land beschränkt, so hier auf ein großes technisches Arbeitsgebiet.

---

[1] Technological Trends and National Policy, including the Social Implications of New Inventions. Washington 1937. United States Government Printing Office. 388 S. Preis 1 $

[2] Chem. Industrie Bd. 60 (1937 S. 306.)

Bei der Jahrhundertwende glaubte man den Höhepunkt der technischen Entwicklung bereits erreicht zu haben. Weiter gehe es nicht. Und heute ist die Geschichte der Technik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts überreich an großen, neuen Taten. Das Automobil, das Flugzeug, die elektrische Kraftübertragung im großen Stil, das Kino, der Rundfunk gehören der Geschichte dieses kurzen Zeitraumes an. Geht die Entwicklung nun weiter? Drüben und bei uns hören wir von Kennern der Entwicklung ein deutliches und klares Ja. Die Amerikaner weisen darauf hin, daß die Zahl der Patente ständig im Steigen begriffen ist, und wenn auch die Todesrate außerordentlich hoch ist, kann man doch erwarten, daß wieder neue Wege zu neuen Entwicklungen beschritten werden. Die Wirtschaftler, die Bankiers sind nicht sehr erfreut. Ein amerikanischer Bankier sagt, Erfindungen sind alle die Dinge, die meine Sicherheiten unsicher machen. Technische Einrichtungen veralten sehr schnell; das festgelegte Kapital wird wertlos. Die Forschung habe, sagte ein anderer Amerikaner, das ganze Bankiergeschäft zu einem Glücksspiel gemacht. Große Unternehmungen mit Monopolcharakter suchen sich deshalb Neuerungen möglichst fernzuhalten, und man kommt schon zu dem Gedanken, man solle das Erfinden einmal auf fünf Jahre verbieten. Aber dem geistig vorwärtsstrebenden Menschen kann man das Erfinden ebensowenig verbieten wie das Atmen.

Wie wird sich die Zukunft gestalten? Stützen wir uns zunächst auf die beiden angeführten Quellen, so wird die ungeheure Zukunft der neuen Stoffe mit Recht in den Vordergrund gestellt. Viel ist erreicht, noch viel mehr erwartet man von der nächsten Zukunft. Die Wertsteigerung durch Stoffumwandlung heißt das Problem. Wir stehen mitten im Weg vom Naturstoff zum Kunstprodukt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts geht die Entwicklung zurück. Der Mangel an Naturstoffen in gewissen Ländern treibt die Entwicklung voran. Vor allem aber hilft hier die Tatsache, daß die Kunstprodukte immer besser werden und sich immer mehr mit ganz neuen Eigenschaften den Anforderungen anpassen, die an sie gestellt werden. Die Entwicklung geht hier so schnell, daß man gar nicht ahnen kann, wo die Grenze gelegen ist. Man stellt fest, „auf weite Sicht wird diese Bewegung alle wirtschaftlichen und technischen Probleme einfach überrennen". Hier handelt es sich um die sogenannten plastischen Massen, Kunstharz, Zelluloid usw. mit all ihren phantasievollen Namen. Die Erzeugung ist hier seit 1900, und vor allem in der letzten Zeit, ungemein gestiegen. Der synthetische Gummi ist im Vordringen. Man braucht nur sein Telephon in die Hand zu nehmen, einen Blick auf den Radioapparat zu werfen, um zu sehen, wie hier die Preßstoffe auch die äußere Form der Konstruktion geändert haben. Wir sind bereits im täglichen Leben mit allen diesen Stoffen so umgeben, daß wir uns kaum vorstellen können, wie kurz diese Entwicklung ist und wieviel von ihr von den ersten Fachmännern in der Zukunft erwartet wird.

Was die Metalle anbelangt, so sind heute noch etwa 93 Prozent der Weltproduktion Eisen und Stahl. Sieben Prozent verteilen sich auf die Nichteisenmetalle; aber auch hier geht die Entwicklung ungemein schnell vorwärts. Man stellt fest, daß die Weltvorräte an Blei nur noch 10 bis 12 Jahre, an Zink

15 bis 20 Jahre vorhalten und daß auch Zinn-, Kupfer- und Chromvorräte ihrem Ende entgegengehen. Die Erzeugung der Leichtmetalle wird erzwungen. 1913 wurden in der Welt etwa 65 000 Tonnen Aluminium erzeugt, 1936 waren es schon 370000 Tonnen. Das Leichtmetall Magnesium, mit dem wir gerade in Deutschland gesegnet sind, wurde 1925 erst mit 250 Tonnen in der Welt erzeugt; sechs Jahre später waren es schon zehnmal mehr, und von 1931 bis heute ist die Erzeugung wieder um das Zehnfache gestiegen. Hier stehen der Zukunft neue große Aufgaben bevor.

Die natürlichen Mineralöle gehen, so sagen die Fachleute, auch zu Ende. Die einen sagen in 20, die anderen in 50 Jahren. Die Ölverflüssigung wird deshalb in allen Ländern sehr stark betrieben. Aber auch hier handelt es sich durchaus nicht etwa um Ersatzstoffe für den Naturstoff, sondern es handelt sich um neue Stoffe, die für jede Motorklasse die günstigsten Eigenschaften darstellen. Dasselbe gilt für die geeignetsten Schmiermittel.

Ganz besonders große Bedeutung wird der Textiltechnik in der Zukunft zugemessen. Heute schon gilt die Monopolstellung der Naturfaser als erschüttert. 1913 wurden 9000 Tonnen Kunststoffe — und zwar handelt es sich hier um Kunstseide — in der Welt hergestellt. Für Ende 1938 schätzt man die Welterzeugung an Kunstseide auf 570 000 Tonnen und an Zell- und Kaseinwolle auf 400000 Tonnen. Man lernt in immer größerem Ausmaß die Faser mit bestimmten gewünschten Eigenschaften zu erzeugen. Es wird gelingen, gasdichte und säurefeste Gewebe zu entwickeln. Die Naturfaser wird man immer mehr als Rohstoff für neue Faserstoffe heranziehen lernen. Auch ganz neue Wege für die Textilveredelung werden vorausgesagt. Auf dem Gebiet der Fettchemie kommt man zu den künstlichen Rohstoffen auf der Grundlage von Kalk und Kohle. Die Seiden- und Waschmittelindustrie wird lernen, ebenso wie die Anstrichindustrie, mit diesen Kunstprodukten zu arbeiten. Diese neuen Waschmittel werden den heutigen ebenbürtig und in vielen Fällen überlegen sein, und wir werden, das ist besonders für Deutschland wichtig, keine Fette mehr dazu gebrauchen. In der Zellulose- und Eiweißchemie werden bis auf weiteres die Naturstoffe den Vorrang behalten. Die Natur arbeitet billiger. Emil Fischer, der berühmte Chemiker, wurde über seine Arbeiten über künstliche Eiweißstoffe von einer Tageszeitung befragt, ob man sie bald für die Ernährung unmittelbar werde gebrauchen können. Fischer aber lehnte diese Möglichkeit mit den Worten ab: „Der Ochs kann's besser".

Ganz besondere Bedeutung wird die immer steigende Verwertung von Nebenprodukten gewinnen, und zwar wird man auch hier sogar Stoffe in großem Maßstabe verwenden lernen, die negativen Wert haben, d. h., die man aus gesundheitlichen Gründen beseitigen muß. Es ist auch durchaus denkbar, daß man aus der Luft nicht nur Luftstickstoff entwickelt, sondern auch Helium und andere Edelgase. Die Chemie wird in immer höherem Maße lernen, Pflanzen- und tierische Stoffe, die sich nicht zur Ernährung von Mensch und Tier eignen, zu verwerten. Man wird auch lernen, aus Pilzen, wilden Früchten, Schilfrohr, Algen, Meerestang und Torf — Öle, Fette, Alkohol, Zucker, Stärke, Eiweiß, Arznei-

mittel usw. herzustellen. Auch in der Beleuchtungstechnik hofft man die Erscheinung der Luminiszenz, die Stoffe, die durch sichtbare und unsichtbare Strahlung verschiedenster Art zum Leuchten angeregt werden, in großem Maße benutzen zu können. Diese neuen Lichtquellen werden viel wirtschaftlicher arbeiten. Man wird aber auch hier nicht an Strom sparen, sondern wird in viel hellerem und tageslicht-ähnlicherem Licht leben können.

Große Fortschritte werden in der Farben-Photographie vorausgesagt. In 10 Jahren wird der Schwarzfilm durch den Farbenfilm ersetzt sein. In immer steigendem Maße bemerkt man überall die Wertsteigerung durch Stoffumwandlung. Die modernen Alchimisten machen aus wertlosem Stoff nicht Gold, aber Stoffe, die sehr teuer mit Gold bezahlt werden.

Ungemein bemerkenswert sind auch die Voraussagen, die sich auf die landwirtschaftliche Technik beziehen. Man wird zu einer viel weitergehenden individuellen Bodenbearbeitung durch Düngung und Bewässerung kommen. Gießen und Beregnen bedeutet große Wasserverschwendung. Der Fortschritt wird in einer geregelten Zufuhr des Wassers im Boden liegen. Die Amerikaner glauben, der Erzeugung landwirtschaftlicher Pflanzen ohne Boden eine überaus große Bedeutung für die nächste Zeit voraussagen zu können. Sie sprechen von tray agriculture. In Kalifornien werden seit langem Versuche in Laboratorien angestellt, bei denen mit flachen, mit Wasser gefüllten Wannen unter Hinzufügung aller für die Entwicklung der Pflanze und der Frucht notwendigen chemischen Stoffe gearbeitet wird. Für Kartoffeln und Zucker hat man auch schon praktische staunenswerte Ergebnisse erzielt. Auch in Deutschland wird in dieser Richtung gearbeitet, aber deutsche Wissenschaftler glauben, daß man auf die Mitarbeit der Mikroflora und der Mikrofauna des Bodens nicht verzichten solle.

Der amerikanische Bericht beschäftigt sich eingehend mit der zukünftigen Entwicklung der mechanischen Technik. Was das Verkehrswesen anbelangt, so werden heute wesentlich mehr Eisenbahnen in Amerika stillgelegt als neu gebaut. Man hat früher planlos aus reinen Wettbewerbsgründen zu viel Eisenbahnen gebaut. Aber diese Stillegung bedeutet nicht einen Rückgang der Eisenbahnen, wenn man auch hier von irgendwelchen sensationellen Neuentwicklungen nichts zu sagen weiß. Aber man wird lernen, immer bequemer zu fahren. Die Steigerung der Geschwindigkeit, die schnelle Zugfolge sind ja Errungenschaften, deren Anfänge wir bereits kennen. Das Auto beschäftigt natürlich die Amerikaner. Man sagt den Anhängern eine sehr große Zukunft voraus, besonders in Form der drüben schon sehr eingeführten Wohnwagen. Man unterhält sich darüber, ob nicht auch in Amerika die Zahl der Autos noch wesentlich gesteigert werden könnte, so daß schließlich in absehbarer Zeit jeder zweite Mensch ein Auto haben würde. Dann werden die Straßen noch mehr verstopft sein als jetzt. Der zweidimensionale Verkehr reiche nicht mehr aus; die Rettung muß das Flugzeug bringen, und hier glaubt man an die baldige große Bedeutung des Hubschraubers und verlangt bereits heute, daß die Architekten in den Vororten der großen Städte nur noch Häuser mit flachen Dächern bauen.

Die elektrischen Straßenbahnen in den Städten werden bald verschwinden. Omnibus und Auto werden an die Stelle treten. In den letzten 20 Jahren haben die elektrischen Straßenbahnen in Amerika bereits ein Drittel ihres früheren Verkehrs eingebüßt.

Die Nachrichtenübermittlung, wie Telegraphie, Telephon, Radio, hat Ungeheures in den letzten 30 Jahren vollbracht. Diese technischen Taten beeinflussen das ganze soziale Leben des Volkes, und man glaubt in Amerika, daß auch die Methoden der Erziehung hierdurch von Grund aus geändert werden. Die Telephonindustrie ist jetzt in Amerika die drittgrößte öffentliche Versorgungsindustrie, das Radio kann man sich aus dem öffentlichen Leben nicht mehr wegdenken.

Da man sich in der amerikanischen Denkschrift auch um die soziale Bedeutung der technischen Taten kümmert, so betont man, daß im Gegensatz zum Auto das Radio zugunsten des Familienlebens wirke. Jetzt ist das Fernsehen auf dem Marsch, und man erwartet von ihm, daß es gegenüber der Musik das Schauspiel mehr pflegen wird, und man hofft, daß die Menschen durch das Fernsehen sich mehr an das eigene Haus gewöhnen werden.

Mit besonderem Nachdruck weist man in den Vereinigten Staaten auf die Selenzellen hin, auf das elektrische Auge, und man führt bereits eine große Zahl von Verwendungen auf. In letzter Zeit benutzt man diese technischen Erfindungen, um das bisher hochqualifizierten Menschen übertragene Messen und Kontrollieren in der Werkstatt selbst durchzuführen. Man gewinnt wertvollste Arbeitskräfte unmittelbar für den Produktionsprozeß.

Ungemein interessant ist die Entwicklung der Klima-Anlagen in Amerika. Wenn man feststellt, daß die mittelbar und unmittelbar mit der Klimatechnik im Zusammenhang stehende Industrie heute wirtschaftlich schon der Autoindustrie gleich steht, dann kann man sich vorstellen, wie schnell diese Entwicklung vor sich gegangen ist. Heute hat man in der Eisenbahn über 8000 Wagen mit Klima-Anlagen im Dienst, und man versucht, Kraftwagen damit auszurüsten. Diese Entwicklung, bei der es der Technik gelingt, jede beliebige Temperatur, Luftzusammensetzung und Feuchtigkeitsgrad herzustellen, kann auf den Standort der Industrien einwirken. Wird man jetzt Industrien in tropischem Klima unmittelbar neben den Rohstoffen anlegen? Die Klima-Anlage kann in tropischen und subtropischen Ländern neue Provinzen erschließen. Aber hier erheben sich bereits warnende Stimmen gegen allzu starke Eingriffe des Menschen in die natürlichen Vorgänge. Das durch lange Generationen erworbene Anpassungsvermögen des Menschen werde geschwächt; das könne Folgen haben, die man nicht voraussagen kann[3].

Im Bauwesen glaubt man an ungemein große Entwicklungen. Der Hausbau habe bisher die geringsten Fortschritte gemacht. Das Haus vom Jahre 1836

---

[3] In diesem Zusammenhang sei auf das sehr bemerkenswerte Buch von Missenard „Der Mensch und seine klimatische Umwelt". Mit einem Vorwort von Alexis Carrel (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) hingewiesen, das sich gerade mit diesen Fragen eingehend beschäftigt. Er empfiehlt, die Ärzte sollten die Möglichkeit, ein künstliches Klima herzustellen, zunächst im großen für Heilzwecke verwenden.

unterscheide sich kaum vom heutigen Durchschnittshaus. Auch der Baustoff habe sich kaum verändert. Der Technik selbst ist es gelungen, die Fertigung von Kleidern, Büchern, Nahrungsmitteln, Rundfunkgeräten und Kraftwagen so zu verbessern, daß fast jeder sie bezahlen könne. Beim Haus sei das nicht der Fall; deshalb hat man sich in Amerika wieder stark für fabrikmäßig hergestellte Häuser aus Stahlgliedern eingesetzt. Man kann schon ein Fünf-Zimmer-Haus ohne Fundament, aber vollständig installiert mit selbsttätiger Ölheizung, Ventilation, Küche und Toilette schlüsselfertig für 3000 Dollar herstellen.

Was lehren uns diese kurzen Streiflichter in eine nahe Zukunft? Wir sind nicht am Ende. Auf allen Gebieten — und hier konnte ja nur einiges wenige herausgegriffen werden — ist man mitten in der Arbeit. Wie wird dieser Fortschritt sich auf die Menschen auswirken? Es lohnt sich, darüber nachzudenken, aber hier wird das Prophezeien noch gewagter. Jedenfalls geht dieser Einfluß technischen Fortschrittes weit über die Ingenieurarbeit hinaus. Kein Gebiet menschlichen Lebens bleibt unberührt, und es ist für uns Deutsche nicht uninteressant, zu sehen, wie selbst jetzt in Amerika, das sich so gern als Land unbegrenzter Freiheit hinstellt, darüber auch in der Denkschrift gesprochen wird, ob diese ungeheuren Mittel der Volksbeeinflussung, wie sie das Radio und Fernsehen darstellen, noch dem freien, uneingeschränkten Willen des Einzelnen überlassen bleiben dürfe, ob hier nicht der Staat, der allein die verschiedensten Interessen der Menschen ausgleichen kann, seine Hand drauflegen muß.

Was ist die Voraussetzung für die Erfüllung aller solcher Prophezeiungen? Hier ist man sich in Amerika und in Deutschland einig. Wir kommen nur vorwärts durch strenge wissenschaftliche Forschung, und hier handelt es sich nicht nur um die zweckgebundene Forschung, bei der jedes Ergebnis sich sofort in bare Münze realisieren läßt, man muß die freie, die nicht zweckgebundene Forschung pflegen. Nur die Ergebnisse der grundlegenden Forschung können uns weiterführen. In der Chemie heißt das, man muß die Feinstruktur der Atome klären. Für diese grundlegende Forschung müssen ausreichende Mittel bereitgestellt werden, aber vor allem muß man — und das ist heute das Zwingendste — für geeignete Forscher aus den Reihen der Jugend sorgen, die sich begeistern lassen für die großen Zukunftsziele und die geistig in der Lage sind, diese Entwicklung vorwärtszubringen. Solche Blicke in die Zukunft, wie sie hier vorliegen, sind deshalb auch notwendig, um die Liebe zum Beruf zu fördern. Wir müssen über das einzelne Gebiet hinaussehen, und gerade die schöpferische Phantasie kann durch solche Darstellungen dessen, was nach Ansicht hervorragender Fachleute kommen wird, nur gewinnen. Es reicht nicht mehr aus, sich damit zu trösten, daß alles von selbst kommen werde, daß alles sich entwickeln werde. Goethe sagt: „Die Zeit zum Handeln jedesmal verpassen, wenn wir die Dinge sich entwickeln lassen. Was hat sich denn entwickelt — sagt an, was man zur rechten Stunde nicht getan."

Diese Prognosen können uns den Weg zeigen, zur rechten Stunde das Richtige zu tun, und hier läßt sich die wichtigste Forderung aus allen diesen Überlegungen in das kurze Wort zusammenfassen: F o r s c h u n g t u t n o t.

WALTHER PAHL

Gdingen-Sandomierz-Konstantza

Die Bedeutung der polnischen Zentralindustriezone

Die politische Zielsetzung der polnischen Wirtschaftspolitik fand zunächst in der Errichtung des Seehafens Gdingen ihren sichtbarsten Ausdruck. In 15 Jahren ist aus dem winzigen Fischerdorf ein Welthafen geworden, eine moderne Stadt mit über 100000 Einwohnern. Mit allen Mitteln hat der junge Staat den Aufstieg Gdingens forciert, um sich eine Basis für die Ausbreitung im Ostseeraum zu schaffen (Kohlenmagistrale von Oberschlesien nach Gdingen). Durch die Schaffung Gdingens gelang es dem jungen Staatswesen, seinen Außenhandel auf den Seeweg zu verlagern, und zwar unter Umgehung der Nachbarländer. Mit Gdingen wollte das neue Polen sich zugleich außenpolitische Bewegungsfreiheit verschaffen, Freiheit in der Verfolgung seines außenpolitischen Zieles: in dem Raum zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer die Führung an sich zu reißen. In der Energie und im Zukunftstraum des jungen Polen lebt die Erinnerung an die Zeit, in der Polen die entscheidende Macht in Osteuropa war. Aber Polen sah bald ein, daß die Befestigung der Stellung an der Ostseeküste die Erreichung dieses großen Zieles nicht gewährleistete, solange die innere Wirtschaft nicht stark und gesund ist.

Polen und Polen ist ein großer Unterschied. Es gibt ein Polen A, d. h. ein wirtschaftlich und verkehrstechnisch erschlossenes Westpolen, das früher zum Deutschen Reich gehörte, und ein Polen B, d. h. ein rückständiges und wegeloses Ostpolen. Polen C – das ist die Aufgabe, die man sich nunmehr gesetzt hat. Ein Polen des Ausgleichs zwischen dem erschlossenen Westen und dem zurückgebliebenen Osten. Für die Lösung dieser Aufgabe bietet sich das Gebiet an, in dem die Weichsel und der San zusammenfließen. Hier entsteht heute das Kernstück einer polnischen Volkswirtschaft, die die in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Struktur so verschiedenartigen Teilgebiete zu einer Einheit zusammenfügen soll. Der Schöpfer dieses großzügigen neuen Industrialisierungsplanes ist der tatkräftige Finanzminister und stellvertretende Ministerpräsident Kwiatkowski, der auch Gdingen erbaut hat. Kwiatowski erklärte in einer Rede: „Der Hafen von Gdingen war zunächst der Ausdruck unseres Programms und das Symbol unserer wirtschaftlichen Politik. Jetzt geben wir unseren Industrialisierungsplänen ein neues Ziel: die Schaffung der Zentralindustriezone um Sandomierz. Dieses Gebiet hat heute weder einen ausgesprochen landwirtschaftlichen noch einen ausgesprochen industriellen Charakter. Es hat kein ökonomisches Gesicht. Aber im Falle der nationalen Gefahr ist es durch seine geopolitische Lage zum Zentrum der nationalen Landesverteidigung bestimmt."

Die Zone besteht aus 24 Kreisen innerhalb der Woiwodschaften Kielce, Krakau, Lublin und Lemberg. Sie umfaßt ein Gebiet von 58669 qkm mit 5,6 Millionen Menschen. Die Bevölkerungsdichte liegt mit 95 Menschen je Quadratkilometer über dem Durchschnitt, der 88 je Quadratkilometer beträgt. 60 Prozent aller

Die Karte des Monats

Die Bedeutung der polnischen Zentralindustriezone



Bauernhöfe in der Zone sind nur mit wenigen Morgen Land ausgestattet. Man schätzt den Bevölkerungsüberschuß auf 420000 Menschen. Es handelt sich hier um landwirtschaftliche Arbeitslose, für die jetzt durch die Industrialisierung der Zone Arbeitsstätten beschafft werden sollen.

Die Wahl des Gebietes um Sandomierz für die Verwirklichung des Industrialisierungsplanes rechtfertigt sich auch aus historischen Gründen. Das Kielcegebiet, die Lubliner Hochebene und die Sandomierzer Ebene bildeten früher einmal das altpolnische Bergwerksrevier. Schon im 16. Jahrhundert bestanden hier eine Reihe von Schmelzen und Gießereien. Hier gab es zahlreiche Arbeitsstätten für die Herstellung von Glas- und keramischen Waren, von Textilien usw.

Der Kielcedistrikt (Region A) ist mit Mineralien reich ausgestattet. Hier finden sich u. a. Eisenerze, Pyrite, Steine, Phosphate. Das Lubliner Gebiet (Region B) wird zum Zentrum der Nahrungsmittelversorgung ausgebaut. Der fruchtbare Boden bietet eine ausgezeichnete Voraussetzung für die Schaffung eines intensiven Agrarbezirks mit einer Reihe von Nahrungsmittelfabriken. Der Sandomierzdistrikt endlich (Region C) verfügt über reiche Erdöl- und Erdgas-Lagerstätten sowie zahlreiche Wasserkräfte. Darüber hinaus besitzt er verschiedene Rohstoffe, die in der chemischen und metallurgischen Industrie benötigt werden.

In unmittelbarer Nähe der Zone liegen das große oberschlesische Kohlenrevier und die Stahlwerke und Kohlengruben des Olsagebietes, das jetzt an Polen angegliedert wurde.

Gegenwärtig befinden sich in der Zone etwa 20 große Industriewerke im Bau. Die Elektrifizierung, die Regulierung der Flüsse und der Bau von Straßen macht große Fortschritte. Für die Energieversorgung werden die Wasserkräfte der Gebirgsflüsse und die Erdgasquellen in großem Maßstabe mobilisiert. Der Bau der riesigen Talsperre bei Roznow am Dunajec nähert sich der Vollendung. Quer durch die ganze Zone führt eine Erdgasleitung, die zahlreiche Zweiglinien besitzt. Die Verbindungen der Zentralindustriezone auf dem Eisenbahnwege mit Warschau und der Küste sollen u. a. durch den Bau einer Eisenbahnlinie von Tarnow nach Radom, durch eine zweite Linie von Tarnow nach Tarnobrzyg und schließlich durch eine dritte Linie von Lublin nach Szczebrzeszyn verbessert werden. Die Regulierung von Weichsel und San ist in Angriff genommen worden. Das Ziel ist ein ganz Polen sowohl in der Nord-Süd-Richtung wie in der Ost-West-Richtung umfassendes System von Wasserwegen, mit der Weichsel als Rückgrat. Später soll dann auch der San durch einen Kanal mit dem Dnjestr verbunden werden, um der Zone auch einen direkten Wasserweg zum Schwarzen Meer zu erschließen.

Halbwegs zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer gelegen, soll die Zentralindustriezone den Willen Polens bekräftigen, zum entscheidenden Mittler zwischen diesen beiden Meeren zu werden. Hier wird das außenpolitische Ziel des Industrialisierungsplanes sichtbar. Die Linie Weichsel-Dnjestr bzw. Pruth war vor Jahrtausenden einmal eine wichtige Völker- und Handelsstraße. Sie soll nun zu einem modernen Wasserweg ausgebaut werden. Die Weichsel-Dnjestr-Linie ist aber auch eine Linie des politischen Willens und der politischen Entschlossenheit Polens, in dem Raum zwischen Gdingen und Konstantza die Führung zu übernehmen.

ANNALISE SCHMIDT

Besinnung auf die USA.

Sie ist entstanden als Folge von und als Reinigungs-, als Desinfektionsmittel gegen die geistige Erregung, welche mich ergriffen hatte infolge der Nachrichten von den Veränderungen, welche in den USA. seit dem Antritt des Präsidenten Roosevelt stattgefunden hatten. Diese waren kräftig genug, das Bild der USA. zu stören, das ich von zwei mehrjährigen Aufenthalten drüben, in den verschiedensten Gegenden und unter den verschiedensten äußeren Bedingungen verbracht, in mir trug. Am schönsten wäre es natürlich gewesen, hinüberfahren zu können und mit eigenen Sinnen und eigenem Geiste zu kontrollieren, ob die Erinnerungen, die ich an Farben, Töne, Düfte, an Werte der sogenannten Wirklichkeiten und an Erkenntnis dessen, was hinter ihnen steht, eingeheimst hatte, bestehen blieben vor dem, was als die neue Wirklichkeit uns dargestellt wurde. Aber wer kann denn schon heute dahin fahren, wohin es nötig wäre? So blieb mir nichts übrig, als mich, so intensiv wie ich konnte, zu besinnen; als mir mit so großer Gewissenhaftigkeit, wie ich vermochte, die Frage vorzulegen und ihre Beantwortung zu versuchen, vom Ganzen betrachtet und von einer großen Besinnung her: welches sind die Grundlagen, auf denen die USA. aufgebaut sind? Denn auf sie, auf ihre Festigkeit oder Durchlässigkeit, kommt es an, ob es wirklich möglich ist, ein Land, ein Volk, eine Nation in ihrem Wesenskern zu verändern. Nur aus ihm kann lebensfähiges Neues kommen.

Die Grundlagen der USA. scheinen mir dreifach zu sein: das Land und was es aus den Menschen gemacht hat — der Konservatismus in religiöser, politischer und geistiger Beziehung — und das Wunschbild, das Traumbild, das in der Amerikaner Seelen von ihrem Wesen und ihrer Zukunft entstanden ist.

Die USA. sind 13,3mal so groß wie Großdeutschland. Bei uns leben 78, drüben 130 Millionen Menschen. Das Land ist also sehr groß und sehr menschenleer. Wer nie die Pathetik der einsamen Riesenflüsse gesehen hat, wer nie von einem Hügel am Ohio in die blauen Schatten des unendlichen Südens geblickt hat, wer nie die grenzenlose Weite der hintereinanderlaufenden Hügelrücken der Berge Vermonts gesehen hat, wer nie auf den Dünen des Michigansees stand, die einsam sind wie am ersten Tage, wer die meerähnliche Weite der Seen nicht kennt noch die Verlorenheit des Felsengebirges, wer nie nach zwei Stunden Schnellzugsfahrt durch die Prärie, während der er keine menschliche Siedlung gesehen hat, endlich an einem Farmhaus vorbeifährt, auf dem mit Riesenlettern geschrieben steht: „Werft uns Zeitungen zu!", eine Bitte, die sich aus der völligen Isoliertheit der Menschen dort erklärt — wer da nicht überall gestanden hat, erdrückt von der Menschenleere, der Unerlöstheit, der Traurigkeit dieses Landes, der weiß nicht, was es bedeutet, daß wir in Deutschland, wir in Europa wie in einem warmen, vertrauten Nest sitzen, die Menschen drüben aber in einem notdürftig nur zusammengeschlagenen, halbleeren, noch undefinierten Raum. Nur

wenige Stellen in diesem Lande lassen etwas von Dauer ahnen, von der Ruhe, die vom Menschenwerk ausgeht. Überall noch Massen unbelebter Materie. Noch herrscht souverän die Natur, eine Natur von träger Üppigkeit, müder Gleichgültigkeit, geistverschlingender Breite, in der der Mensch sich verliert, in der an wenigen Stellen nur eine glückliche Begrenzung ihn schützt.

Die Folge der Weite und Leere des Landes ist die Freizügigkeit der Menschen und die Elastizität der Wirtschaft. Was bedeutet diese Lockung des leeren Raumes für das Lebensgefühl? Der Gedanke ständigen Verweilens, Liebe zur Heimaterde hat kaum den Vorstellungskreis der Amerikaner erreicht. Der Boden ist eine Immobilie, weiter nichts. Und das muß so sein und so bleiben, solange so viel Land vorhanden ist. Es heißt nun, die Zeiten des freien Bodens, das Grenzertums seien vorbei. Abgesehen davon, daß das Grenzertum ein geistiger Zustand ist bei fast allen Amerikanern, ist er ja immer noch eine Realität. Wir kennen ja die riesenhaften, zum Teil schon verwirklichten Pläne der Landgewinnung durch Bewässerung. Land für viele Millionen Menschen.

Die Weite des einen ungeteilten Raumes, dessen menschliche Bewältigung, dessen gleichmäßige Ausfüllung und Überwindung dem menschlichen Geiste noch gar nicht möglich war, erweckt ein unaussprechliches Gefühl der Verlorenheit. Wie oft in diesem Lande, wo die Dinge so nackt, so wirklich dastehen in dem erbarmungslosen Licht der Sonne, die fast immer Fußballwetter schenkt, versank mir die Wirklichkeit zur Wesenlosigkeit, und das Leben schien ein Traum, nichts als ein Traum zu sein. Ich glaube, aus dieser Dissonanz zwischen der technischen Durchdringung des Raumes und seiner geschichtslosen, geistarmen Unerfülltheit läßt sich vieles erklären, was uns Europäern sonderbar anmutet im Wesen der Amerikaner: ihr amerikanisches Lachen, ihre Selbstverspottung, ihre Abneigung gegen Pathos, ihr Humor. — Der Weite des Landes entspricht die Weite des Charakters der Menschen und die Dichte der Menschen zueinander.

Der Durchschnittsamerikaner besitzt mehr Rechtschaffenheit und Zutrauen als Schlauheit. Seine Fähigkeit, zu verstehen, wenn sie einmal geweckt ist, hat keine künstlichen Schranken. Er ist ein Mensch ohne Vorbehalte, ohne Scheu vor Fehlern. Natürlich hat er ein jugendliches Bewußtsein seiner Leistung, die ja groß ist, gemessen an äußeren Dingen. Der Mensch lebt loser drüben, greift etwas auf, läßt es wieder fallen. Arbeitslosigkeit und Elend, von denen wir so viel hören, und deren Schrecklichkeit ich in Chikago und anderen Industriestädten sehr genau gesehen habe, erregen drüben andere Gefühle. Im Lande der Fülle eine Weile unter fragwürdigen Verhältnissen zu leben, gibt den Bewohnern nicht das trostlose Gefühl vollkommener Hoffnungslosigkeit, wie es Menschen in einem in jeder Beziehung beschränktem Lande hätten. Das Netz ist weitmaschig, das alle hält. Immer wieder schlüpfen Hunderttausende hervor und werden reich und sind mit dabei. Und reich zu werden und mit dabei zu sein, ist ja wohl überall der normale Wille des Durchschnittsmenschen.

Die im Verhältnis zu Europa naturgemäß geringere geistige Differenziertheit, die Frische des hoffenden Augenblicks, der Optimismus der Jugend einen die Menschen drüben schnell. Da jede Generation zumeist von vorn anfangen muß,

alle Verhältnisse lose sind, hat es sich als unpraktisch erwiesen, sich festzulegen, unübersteigliche Grenzen aufzutürmen, Gegensätze scharf herauszuarbeiten. So entsteht eine menschliche Dichte und eine besondere Auffassung von Gemeinschaft. So leben sich die Amerikaner nicht einzeln, sondern in Gruppen aus.

Hier darf ich vielleicht eine persönliche Erfahrung einfügen. Eine Bekannte von mir, eine Klavierkünstlerin, die in einem Landstädtchen lebt, pflegte gegen Abend in einem ebenerdigen Zimmer, bei unverhüllten und offenen Fenstern, erlaubte es die Temperatur, für alle Welt also hörbar und sichtbar zu spielen. Alle durften auch durch die zu dieser Zeit offene Haustür hereinkommen. Befragt, warum sie, die sonst so Empfindliche, das täte, antwortete sie: „Meine Mitbürger haben selten Gelegenheit, Musik zu hören. Sie sollen mit zuhören können, wenn sie wollen." Dagegen bekam ich kürzlich aus dem Munde von Berliner Bekannten, die einen Schrebergarten innehaben, auf meinen Vorschlag, sich durch eine am Zaun befestigte Matte vor nachbarlicher Neugierde zu schützen, die Antwort: „Nein! Das geht nicht. Wir dürfen nicht unhöflich scheinen." Ein tiefgehender Unterschied im Gefühl zum Nächsten jenseits und diesseits des Ozeans.

Die Amerikaner sind ein Volk, das sehr von Gefühlen bestimmt wird, das viele Gefühle hat, bei dem die Vernunft nicht immer ihren Einschlag in das Gewebe des Menschenwesens und der Ansichten gibt. Das erzeugt eine Lebensluft, eine Gemeinschaft, die frei, ungebunden und doch sehr stark und unmittelbar ist.

Der ordentliche wohltemperierte Idealismus des vorrevolutionären Engländertums ist die ideelle Grundlage des amerikanischen Konservatismus, der mir die zweite Grundlage amerikanischen Wesens zu sein scheint. Religiös, politisch, geistig ist man sehr konservativ. Der religiöse Konservatismus wurzelt im Puritanismus, über den wir ja meist ein spöttisches Lächeln aufziehen, und über dessen ja oft und an schöpferischer Stelle einschränkende, ja tötende Wirkung die Intellektuellen Amerikas, die an Freud oder Joyce orientiert sind, nicht genug Klagelieder anstimmen können. Ich habe während eines halben Jahres in einem Städtchen Neu-Englands an der Quelle des Puritanismus gesessen, der das Gefühl für die Welt der echten und ernsthaften Ordnung in den Amerikanern verhaftet erhält und der wie ein sittlicher Atem von höchster Strenge und Zartheit das Leben der edleren Menschen durchwebt, das der groben immer noch bändigen hilft. Der hebräische Gesetzesstolz der strengen Vorfahren ist vergangen. Aber als Nation, als Ganzes, sind die Amerikaner christlich gebunden geblieben. Im Süden herrschte ein Puritanismus, ein Konservatismus mehr gesellschaftlicher als politischer und wirtschaftlicher Art. Im Norden war er linkischer und dogmatischer. Beider Puritanismus aber wandte den Blick nach innen, wo die stilleren und zäheren Werte der Unvergänglichkeit liegen, wo die zarte Wahrhaftigkeit und Reinheit des inneren Lebens entstanden ist, die wir aus der amerikanischen Literatur kennen und die uns an manchem Stockamerikaner mit Entzücken erfüllt.

Gewiß gibt es drüben auch Anhänger des gefährlichsten Nebenbuhlers der christlichen Sittlichkeit: die das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens anbeten, das Novalis „das Maximum der Barbaren" nennt, das in Zeiten verwildernder Kultur gerade unter den größten Schwächlingen Anklang finde. Aber

diese bedeutungslosen Schwächlinge fristen ihr abseitiges Leben in edelkommunistischen Zirkeln. Man hört auch drüben das Wort Schicksal, den Begriff der mystifizierten Geschichte, fast nie, weil die Amerikaner sich nicht in den Fängen eines erbarmungslosen Schicksals, sondern in den Händen Gottvaters wissen.

Daß die Amerikaner jetzt lebhafter zum christlichen Glauben sich bekennen, dafür ist Beweis, was ich der Zeitschrift „Das evangelische Deutschland" vom 2. Januar 1938 entnehme: „In den USA., wo es bekanntlich keine Volkskirche gibt, sind von 128429000 Bürgern nur 63493036 einer Kirche angeschlossen. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß amerikanische Statistiken mit europäischen Zahlenübersichten kaum zu vergleichen sind, weil viele der Kirchengemeinschaften in den USA. nicht alle Getauften, sondern nur die Abendmahlsberechtigten zählen. Die Gesamtzahl der Kirchenmitglieder wächst ständig. Die Bevölkerungszahl stieg 1935/36 um 903000, die Zahl der Kirchenmitglieder um 837400." „Die amerikanische Jugend wendet sich in wachsendem Maße der christlichen Kirche zu und tritt zum Teil in ganzen Scharen den verschiedenen christlichen Jugendverbänden bei. Ein erfahrener christlicher Jugendführer berichtet von einer Zunahme der Mitgliedschaft in den letzten zwölf Monaten, wie sie seit sechzehn Jahren nicht mehr erlebt worden war. Andere christliche Jugendgruppen berichten von einem Wachstum ihrer Mitgliedschaft bis zu 100 Prozent und mehr."

Wie im Religiösen, so ist man im Politischen konservativ.

Das alte Amerika war statisch, rationalistisch, zu Pessimismus neigend und Neuerungen abgewandt. Zwar hatten bereits 1783 nach der Unabhängigkeitserklärung der ersten fünfzehn Vereinigten Staaten ausschweifende Spekulation die Menschen erfaßt, als Folge der plötzlich erweiterten Möglichkeiten. Aber erst als der große Westen sich öffnete, wurde Amerika völlig aufgerührt. Nach dem Kriege mit England 1815 begann die gewaltige und ja immer noch nicht vollendete wirtschaftliche Revolution und als Begleiterscheinung der sozialen Änderungen eine bis ungefähr 1860 währende Wandlung des nationalen Temperaments zum Romantischen — wie denn soziale Änderungen gern romantisierend wirken. Folgen der französischen Revolution, die wir ja noch heute erleben in ihren äußersten Verflachungen und Verzerrungen, und die verspätet auf der andern Seite des Ozeans ankamen, durchzogen auch die USA. in verschiedenen Schattierungen bis hin zur radikalen Gleichmacherei des äußersten linken Flügels.

Bei dem stürmischen Temperament der Menschen, der leidenschaftlichen harten Rechtlichkeit, ererbt von den puritanischen Vätern, die bei vielen infolge der Erfahrungen der Zeit durchschlug, ging es wild her. Und der Möglichkeiten zur Entfesselung unterirdischer, zerstörerischer Kräfte waren viele bei dem ungeheuren Reichtum wirtschaftlicher Möglichkeiten und der fast völligen Abwesenheit staatlicher Ordnung und Machtmittel. Immer aber gab es Gegenkräfte, die die von der Dynamik des Lebens bedrohte Statik der Ordnung aufrechterhielten; die klar erkannten, daß die treibenden Kräfte der Zerstörung ja gerade die Forderungen seien, die Aufklärung und romantische Revolution aus der Vernunft gewannen: die Forderungen nach Menschenrechten, Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränität. Drüben ist die Dämonie der Vernunft nie so weit gegangen, daß

der Realismus der Tatsachen verdrängt werden konnte. Immer wieder fanden feste Köpfe den Weg aus dem Nebel der großen, hohlen Worte zum soliden Realismus der Vorväter, der frühen Tage des 18. Jahrhunderts, als eine großartige, helle, unbestechliche Klarheit über dem Denken der Menschen lag. In diesem neuen Lande, wo nach Eröffnung des Westens und dem Aufkommen der industriellen, im Gefolge der Wissenschaft und ihrer Erfindungen entstehenden Revolutionen Materie und das, was damit umgeht, die Wirtschaft, vorherrschend sein mußten (und geblieben sind), konnte Romantik nicht so weit gehen, Politik und Wirtschaft auseinanderzureißen.

Keinerlei abenteuerliche Ansichten über allgemeines Stimmrecht gefährdeten drüben die politischen Ordnungen, die nirgends so nötig waren wie hier, wo der Einsatz für die Gemeinschaft unter dem Blick des Völkischen nicht und noch lange nicht möglich ist, wo der staatliche Standpunkt Mühe hatte, nicht von der Brandung weggespült zu werden. Anfangs waren stimmberechtigt nur Menschen mit einem bestimmten Eigentum. Heute haben die Stimmberechtigten, deren Wahlrecht zwar nicht mehr an Besitz gebunden ist, doch eigentlich nur das Recht der Ratifikation zwischen zwei oder drei Kandidaten, an deren Aufstellung sie nur einen nominellen Anteil haben.

Die Väter der Verfassung und die späteren Staatsmänner und Richter der Vereinigten Staaten wußten, daß Menschen, die sich nicht gewisse Regeln vorgesetzt haben, unzuverlässig sind; daß man nie recht wissen kann, wie man mit ihnen daran ist. Wie mit den Einzelnen, so mit den Völkern und Staaten. So hielten sie sich an das Wort von John Locke: „Freiheit der Menschen unter einer Regierung besteht darin, ein Gesetz von Kraft und Festigkeit zu haben, zu dem sie stehen." Daß die Verfassung als das Bollwerk angesehen wird, in dessen Schutz die Vereinigten Staaten leben wollen, das hat Präsident Roosevelt als letzter erleben müssen. Nicht Roß und Reisige haben die Verfassung geschützt vor den Versuchen verantwortungsloser, selbstsüchtiger oder dummer Männer, die sie zerstören, verbiegen oder wegwerfen wollten. Sondern das Urwissen des demokratischen Menschen, daß eine Demokratie nur leben kann durch den guten Willen ihrer Bürger, durch das Vor und Zurück der einzelnen Interessen, durch Kompromisse. Das mag strengen Seelen zuwider sein, und viele verzweifeln daran. Dennoch ist es drüben eine Tatsache. Es ist ja fast zum Spotten und scheint unmöglich, daß in dem hochkapitalistischen, technisch-wirtschaftlich modernsten Lande der Welt, daß in einer Demokratie in diesem unsern 20. Jahrhundert der propagandistischen Massenbeeinflussung ein vorsichtiger, stockkonservativer, menschenkennerischer Wille das Verfassungs- und Gesetzesgerüst, innerhalb dessen das gewaltige zivilisatorische Werk der Amerikaner aufgebaut wird, hütet und erst nach sorgfältigster Erwägung da neue Balken, neue Fenster einfügt und einsetzt, wo es sich als unbedingt nötig erwiesen hat. Die Väter der Verfassung sahen solche Neueinsetzungen vor. Die Nachfahren mit dem gleichen nüchternen, herrschfähigen Geist angelsächsischer Prägung haben in 150 Jahren nicht mehr als neunzehn neue Balken und Fenster einzusetzen für nötig befunden.

Wieder eine persönliche Erinnerung: ich erlebte in Chikago die Neuwahl des

Bürgermeisters dieses Zentrums des mittleren Westens, in dem die Bestechlichkeit der städtischen Verwaltung augenscheinlich Tradition geworden ist. Von Bekannten, die sich an der Wahlkampfhandlung auf seiten der Gegenkandidaten der korrupten Partei beteiligten, wurde ich mitgenommen bei ihrer Rundfahrt durch die Stadt, bei der sie politische Kleinarbeit leidenschaftlich trieben für eine Sache, die — durchfiel. „Tja, wir haben verloren", sagte einer der Männer. „Es scheint fast zum Verzweifeln. Aber wir versuchen es immer wieder. Demokratie ist der Versuch freier Menschen, die Regierungsform auf freier Vereinbarung ohne Gewalt und Einschüchterung aufzubauen. Daran glauben wir."

Daß alle Amerikaner an der Main Street wohnen, das glauben wir zu wissen. Wenn das Buch dieses Titels auch unerlaubt vereinfacht und also fälscht, wahr ist, daß die Menschen drüben sehr viel einfacher im Geistigen sind als wir Kinder eines alten Erdteils. Dem Impuls materieller Entdeckung und Arbeit zur Einrichtung eines ganzen Kontinents hingegeben, bleibt ihnen nicht viel übrig für geistige Dinge oder nur für solche, die mit der Umwelt übereinstimmen und keine Unruhe erwecken. Relativismus, geistige Skepsis und Müdigkeit, Überkritik gibt es nur in einflußlosen Zirkeln. Und vor der letzten Konsequenz des Aufkläricht, dem entfesselten Menschen, der sich selbst vergottet, hat Gott die USA. bewahrt.

Aber Gott hat sie mit etwas anderem geschlagen: mit allzu großer geistiger Gleichförmigkeit. Schon vor dem Bürgerkriege war dies in solchem Maße der Fall, daß in Neu-England als Gegenkraft ein Dichter erstand, Henry Thoreau, der jetzt wieder entdeckt und gelesen wird, eine freie Seele, ein transzendenter Urindividualist, der z. B. sagte: „Wenn ein Mann nicht Schritt hält mit seinen Kameraden, so geschieht es vielleicht deshalb, weil er einen anderen Trommler hört." Und: „Jetzt, da der Staat die res publica eingerichtet hat, ist es Zeit, sich um die res privata zu kümmern." Damals aber verhallte diese Stimme im Getümmel wirtschaftlichen Wirkens und lauten Massenwesens. Nach der Zertrümmerung des Partikularismus der Südstaaten begann der große Schweißungsprozeß durch den kapitalistischen Individualismus, welcher der romantischen Revolution und den Einzelkulturen nur allzu erfolgreich den Garaus machte. Die Zeit des Fortschritts, der Technik, des Optimismus, der allein seligmachenden Gleichförmigkeit erfaßte alle wie in einem Taumel. Die Zweckvollen, die tätig Erfolgreichen, die tüchtige Fixigkeit regierten. Standardisation wurde überall zu ihren rechnerisch richtigen Zielen geführt, und Eigenwilligkeit, als verderblich in einer Zeit der Normierung, wurde gebrandmarkt. Die Gleichgerichtetheit griff folgerichtig über auf die Produktion von Wissen (auf den Universitäten); von Nachrichten (in Zeitung und Radio); von Unterhaltung (des Films und der Bücher, die, wie Sherwood Anderson sagt: „die normierten kleinen Kügelchen mit ‚Meinung', die niedlich eingewickelten Päckchen mit ‚Gefühl', wie sie die Magazinschreiber mit geübter Hand fabrizieren", enthalten).

Wie einst Thoreau, so fanden auch jetzt einige Menschen, daß die geistige Gleichmäßigkeit einen Schaden anrichte, wie er größer nicht gedacht werden könne. Sie suchten nach der letzten Ursache und fanden sie in der das Land beherrschen-

den Philosophie, welche Philosophie des Pragmatismus die jüngeren Jahrgänge der Studierten durchdrungen hat. Sie fanden, daß diese Philosophie zwar tauge für eine reiche Gesellschaft in den Zeiten fetten Friedens und um die stoffliche Grundlage für das amerikanische Leben zu legen (die nun aber fertig sei); daß sie wohl imstande sei, Männer heranzubilden, die fähig seien, mit ihrem als Werkzeug für bestimmte Zwecke organisierten Denken tadellos technisch zu planen oder gegebene Aufgaben auszuführen. Sie fanden aber, daß der Pragmatismus unschöpferisch sei; nicht Lebenswerte, nur die Lebensmaschinerie bedenke, also in der Materie steckenbleibe, nichts transzendiere und die dialektische Kulisse bilde für den nach sichtbaren, schnellen Erfolgen gierigen Menschen, hinter der er seine rein praktischen und im weitesten Sinne doch nur politischen Ziele verfolge.

Der größte Erfolg auf dem Gebiete der durch diese Lehre ermöglichten Gleichschaltung war die Amerikanisierung der zusammengewürfelten Menschenmassen, die bis zum Kriege ins Land strömten. Und die Folge der außergewöhnlich gelungenen Normierung dieses Menschenmaterials das lautlose Einschwenken der Amerikaner, als sie zum Kriege aufgerufen wurden und bis in den hintersten Winkel des Landes ein Nationalismus drang, dessen Unduldsamkeit, innere Härte und Zielbesessenheit diesseits des Ozeans nirgends erreicht wurden. Wir alle, die wir den Krieg bewußt erlebt haben, entsinnen uns noch der Beklemmung, der entsetzten Bewunderung, die uns in die Seelen fuhr, als wir von dem Bau der Straße hörten, die die Amerikaner für ihre Transporte schnurgerade und über alle Hindernisse hinweg, von Bordeaux zur westlichen Front anlegten.

Die dritte Grundlage des amerikanischen Wesens ist das Traumbild, das sich die Amerikaner von sich und ihren Zielen gemacht haben.

Warum gingen die Amerikaner in den Krieg? Sie gingen in den Krieg, „um die Welt für Demokratie sicher zu machen".

Wir, die wir Versailles und alles, was damit zusammenhängt, kennen, empfinden recht bitter bei diesem Satz. Aber die Menschen drüben gehören einer andern Welt an als wir. Sie sind nur aus ihr zu verstehen.

Die weniger offenbare, aber sehr einflußreiche und zähe Macht, die von dem amerikanischen Traumbild ausgeht, wurzelt, will mir scheinen, im Puritanismus und im Grenzertum. Von den nördlichen Puritanern kamen die intellektuellen Führer Amerikas, die, bei aller technischen Nüchternheit, dennoch die Dinge mit einem gewissen puritanischen Idealismus, mit der Fähigkeit zur Transzendenz sahen. Dazu erwuchs in ihnen aus der Notwendigkeit, sich selbst, andere, und in einem neuen und feindlichen Kontinent widrige physische Bedingungen zu überwinden und zu beherrschen, eine kühle Herrschfähigkeit, die sie an die Grenzer vererbten. Das Grenzertum aber gab den Amerikanern eine sehr männliche Vorstellung von den Dingen und der Ordnung, die dem Chaos zu geben sei. Daraus entstand eine Art von gelassen bewahrtem gesundem Menschenverstand, ein unverkümmertes gelöstes Kraftgefühl, welches weiß von gesteigerten Ideenvorstellungen und daß es jenseits der sichtbaren Gegenwart das Ideal gibt und geben muß, auch wenn die Raben noch so lange um den Berg fliegen.

Gewiß erscheinen uns alten Europäern die Gedanken, mit denen der ameri-

kanische Traum gestützt wird, etwas dünn. Aber es ist ja durch die ganze Weltgeschichte erwiesen, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, sondern von Vorstellungen und Träumen, von Glauben. Und es gibt Wahrheiten, gegen die alles spricht, was wir sehen, und die doch die Gewalt über die Gemüter behalten. Für die Amerikaner ist diese Gewalt die Vision einer Welt, in der die Völker friedlich regiert werden unter selbst auferlegten Regierungen, die Rechenschaft abzulegen haben, daß ihre Methoden gut, nützlich und gesetzmäßig sind; in der ein demokratisches Zusammenleben der Menschen ohne irgendwelche Standesunterschiede statthat. Ein ebenso kluger wie humorvoller Bekannter sagte mir: „Wir wollen uns das Recht des Menschen, zu irren, nicht nehmen lassen. Denn Irrtum ist ein indirekt wirkendes Mittel für die Selbsttätigen, die ihrer Last gewachsen sind. Nur für Schwächlinge sind Irrtümer schwächende Mittel."

Wenn die großen Worte der Väter von der „vollkommenen Einigkeit", den „Segnungen der Freiheit" usw. von den landläufigen Politikern — oft und viel — in den Mund genommen werden, bewirken sie nichts, als daß bisher noch nie in den USA. 50 % der Wähler von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht haben. In einem so jungen Lande, das ja erst einzurichten ist, wo daher unendliche Gelegenheit zu Taten immer für jedermann gegeben ist, das Politische an sich als Tat hinzustellen, würde nur Achselzucken erregen. Im Munde eines Mannes wie Lincoln, dieses stillen Beauftragten des amerikanischen Genius, waren diese großen Worte eine überzeugende Kundgebung des Glaubens an Amerikas Fähigkeit zu geistiger Größe über die Grenzen hinaus, welche physische und wirtschaftliche Bedingungen und solche des Temperaments den Amerikanern, hemmender als den meisten Völkern, auferlegt haben, weil sie reicher und jünger sind als andere Völker, mehr ausgesetzt den entsetzlichen Versuchungen des Stofflichen und des Diesseitigen. Das Traumbild der Amerikaner, das sie in ihrer weiträumigen jugendfrischen Seele von sich selbst tragen, ist eine geistige Haltung ebenso unwägbar wie real, ist ihre tiefste und empfindlichste Kraftquelle.

Dieser kraftvoll wirkende Traum verhindert, daß es drüben, trotz Millionen Ungelernter und Arbeitsloser, Proletarier gibt, weil die seelischen Möglichkeiten und Voraussetzungen, so tief zu sinken, nicht vorhanden sind. Gibt es einen stärkeren Beweis für die kraftvolle Hoffnungsfreudigkeit der Menschen drüben?

Wo und bei wem ich auch gelebt habe drüben: bei studierten Leuten des gebildeten Bürgerstandes; bei hausbackenen Farmern; bei spießigen Kleinbürgern in großen und kleinen Städten; bei Mitgliedern der oberen 400 des Industrie- und Bankreichtums; bei Arbeitern verschiedener Städte — überall fand ich diesen Glauben an das amerikanische Traumbild.

Über eine so ungeformte Welt Gewisses über die Zukunft aussagen zu wollen, wäre Torheit. Die neue Welt wird und will es sein: eine Welt für sich. Sie hat begonnen sich als lebendiges, eine Heimat gestaltendes Volk zu empfinden. Man kann nur den Wunsch haben, daß ihr das gelänge, auf daß unsere Menschenwelt recht bunt und mannigfaltig, von recht verschiedenartigen homines sapientes bewohnt bliebe. Aber es ist ja so, wie Henry Thoreau sagte: „Nicht jeder hört den gleichen Trommler." Wir brauchen uns also darum wohl nicht zu sorgen.

PAUL FECHTER

Die große Verwirklichung

Die großen Umwandlungsprozesse der Menschheit, die eigentlich säkularen Vorgänge, die sich ganz langsam unterirdisch vollziehen, um oft erst nach Jahrzehnten unbemerkter Veränderungen unter der Oberfläche in den seismographischen Bereichen des Lebens, den Bezirken der Kunst vor allem, sichtbar zu werden, haben im 19. Jahrhundert einen sehr merkwürdigen Verlauf genommen. Zu Beginn der neuen Zeit steigen sie in der Seele und im Werk eines Mannes, hier, da, dort mit unheimlicher Klarheit gestaltet oder ergriffen, auf — bei Goethe. Zu gleicher Zeit aber wächst über ihnen noch einmal der riesenhafte Überbau eines geistig formalen Gegenreiches auf, so daß für fast hundert Jahre die Einsichten des Faustdichters übersehen und verkannt werden konnten. Erst im letzten Drittel des Säkulums beginnt aktuell zu werden, was er ahnend erfaßt hatte, fangen die unterirdischen Prozesse an, sich überall zu manifestieren, und zuerst in den Bezirken der Kunst, dann auch in denen des Lebens eine neue Welt mit sehr neuen Zügen sich spiegeln zu lassen.

Der entscheidende Umwandlungsprozeß des 19. Jahrhunderts war die große Verwirklichung, die es auf allen Gebieten brachte, die Wendung zur Wirklichkeit als dem einzigen Maßstab und Sinn des Daseins. Ihren Mythus schrieb der alte Goethe im zweiten Teil seines Faust, nachdem er im ersten Abschied von der versinkenden Welt seiner Zeit, der Vergangenheit dieser Zeit und der nächsten, die immer noch Mittelalter hieß, genommen hatte. Jede Epoche hat ihre besondere Wirklichkeit: jede geht mit witterndem Instinkt ihr eigenes Unmittelbares suchen; das 19. Jahrhundert sah diese seine besondere Realität in der Realität an sich, vollzog auf fast allen Gebieten des Lebens die Wendung zum Wirklichen, die bis heute der eigentlich treibende Faktor im Prozeß des Daseins geblieben ist. Über den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende entstanden die funkelnden Bauten der größten geistigen Welt, die das Reich seit den Tagen der beginnenden Gotik gesehen hatte: von Fichte und Hegel bis zu Schelling und der Jenaer Romantik wuchs eine Welt des Geistes auf, in der sich alle Wirklichkeit bis zur völligen Gegenstandslosigkeit jeder Erfahrung auflöste und verloderte. Geist und Abstraktion waren die Herren der Zeit: der faustische Mensch wurde noch einmal Sinn und Herr des Lebens, als unterirdisch längst das Neue, das Kommende heraufdrängte. Von den jungen sah es keiner: nur der alte Mann in Weimar witterte den kommenden Wandel und gab ihm das erste große bleibende Bild — im zweiten Faust. Der mit Gott und dem Teufel um die Auflösung der Welt in Erkenntnis gerungen hatte, griff zum Spaten und ging in die Technik: eindeutiger konnte der kommende Weg des Jahrhunderts nicht gezeigt werden. Der Mythus der großen Verwirklichung des 19. Jahrhunderts erschien 1828 — als das Bürgertum noch keine Ahnung hatte, was dieser Prozeß für eigene Wirklichkeit einmal bedeuten sollte.

Denn dieser Wandel zur Wirklichkeit, den das 19. Jahrhundert auf allen Gebieten brachte, führte ganz von selbst und ungesehen einen zweiten, von ihm unabtrennbaren Prozeß herauf: die Entbürgerlichung des Lebens — und das zu einer Zeit, als das Bürgertum äußerlich betrachtet seinen Aufstieg zur Herrschaft überhaupt erst antrat. In dem Augenblick, in dem der Zug des inneren Lebens die Wendung zum Wirklichen nahm, kehrte er sich automatisch von den Bereichen des Bürgerlichen ab, nahm seinen Typen, Vorstellungen, Bindungen die verpflichtende Wirklichkeitskraft und ließ sie langsam zu den Schemen erstarren, als die sie heute, aus einer noch gar nicht so fernen Vergangenheit, wehmütig zu uns herüberschauen.

Verwirklichung ist das Jahrhundertschicksal und damit das Schicksal der bürgerlichen Welt, die an dieser Verwirklichung zerbrechen mußte, weil ihre Seins- und Lebensformen auf einer dem Wirklichen entzogenen gemäßigten Realität aufgebaut waren. Das Bürgertum war der Schöpfer dessen, was man mit einem unklar vieldeutigen Begriff den deutschen Idealismus genannt hat: es wurde zugleich sein Opfer, weil diesem Idealismus von Anbeginn schon begrifflich der Feind in jedem Realismus gegenüberstand. Indem das Bürgertum sich selbst — es steht alles schon im Wilhelm Meister — der höheren Welt anzunähern suchte, dem Adel des Geistes wie des Lebens, nahm es sich die Grundlagen des Wirklichen, höhlte es sich selber in der edelsten Absicht aus und schuf das seltsame Gebilde der bürgerlichen Welt des Kaiserreichs, für die nun das, was für die Goethezeit noch Realität gewesen, nur noch Konvention und ohne jede Kraft, dafür aber Behinderung gegen die neue Wirklichkeit auf allen Gebieten war. Der groteske Kampf des wilhelminischen Bürgertums gegen alles Neue, Moderne, Wirkliche und die Kraftlosigkeit dieses Kampfes zeigte die Situation sehr deutlich, während das wilhelminische Barock noch einmal sichtbar machte, was trotzdem an ungeformter primitiver Kraft selbst in den sog. Künstlern dieser Zeit noch steckte, sobald sie nicht mehr von den Vorstellungen der bürgerlichen Bezirke behindert waren.

Typen, Bindungen und Vorstellungen trugen als dünnes Gerüst die bürgerliche Welt: Typen, Bindungen und Vorstellungen zerbrachen, als der unterirdische Prozeß der Verwirklichung aus den ungefährlichen Bereichen der Philosophie, der Naturwissenschaften, der Technik, die er zuerst erfaßt hatte, hinübergriff in die lebensnaheren Gebiete der Kunst, der Dichtung, der Bildung und in ihnen greifbarere Wirklichkeit annahm. Philosophie, Naturwissenschaften, Technik waren, bevor die große Welle der Popularisierung ihrer Ergebnisse einsetzte, Gebiete, die abseits vom allgemeinen, vor allem von der allgemeinen humanistisch bestimmten Bildung lagen. Die Form der deutschen Geistigkeit oder besser des Anteils an der deutschen Geistigkeit, die Wilhelm von Humboldt geschaffen hatte, schloß die Bereiche, in denen der Geist an die Wirklichkeit stoßen mußte, von vornherein aus dem Umkreis dessen aus, das zu kennen der Gebildete, wie das schreckliche Wort lautete, verpflichtet war. Die deutsche Bildung ruhte auf den Geisteswissenschaften, auf Kunst, Dichtung, Sprache, Geschichte; die übrige, die wirkliche Welt stand draußen abseits. Die bürgerliche gebildete Welt lebte aus

Typen, Bindungen und Vorstellungen – und denen führte das Jahrhundert keine neue Wirklichkeitskraft mehr an. Als aus dem neuen Instinkt für das Wirkliche die ersten Umrisse einer neuen realeren Welt herauswuchsen, zerfielen die Typen, Bindungen, Vorstellungen, um ganz allmählich erst durch eine neue Welt von Lebensformen und -sinnbildern aus dem nun nicht mehr Mittelbaren ersetzt zu werden.

Es ist sehr eigen zu sehen, wie sich dieser Ersatz in der Spiegelwelt der Literatur vollzieht, nachdem im Naturalismus der Malerei wie der Dichtung die Jahrhundertwendung verspätet allen sichtbar gemacht worden war. Das bürgerliche Element der besten Art war dadurch gekennzeichnet, daß in ihm der Idealismus des Ethischen wie des Künstlerischen gewissermaßen konstitutionell geworden war: seine Männer und Frauen lebten nicht aus ihrem unmittelbaren Lebensbesitz, sondern aus dem bereits in das Netz der verpflichtenden Idealvorstellungen des Seins wie der Form eingegangenen. Sie lebten nicht, was sie waren, sondern etwas, wozu sie ihre Zugehörigkeit zu den Bereichen der gebildeten, höheren bürgerlichen Welt verpflichtete. Die Idealgestalten des bürgerlichen Mädchens von Gretchen bis zu Webers Agathe, von Schillers Luise bis zu Lessings Emilia Galotti, denen in der bildenden Kunst die stillen Gestalten Schwinds und Ludwig Richters ebenso entsprechen wie aus einer schon pathetischeren Welt heraus Feuerbachs Iphigenien, enthüllen die seelische Situation mit prägnanter Deutlichkeit – um so mehr als sie die bindende Kraft dieser Typenwelt zeigen: selbst Goethe vermochte sich ihr nicht zu entziehen, so sehr die einsame Gestalt der Philine für seine Kraft des Ergreifens der Realität jenseits aller bürgerlich hemmenden Typenvorstellungen Zeugnis ablegt.

Der sichtbare Durchbruch des großen Unterstroms der Verwirklichung stellt sich überhaupt am eindringlichsten in dem Typenwandel des Weiblichen innerhalb der einstigen modernen Literatur dar. Er kündigt sich zuerst bei Grillparzer an, weniger in den weiblichen Gestalten, obgleich sowohl Hero wie die Jüdin von Toledo bereits aus der Wirklichkeit des Seelischen, nicht aus Vorstellungen leben, als vielmehr in den Gestalten der jungen männlichen Welt, des Königs in der Jüdin, des jungen Herzogs Otto im Treuen Diener seines Herrn. Bei Hebbel hat die Klara der Maria Magdalena in ihrer dialektischen Gefühlsüberlegung allerhand norddeutsche Wirklichkeitszüge; zum ersten tatsächlichen Durchbruch kommt die große Verwirklichung bei Ibsen und seinen Frauengestalten. Auch bei ihm bleibt die bürgerliche Idealvorstellung aktiv: sie wird gewissermaßen gereinigt, heroisiert: von Nora bis zu Ellida Wangel und Ella Rentheim wird die Konvention mit neuem großem Leben aus einem neuen überbürgerlichen Glauben erfüllt, der Glaube an eine neue tiefere Wirklichkeit ist oder besser sein soll. Nora glaubt an das Wunderbare, Ellida Wangel an die Sehnsucht und das Leben – bei Hedda Gabler aber, bei der Irene des Epilogs versinkt aller Glauben und weicht der verzweifelten Skepsis des letzten bürgerlichen Tragikers, der nicht mehr an die Tragfähigkeit der eigenen Welt zu glauben vermag, weil er selber fühlt, daß all das, aus dem er von den Frauen aus seine neue Wirklichkeit aufbauen möchte, keine Wirklichkeit im neuen Sinne ist, sondern Typus,

Bindung, Vorstellung – die Ingredienzien der bürgerlichen Welt, nur gehöht, veredelt, gesteigert – idealisiert. Die neue Wirklichkeit ist hier noch einmal von den alten bürgerlichen Mächten erfaßt und geknickt, woraus sich dann die oft erörterte Tragikomik der Ibsenschen Dramenwelt ergab.

Am deutlichsten sah das Ibsens erbittertster Gegner August Strindberg, und der Schritt, den er tat, war der, daß er nun wirklich versuchte, Frauen aus realem Seelenmaterial hinzustellen. Er brachte die erste große Verwirklichung der weiblichen Welt, abseits aller Typen und Idealvorstellungen: sein Naturalismus drang zuerst bis an die Realität vor, wenn auch an eine von persönlichen Erfahrungen verzerrte und nicht dem Unmittelbaren allein entsprungene. Er gab die Negation der bürgerlichen Vorstellung; so blieb mancher bürgerliche Rest hängen; aus dem Negativen ist Neues nicht zu entwickeln. Frank Wedekind war klüger: er machte den Versuch, an die letzte Wirklichkeit des Lebens jenseits aller Begriffe heranzukommen und von ihr aus allein aus den dunkeln Welten des Triebes seine Gestalten mit Blut zu nähren. Auch bei ihm blieb Grundsätzliches in Bruchstücken in der Gestaltung sitzen: immerhin kam er am weitesten in die Bereiche des Lebens, das sie alle mit heißem Bemühen jenseits der zerbrochenen Typenwelt suchen gingen. Sie suchten alle die wirkliche Frau – Ibsen, Strindberg, Wedekind: der Dichter der Lulu war insofern der klügste, als er ahnend begriff, daß bei der Frau allein mit der Wirklichkeit, wie Strindberg sie zornig zu fassen suchte, nichts zu machen ist. Er gab ganz nebenbei nicht in einer bestimmten Gestalt, sondern in Zügen all seiner Frauen und Mädchen in seinem Bekenntnis zur vollendeten körperlichen Erziehung des weiblichen Geschlechts die Umrisse eines neuen Ideals über dem Wirklichen, das erst eine spätere Zeit einmal im Sinnbild fassen wird.

Denn diese ganze Wendung zum Weiblichen als dem Symbol einer neuen Verwirklichung des Lebens versank mit dem Krieg: der zweite Naturalismus, der der Nachkriegszeit, den man fälschlich Sachlichkeit genannt hat, war so aufs Wirkliche im negativen Sinn des Bösen, Häßlichen gestimmt, daß für Weibliches kein Platz mehr war. Die Zeit fraß die Frauen schon in der Realität: sie zerstörte, konnte nichts schaffen. Was blieb, waren Trümmer, Reste kleiner Mädchenbilder, verspäteter Abschied von dem bürgerlichen Frauenideal bei Isolde Kurz – und über all dem der wunderliche Aufstieg eines neuen Ideals, einer neuen Illusion, nun aber nicht mehr in der Kunst, nicht mehr in der Dichtung, sondern im Film – in Greta Garbo. Die Wirklichkeit selber, jetzt die Herrin der Zeit auf allen ihr zugänglichen Gebieten geworden, schuf sich die große neue Verwirklichung der Frau, stellte sie mit Schönheit und sehnsüchtigem Reiz in die verwirrte Welt nach 1918 – und zog sich dann selbst wieder hinter den Abglanz und den fernen Schatten im bewegten Bilde zurück. In der Gestalt Greta Garbos, im Blick ihrer Augen, ihrer langsam tragisch sehnsüchtigen Bewegungen stellte das Leben selber eine neue Wirklichkeit hin – und eine neue Vorstellung jenseits der verwehten bürgerlichen wie der antibürgerlichen. Etwas von dem wunderbaren melancholisch sehnsüchtigen Zauber des unmittelbaren Lebens hat in dieser Frau Gestalt bekommen und wird in ihrem vergrößerten Abbild, hinter dem sie

und ihre kleine lebendige Wirklichkeit dann wieder bis zur fernen Anonymität entschwinden, Traum und Sehnsucht von Millionen. Was einst Gretchen hieß oder Rautendelein, Agathe oder Vanadis, heißt heute wie eine Frau des wirklichen Lebens. Die große Verwirklichung erlaubt nicht mehr das Hinübertragen eines Ideals in eine abgeleitete, verblaßte Welt der Spiegelbilder: sie will das Stückchen Wirklichkeit selbst als Ideal, macht es zum Ideal – auch in der Wirklichkeit. Greta Garbo ist ein Traum nicht um einer Rolle, um einer Leistung, sondern um ihrer selbst, um ihrer Wirklichkeit willen, die für all die Massen der Zuschauer das Entscheidende ist.

Warum aber diese Wirkung auf Millionen ohne die Einschaltung der Magie einer großen Kunst, eines großen zaubernden Gestalters, der den Menschen und seine Wirklichkeit in seine Form- und Weltvorstellung einfing? Doch wohl darum, weil aus diesem Gesicht und dieser Gestalt ohne alle Zwischenschaltung des wählenden und vereinfachenden Willens eines Dichters das Leben selber spricht, selbst Schönheit, Verwirklichung seines herrlichsten Realitätsbesitzes geworden ist – für alle. Die große Verwirklichung des Jahrhunderts hat hier vielleicht ihr höchstes und lebendigstes Ziel erreicht – in der Gestalt und den Zügen einer lebendigen Frau, die immer das schönste Sinnbild des Lebens in seiner unmittelbarsten Form, seine reinste und beglückendste Realisierung jenseits aller gestaltenden und gestalteten Umwege sein und bleiben wird.

Aus dem Alltag der Antike*

VI.

Wie im staatlichen war es auch im privaten Betrieb. Der Großbankier oder Kommerzienrat hatte in seinem computatorium, seinem Kontor, „junge Leute" unfreier Herkunft. Sie leiteten die Filialen und Transporte seines Hauses. Wer Zölle oder Steuern vom Fiskus gepachtet hatte, verwendete seine Diener als Einziehungsbeamte. Ein Ingenieur und Bauunternehmer suchte sich Sklaven, die Architektur oder Technik studiert hatten. Wer Intendant der Schauspiele war, kaufte sich Truppen von Fechtern oder Mimen zusammen. Die Fabrikbesitzer arbeiteten mit kunstgeübten Sklaven, z. B. mit Goldschmieden, Vasenmalern u. a. m. Die italische und sizilische Landwirtschaft mit ihrer reichen Erzeugung an Wein, Öl, Obst, Korn, Fleisch blühte empor, weil sie intensiv im großen mit zahlreichen Sklaven, die wenig kosteten, betrieben wurde.

Die Nachfrage nach Sklaven war groß. Um die Armut seines Ehepaares Philemon und Baucis dem Leser zu veranschaulichen, bemerkt Ovid, sie hätten nicht einen Sklaven gehabt. Auf dem großen Markt zu Delos wurden manchmal an einem Tage zehntausend Sklaven abgesetzt. Wer im Kriege von den Römern gefangen oder unterworfen wurde, verlor seine Freiheit. Sklavenaufkäufer waren bei jedem Regiment. Offiziere und Mannschaften verdienten durch Gefangenenverkauf etwas zu ihrem Solde dazu. Reichten die so gewonnenen Sklaven nicht aus für die Bedürfnisse von Staat und Wirtschaft, so wurden Jagden an der asiatischen Küste u. a. veranstaltet. Manche Männer, Frauen und Kinder aus guten griechischen und orientalischen Familien hatte, neben Kelten und Germanen, das Unglück in die Sklaverei gebracht. Die Römer hüteten sich im allgemeinen, solche Kräfte zu mißbrauchen oder zu mißhandeln. Ein Unternehmer, der einen hervorragenden Techniker oder Kunsthandwerker besaß, wird ihn gewiß gut gehalten haben.

Vielfach erhielten die Sklaven neben Kost, Kleidung, Wohnung auch baren Lohn, was sie unseren Arbeitern und Angestellten noch mehr nähert. Wer genug gespart hatte, kaufte sich frei und machte sich selbständig unter dem Schutz des früheren Herrn. Mancher wohlhabende Römer kaufte sich ein griechisches Lehrerkollegium zusammen zur Ausbildung seiner Söhne in allen Wissenschaften. Manche ließen ihre jungen Sklaven gut unterrichten, um sie besser verwenden zu können. Diejenigen Sklaven freilich, die massenweise gefesselt auf Plantagen oder in Bergwerken schufteten, haben es gewiß nicht gut gehabt. Aus diesen Kreisen sind die großen Aufstände der Sklaven hervorgegangen, von denen der unter der Führung des Spartakus beinah das Reich dem „Proletariat" unterworfen hätte. Auch den geachteten Haussklaven konnte der Herr verkaufen,

---

* Siehe „Deutsche Rundschau", Juni-, Juli-, August-, September- und Novemberheft 1938.

wegen kleiner Versehen oder nach Laune züchtigen und sogar töten. Doch haben sich Staat und öffentliche Meinung der Kaiserzeit immer entschieden gegen jede Willkür erklärt, bis die antike Bewegung des Christentums auch im Unfreien den Bruder achten lehrte.

Die Bindung an Herrn und Haus hatte auch ihre guten Seiten. Sie schuf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein lebenslängliches Band der Treue, wie es unsere kündbaren Dienstverhältnisse nicht kennen. Wie viele Sklaven sind ihrem Herrn freiwillig in den Tod gefolgt! Wenn einen Herrn der Welt alle seine Granden und Garden verließen, wenn das Volk auf der Straße gegen ihn tobte, so blieb ein Sklave bis zuletzt ihm zur Seite und weinte um ihn. Der Diener, der mit dem jungen Herrn aufgewachsen war, wurde und blieb sein Vertrauter, sein Helfershelfer bei tausend Streichen. In unzähligen Komödien der Antike wird geschildert, wie die beiden Schlingel, der Junker und der Diener, den Papa foppen, ein Mädchen entführen, allerhand Unfug machen. Dieser Typ des schlauen, unentbehrlichen Sklaven ist in die Weltliteratur übergegangen. Zweifellos zeichnet hier die Komödie Bilder des wirklichen Lebens nach. In manchem vornehmen Hause wird ein unfreier, alter, würdiger Haushofmeister oder eine gestrenge Kammerfrau die Zügel in der Hand gehalten haben. Die Mädchen und jungen Frauen waren mit mancher anmutigen griechischen Sklavin herzlich befreundet, die ihnen Rat und erheiternde Stunden voller Musik und Märchen spendete. Oft fand ein vornehmer Mann, dem seine legitime Ehe mit einer Standesgenossin wenig Freude bereitete, den Trost seines Lebens in der dauernden Verbindung mit einem schönen, liebevollen, treuen, fraulichen Mädchen, das ihm ein Sklavenhändler ins Haus gebracht hatte.

Es ist nicht so abwegig, wie es scheint, wenn wir schließlich von den Sklaven zu den F r a u e n d e r A n t i k e übergehen. Denn nach dem alten Recht der Griechen und besonders der Römer waren Gattin und Kinder der hausväterlichen Gewalt nicht weniger streng unterworfen als die Sklaven. Auch die Sklaven und gerade sie fielen unter den vermögensrechtlichen Begriff der „Familie", was ursprünglich „Knechtschaft" bedeutet. Dem Vater gegenüber war im Hause alles rechtlos, Vieh und Knecht, Weib und Kind. Nach römischem Recht blieb auch der erwachsene Sohn, der sich selbständig gemacht hatte, des Vaters Untertan. Solange der Vater lebte, hatte der Sohn kein Eigentum. Der Hausherr konnte Frau und Kinder an Leib und Leben strafen und einem anderen verkaufen. Ein Knecht erlangte eher die Freiheit als eine Gattin oder ein Sohn. Der Brauch hat hier schon früh vieles gemildert. Die Römer waren Weltmänner, keine starrsinnigen Pedanten. Zur Wirklichkeit der Antike gehört auch d i e überraschende Tatsache, daß die Frauen damals mächtiger und angesehener gewesen sind, als man glaubt und als das strenge alte Recht erscheinen läßt. Als Herrinnen erscheinen die Frauen in Ägypten und Vorderasien. Bei den Griechen und Römern haben sie ihren Anspruch auf Freiheit und Herrschaft immer mehr durchgesetzt. Am Ausgang der Antike erfreuten sie sich einer

nun auch rechtlichen Unabhängigkeit, wie sie sie, nach schweren Rückschlägen in Mittelalter und Neuzeit, erst im 20. Jahrhundert wieder errungen haben.

Es ist so, als hätten die Frauen des Altertums das Bewußtsein dafür nie ganz verloren, wie Wesentliches sie einst aus eigenster Kraft zum Aufbau und Bestand dieser glänzenden Welt beigetragen hatten. In grauer Vorzeit hatten sie sich ein eigenes Reich geschaffen. Der Mann liebte es, frei umherzuschweifen, unbehaust, als Hirt oder Jäger, stets in enger Verbindung mit den verehrten Tieren. Da schuf eine Frau als erste und vielleicht größte Erfinderin der alten Welt einen Garten, die erste Pflanzung der Erde. Wo das zuerst geschehen ist, wissen wir nicht. Die Frauen waren immer Freundinnen der Bäume und Blumen gewesen, hatten Kräuter und Früchte gesammelt, sich von ihnen genährt. Nun wollten sie sie immer um sich haben, sie bei sich hegen, so wie der Mann seine Tiere hegte. Er zähmte Tiere, sie zähmte Pflanzen. Mit dem Garten entstand das Haus. Rauch steigt auf aus der geflochtenen Hütte, im tönernen Topf brodelt Haferbrei, das Frühstück der Urzeit.

Die Frau ist mit ihren Kindern frei geworden vom Mann. Sie braucht die Abfälle nicht mehr, die er ihr vom Wildbret zuwirft. Sie hat ihren Platz, am Herd, gefunden. Mit Waffen verteidigt sie ihn gegen den Mann, der sich ans Haus nicht binden mag. Da und dort siegt sie. Eine Weltherrschaft der Hausfrauen steht vor der Tür. Dann wird Friede geschlossen. Die Frau gibt dem Manne, den sie gern hat, freie Station, wenn er bei ihr und den Kindern bleibt. Vielleicht war sie zu arglos. Denn der Gast wird bald zum Herrn. Im Hause, das er nicht gebaut, auf dem Felde, das er nicht besäet hat, reißt der Mann die Herrschaft an sich. Vom Hause dehnt er seine Herrschaft über das Land aus. Vom Hause aus sind die großen Reiche des Altertums entstanden.

Nicht überall wurde der Mann zum unbeschränkten Herrn. In Ägypten ist vor fünftausend Jahren die „Dame" entstanden, d. h. die Herrin, die gepflegte, geehrte, selbständige Frau. Statuen und Reliefs stellen die ägyptische Frau dar, in schlanker Linie, geschlossen und gelöst, zierlich und mit träumerischer Schwere, verfeinert und voll fraulicher Güte, des Mannes Freundin, Mutter und Kind. Göttliches, sonnenhaftes Frauentum kommt im Kopf der Nofretete zum Ausdruck. An den Ufern des Nil und ebenso an denen des Euphrat achtete der Mann in der Frau den Menschen. Hand in Hand, in rührender Eintracht, sehen wir Mann und Frau auf den Grabfiguren nebeneinander sitzen. Dem jungen Mann raten die Weisen, bald ein Mädchen zu freien, sie liebzuhaben und schön zu kleiden. Frauenbriefe verraten zärtliche Sorge um den verreisten Gemahl. Heiratete ein Mädchen, so schloß sie mit dem Verlobten einen Vertrag, der ihn verpflichtete, ihr Kleidung und Unterhalt zu geben. Freundinnen waren ihm, außerhalb des Hauses, erlaubt, Nebenfrauen nicht. In Ägypten und Babylon verfügte die Frau schon in alter Zeit über ihr Gut. Eine Witwe konnte Vormünderin der Kinder sein. Es gab Sekretärinnen und weibliche Richter. Die Königinmutter von Assyrien, die Gattin Sanheribs, beherrschte den Hof von Ninive. Aus den Zügen der Königin Teje von Ägypten spricht willensstarker Frauengeist. Ein Künstler der Spätzeit hat als Göttin Isis eines jener Groß-

stadtmädel von Alexandria dargestellt, die es als Freundinnen des Königs zu göttlichen Ehren bringen konnten. Am Ausgang des Altertums steht in Alexandria die Professorin Hypatia.

Auch die Griechen empfanden den Wert der Frau. Erinnerungen lebten in ihnen an eine Zeit, da die Frauen noch streitbar gewesen waren. Die Kunst stellte Amazonen dar, Jungfrauen zu Roß mit dem Speer in der Hand. Die göttliche Artemis mit dem nie fehlenden Bogen war ihre Herrin. Ein Mädchen in Helm und Panzer, die Parthenos, war Schirmherrin des sehr männlichen Staates von Athen. Der „Sieg" wurde in Gestalt einer Frau, der Nike, dargestellt. Im Olymp läßt sich die Göttermutter Hera von Zeus, ihrem Gemahl, keineswegs unterkriegen. Die klassische Dichtung ist voll unvergänglicher Frauengestalten. Nie ist die reine Liebe von Mann und Frau zueinander schöner geschildert als in den Szenen zwischen Hektor und Andromache oder Odysseus und Nausikaa. Zwanzig Jahre hält unter schwersten Bedrängnissen Penelope dem verschollenen Gatten die Treue, bis er heimkommt. Holde und unholde Frauenbilder, Antigone, Elektra, Iphigenia und Medea erschienen in den Werken der Tragiker auf der Bühne zu Athen. Aber während die Spartaner ihre Töchter mit den Söhnen zusammen turnen ließen und hier das Sportmädel die Bühne der Geschichte betritt, hielten die Bürger von Athen ihre Weiber streng zu Hause. Sie ließen sie nichts lernen und nahmen sie auf keine Gesellschaft mit. Freiere Luft wehte jenseits des Meeres in den Kolonien. Auf Lesbos lebte Sappho, die erste Dichterin der Antike. Im Osten entstand als neuer weiblicher Typ die Freundin des Mannes. In Schulen wurden Mädchen für das Auftreten im Salon erzogen. Im Gegensatz zu den Ehefrauen waren sie reizvoll und gebildet. Bald fanden auch die Athener Vergnügen am Umgang mit diesen geweckten, anregenden Frauen, den sogenannten Hetären (d. h. Freundinnen). Aspasia war die Freundin des großen Perikles in Athen. Sie hat die Frauen der Stadt freier und beweglicher gemacht. Ihr schöner und tiefer Geist gab ihr den Platz unter den weisesten Männern. Sokrates unterhielt sich gern mit ihr. Plato läßt in einer seiner Schriften die Hetäre Diotima über das Wesen der Liebe sprechen. Neben Götterbildern erhob sich die Büste der Phryne von Praxiteles im Tempel.

Die Welt wurde weicher. Das große Zeitalter der Frau begann. Die Männer küßten der Dame die Hand. Sie gab an Fürstenhöfen den Ton an und wurde zum Schicksal der Nationen. Dichter und Philosophen schrieben für einen weiblichen Leserkreis. Die Frau trieb Sport, spielte auf der Bühne, dichtete und korrespondierte mit ihren Verehrern. Ägyptische Form und griechischer Geist verschmolzen zu jenem Frauentyp, der in Kleopatra gipfelt. Diese Frau hat sogar die harten Römer erobert. Beinahe wäre sie Kaiserin, Herrin der Welt geworden.

Bei den Römern endlich galt die Frau anfangs so wenig als Person, daß sie keinen eigenen Namen, sondern den ihres Geschlechts, z. B. Cornelia, führte. Aber die Mutter wurde geehrt, und wo die Mutter geehrt ist, wird die Gattin geliebt. Coriolan, der seine eigene Vaterstadt bekriegte, wich zurück, als Mutter und Gattin ihn anflehten. Die Frauen retteten Rom. Anders als die Athener haben die klugen Römer, so sehr ihr Recht die männliche Obergewalt betonte, doch

der Frau in ihrem häuslichen Reich Selbständigkeit eingeräumt. Er führte den Pflug, sie die Spindel. Der Mann lebte und sprach mit der Frau. Sie trat sicherer auf als die Griechin, sie war mehr Juno als Aphrodite, oft leidenschaftlich und voll südlicher Grazie. Ein Grabstein sagt von einer römischen Frau: „Sie war von artiger Rede und edlem Gang, besorgte ihr Haus und spann." Mürrisch brummte der alte Cato: „Unsere Männer regieren die Welt, selber werden sie von den Frauen regiert. Wären wir doch die Frauen los."

Einfluß und Ungebundenheit der Frau stiegen mit der Zeit. In Rom war der Matronenklub so mächtig, daß der Senat mitunter seinen Beistand anrief. Verbot die Regierung die teuren, bunten, durchsichtigen Kleider, so erhoben die Frauen in öffentlicher Versammlung dagegen – natürlich erfolgreichen – Einspruch. In den Gemeinden hatten sie das Wahlrecht. Herren des Reichs wie Sulla, Cäsar, Antonius huldigten den schönen Frauen. Nun wurde es üblich, zur Geliebten „Herrin", Domina oder Donna, d. h. Dame zu sagen. Das schillernde Wesen einer Cynthia oder Lesbia spiegelt sich in den Versen eines Catull oder Properz. Sie waren die Troubadoure der Antike. Von allen Wohlgerüchen und Farben Ägyptens, von Bronzeleuchtern und Silbergeschirr, bunten Kissen und gestickten Decken umgeben, empfing nun auch die römische Dame ihre Anbeter, um mit ihnen zu plaudern, zu lesen und auch zu trinken. An die Stelle der Frau von alter, stolzer Art, wie es noch Livia und Oktavia waren, traten Gestalten wie die Kaiserin Messalina, die den Geist des Adels zersetzten und zerstörten.

Rechtlichen Ausdruck fand die freiere Stellung der Frau darin, daß eine neue Form der Eheschließung eingeführt wurde. Sie war ein reiner Vertrag, der der Frau volle Selbständigkeit ließ, so daß der Mann nicht mehr über ihr Gut verfügen konnte. Mehr als eine Frau wurde maßgebend auf dem Kapitalmarkt. Auch war die Ehe als Vertrag jederzeit kündbar. Je nach dem Auf- und Abstieg der Parteien wechselte man die Frau. Cäsar war viermal, sein Gegner Pompejus fünfmal verheiratet. Doch blieb auch unter diesem freieren Eherecht das alte, gute Verhältnis zwischen Mann und Frau im Bürgerstand vielfach bewahrt. Neben vielem anderen hat das römische Recht der Menschheit die Lehre von der freien Persönlichkeit der Frau hinterlassen.



Paul Strecker: „Ein schöner Sonntag“

PAUL STRECKER

Die Marne – unmilitärisch

Vor den Toren der Stadt Paris, im Osten, schlängelt sich in vielfachen, anmutigen Windungen der von Weiden, Pappeln, Akazien und grüner, etwas dürftiger Vegetation unbestimmterer Art sanft umstandene Fluß. Daß der obere Lauf dieses friedlichen Gewässers einmal Mittelpunkt kriegerischen Geschehens war, soll hier nicht weiter erwähnt werden.

Das ist Geschichte, ist Vergangenheit.

Charlot und Chouquette und die vielen anderen jungen Leute, die zur Marne hinausfahren, um dort ihren Sonntag zu verbringen, denken sicher auch nicht mehr daran.

Der durch harmloses Hügelland eingerahmte Fluß mit seinen liebenswürdigen Ufern ist für sie das Zentrum sehr positiver und ergiebiger Sonntagsfreuden. Die Marne ist der Tummelplatz der kleinen Leute des großen Paris. Sie wirkt bescheidener als die viel offiziellere, elegantere Seine, ist nicht wie diese von opulenten Besitzungen umsäumt; das Kleinfamilienhaus beherrscht die Gegend, bedeckt die Hänge mit seinen roten Ziegeldächern und entspricht durchaus der Landschaft und den Bedürfnissen seiner Umwohner. Diese sind in der Hauptsache

Kleinrentner oder sonstige Zeitgenossen im Ruhestand. Sie sitzen einen großen Teil des Tages in bequemen Korbstühlen vor ihren Häusern oder in ihren winzigen Gärten, rauchen Pfeife, lesen Zeitung, begießen ihre Blumen und entwickeln geduldigen Zuhörern ihre Ideen über Politik. Madame ist im Haushalt beschäftigt, wenn sie sich nicht mit der Nachbarin unterhält.

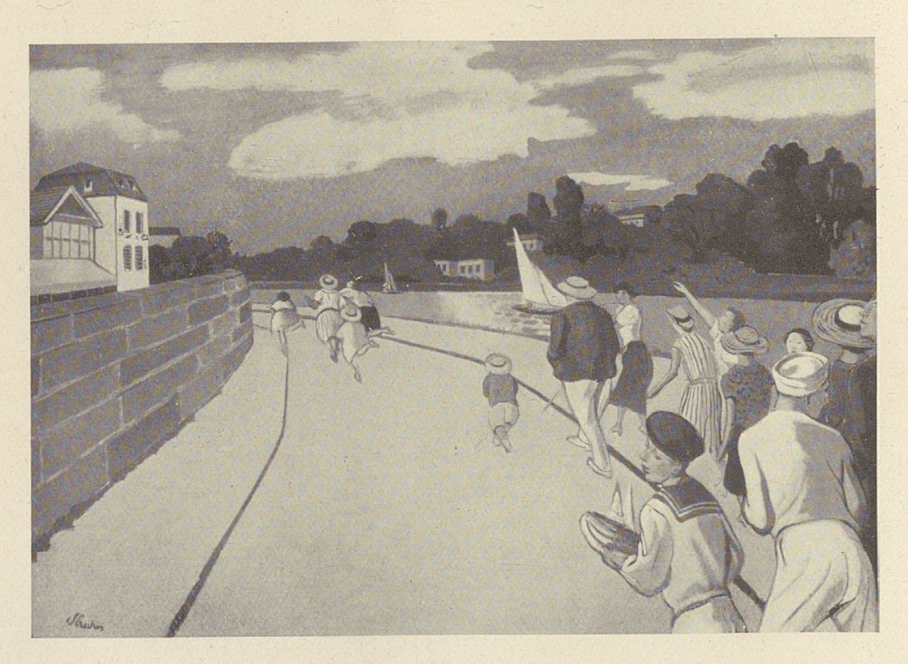
Es ist Sommer. Es ist Sonntag.

Das berühmte „Huhn im Topfe" duftet aus den offenen Küchenfenstern.

Die Wiesen, die sich zu beiden Seiten des Flusses dehnen, blühen. Charlot und Chouquette liegen im Gras. Dampfschiffe, wie man sie nur noch auf alten Stichen sieht, ziehen vorüber, ehrwürdige Museumsstücke, die prusten und schnaufen.

Charlot hat sein Hemd ausgezogen und liegt im Schoß von Chouquette. Seine Sonntagslackschuhe glänzen in der Sonne. An den Ufern ist Bewegung. Wohlgenährte ältere Herren im Stehkragen mit dem guten Panama auf dem Kopf halten unermüdlich stundenlang ihre Angelrute ins Wasser. Andere sitzen in kastenartigen Kähnen im Fluß und gehen der nervenberuhigenden Untätigkeit des Fischens mit beschaulicher Wollust nach. Die Ergebnisse dieser Beschäftigung heißen „Goujon" oder „Ablette" und werden als „Friture" in gebackenem Zustande mit etwas Zitrone in den vielen kleinen Restaurants am Ufer serviert.

Festtäglich aufgeschmückte Familien gehen spazieren, lagern auf schön karierten oder geblümten Decken im Gras, haben neben sich auf Servietten die goldgelb gebackenen langen Brote und die Rotweinflaschen ausgebreitet und sind in die



Paul Strecker: „Promenade am Fluß"



Paul Strecker: „Marnelandschaft“

Betrachtung der vielen vorüberziehenden Boote versunken, während die heiter tränenselige Akkordeonmusik der zahlreichen „Bals-Musette“ den Fluß entlang die jungen Leute zum Tanz lädt.

Die Mädchen heißen hier Fifi, Nénette, Titine. Die jungen Burschen Dédé, Bébert, Toto. Sie treten meist gruppenweise auf, benehmen sich höchst ungeziert und sogar herzhaft natürlich. Sie springen herum wie die Fohlen, balgen, verfolgen einander, gehen Arm in Arm, laufen auseinander, um sich alsbald wieder zu vereinigen. Sie sprechen in dem etwas rauhen, schleppenden Tonfall der Pariser Vorstadt und haben auch deren gewürzten bilderreichen Witz, der mit jeder Situation durch ein treffendes, blitzartig geprägtes und unumstößlich richtiges Wort fertig wird. (Der „Boulevardesprit“ erscheint daneben farblos und künstlich).

Viele der Mädchen tragen bunte Bänder im Haar, andere wieder haben kecke Hüte auf dem Kopf und sind angemalt wie die Puppen, wirken in dieser bürgerlichen Umgebung wie scharmante und etwas unheimliche Götzenbilder. Charlot küßt Chouquette auf den Mund, minutenlang, unbeweglich.

Spaziergänger, Radfahrer, Tandems, Autos, kommen vorbei, Hunde und Katzen jagen über die Wege. Boote gleiten schnell abwärts, andere arbeiten sich mühsam gegen den Strom. Die Klubs rudern in Achtern vorbei, angefeuert durch die kurzen Zurufe ihres Kapitäns. Aus dem kleinen Restaurant gegenüber: „A l'ami Gégène“ hört man, vorgetragen von einer frischen Stimme, ein Chanson von Charles Trenet, dem „François Villon“ des heutigen Frankreich:

Y a d'la joie
Bonjour, Bonjour les hirondelles

Y a d'la joie
Bonjour, Bonjour les demoiselles — —
(Den Rhythmus zu diesem Lied fand der Dichter-Komponist eines frühen Morgens in dem Geräusch der klappernden Mülleimer).

Ein Syphon neben leeren Gläsern steht in einer Laube am Wasser. Eine zertretene Blume liegt am Boden.

Wenn die Sonne sich bedeckt, wechselt die Landschaft. Sie wird auf einmal ernst. Unwillkürlich glaubt man, es werde sich nun irgend etwas ereignen. Es ereignet sich aber nichts. Tote Hunde treiben im Strom, tun jedoch der Gemütlichkeit keinen Abbruch.

Chouquette träumt in den Armen Charlots. Wie alle kleinen Mädchen träumt sie davon, Filmstar zu werden. (Weiter stromaufwärts liegt Joinville-le-Pont mit seinen Filmateliers.) Chouquette denkt an die berühmte Danielle Darrieux, die kaum älter als sie und heute sicher die bekannteste Frau Frankreichs ist. Aber im Grunde möchte sie doch lieber heiraten. Vielleicht wird etwas daraus im nächsten Jahr. Charlot ist gerade erst vom Militärdienst zurückgekommen.

Auf der Insel im Fluß, der „Ile d'Amour“ drehen sich die Paare zu der Musik des „Lambeth Walk“. Das ist jener kuriose, aus England importierte polka-artige Tanz, der in Windeseile über die ganze Welt gegangen, sogar bis an die Ufer der Marne vorgedrungen ist, und den natürlich Charlot und Chouquette sofort erlernt haben.



Paul Strecker: „Im Grünen“

Die Spaziergänger bleiben stehen und sehen den Tanzenden zu.

Zwischen zwei Bäumen hängt ein Strick, an dem ein Brettchen befestigt ist. Darauf sitzt ein Kind und schaukelt. Kleine Mädchen in schwarzen Samtpelerinen über weißen Röcken laufen durchs Grüne, halb verdeckt von den hohen Gräsern. Ein Paar liegt eng umschlungen im Gebüsch. Das Mädchen biegt den Kopf weit zurück, schließt genießerisch die Augen.

Junge Leute, halbnackt, ringen miteinander. Andere werfen Bälle, die alle Augenblicke ins Wasser fallen und dort herausgefischt werden müssen, eine Dame kanonischen Alters schwimmt. Nur ihr Kopf, den eine angriffslustige Nase und ein rotes Band zieren, schaut aus dem Wasser. Von einem anderen Schwimmer sieht man nur die Beine mit gut entwickelten Krampfadern.

Blasse Arbeiter mit knochigen Gesichtern führen zartgliedrige Mädchen spazieren, ein dickes, schlafendes Frauengesäß ist dem Beschauer zugedreht, weißberockt. Ein kleiner Junge versucht, auf dem Kopf zu stehen.

Die Bäume fangen an bläulich zu werden. Abendkühle steigt nieder, lagert feucht auf den Wiesen und scheucht die Menschen aus dem Gras.

Eintagsfliegen schwärmen aus den Büschen, flattern ein wenig in der Gegend umher und legen sich dann, kaum entpuppt, an den Ufern zum Sterben nieder.

Die Lichter werden angesteckt, die Menschen fluten nach der Stadt zurück oder drängen sich zu dem nahen Rummelplatz, der seinen grellen Schein bis zum Ufer wirft. Die Karussellpferde drehen sich mit ihren starr erregten Nüstern, die Schiffsschaukel schleudert ihre roten Gondeln gegen die Bäume und in den blauschwarzen Himmel. Vielfarbig leuchtende Kugeln, glühende Räder, blitzende Lichtgarben steigen auf in die heiße Nacht.

In La Varenne ist heute Feuerwerk.

Ja, und viel mehr wäre über die östliche Pariser Bannmeile nicht zu sagen. Früher, zu den Zeiten des Watteau, der hier seine letzten Lebensjahre verbracht und seine schönen verliebten Bilder gemalt hat, da wurden an diesen Ufern galante Feste gefeiert, da fuhren die Karossen vor, und es entstiegen daraus Herren in kostbaren Fräcken und Damen in Reifröcken aus schwerer Seide.

Die Zeiten haben sich verbürgerlicht. Aus den Parks mit ihren gepflegten alten Bäumen sind Nutzgärten geworden, Slip und Büstenhalter ersetzen Frack und Reifrock, Charlot und Chouquette sind keine Schäfer mehr, sondern arbeiten in Büro und Warenhaus und nehmen den letzten überfüllten Autobus, der sie, leicht gequetscht, nach der Stadt zurückbringt.

Noch ein Blick in die Landschaft:

Ruhig durch die Dunkelheit fließt die Marne.

HANNS PREHN-DEWITZ

Ein Volk ersteht aus seinen Gräbern

In China haben umfangreiche Grabungen ungeahnte Schätze verborgener Kunstwerke zutage gefördert. Was unter dem Schutze der Grabhügel von frommer Ahnenverehrung bewahrt, unangetastet und sicher im Boden der Muttererde ruhte, ist jetzt nach eineinhalb Jahrtausenden zutage getreten.

Setzen wir uns hinein ins hohe Mittelalter. Wir schreiben das 6. bis 9. Jahrhundert. In China regiert die mächtige Tang-Dynastie. Aus dem ursprünglichen Feudalstaat hat sich das Mittenreich zum Volksstaat gewandelt. Die Herrschaft des Adels ist gebrochen. Nicht weniger als 88 Staaten Transkaspiens sind Chinas Vasallen. Die Araber vermitteln seine Handelsbeziehungen mit Bagdad und dem Kalifenreich, Perser und Inder errichten ihre Handelsniederlassungen — die Handelsreisenden der ganzen Welt geben sich Stelldichein in China. Das „Reich der



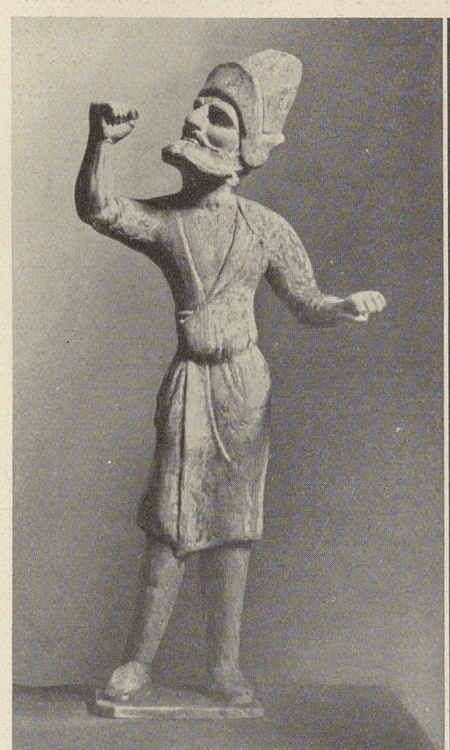
Krieger in voller Rüstung
Am Helm breiter Ohren- und Nackenschutz,
Lederharnisch (Gelber Ton)



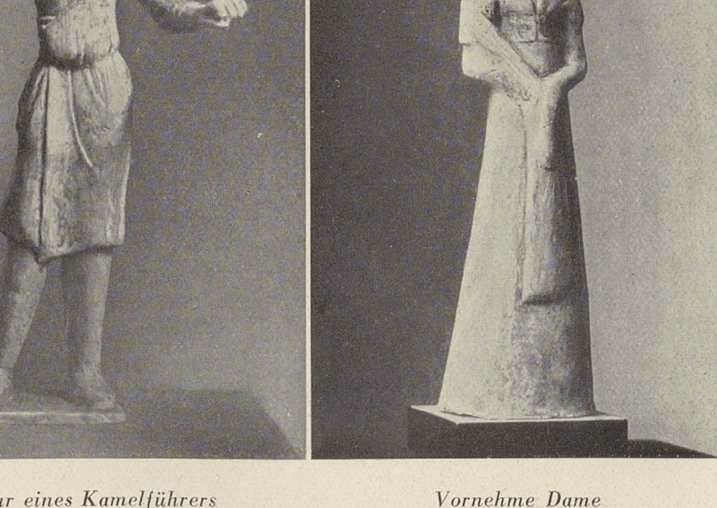
Dienerin mit gebundenem Kleid
Mode Zentralasien
(Gelber Ton)

Mitte" erlebt seine stolzeste Periode der Handelsblüte. Es gilt als Paradies Asiens und übertrifft den Glanz der Khane und Kalifen in Sarmakand, Damaskus und Bagdad. Aus dem Welthandel heraus wird zur Tang-Zeit in China die Geldwirtschaft geboren.

Drei Jahrhunderte währt diese goldene Zeit. Sie schafft den Buchdruck von Holzplatten, erfindet den Kompaß, das Schießpulver, das Porzellan und das Papiergeld. Chinas Lebensgefühl ähnelt dem der europäischen Renaissance. Die große Kunst, die lebendige Kunst geht durchs ganze Volk, und China ist so groß, daß man von ihm, als dem „Reiche der Mitte", d. h. dem Angelpunkt der ganzen Welt, überall spricht. Das markanteste Zeugnis des Lebensgefühls ist stets die Kunst. Der hochgesteigerten Wirtschaft aber entspricht immer eine zum höchsten gesteigerte künstlerische Gestaltung der Umwelt. So wächst denn aus der alten barbarischen Sitte der Totenopfer, als man dem Verstorbenen seine Frauen, seine Diener, seine Pferde und Kamele mit ins Grab gab, eine eigenartige Kunst hervor. In vollendeten Kunstwerken und Statuen folgt jetzt die Familie, folgt das Gesinde, die Spaßmacher und Possenreißer, folgen die edlen Pferde und Haustiere dem Verstorbenen in das dunkle Grab. Ein ganzes Volk stellt sich selbst dar,



Figur eines Kamelführers
(Weißlichgelber Ton)



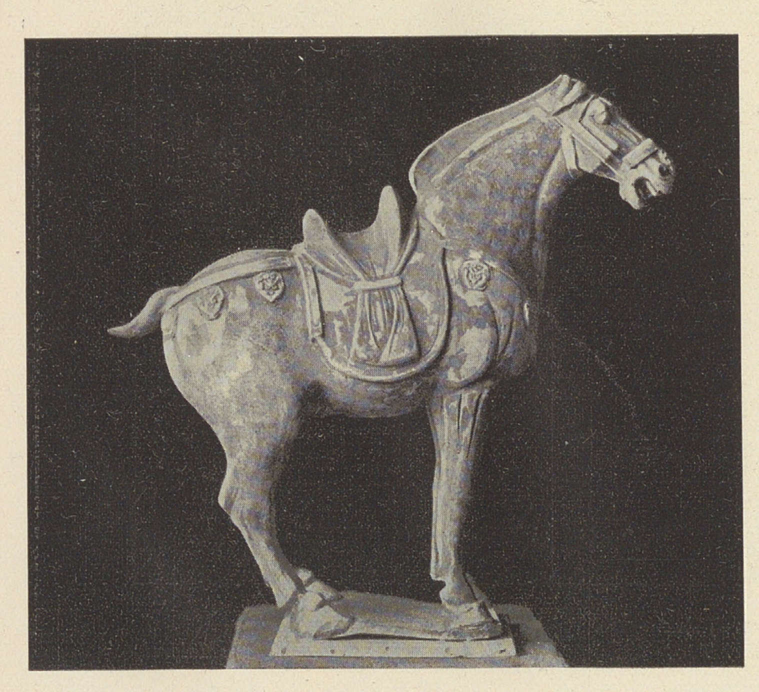
Vornehme Dame
(Gelblichweißer Ton, Spuren von Malerei)

zeigt, wie es lebt, wie es lacht, wie es feiert, zeigt seine Kriegssitten, seine Trachten, seine Stämme, seine edlen Frauen und seine Tiere. Wahrhaftig, ein Bild, wie wir es in gleicher Vollendung aus einem so frühen Jahrhundert nicht so leicht wieder finden dürften.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die wichtigsten Dokumente zur Geschichte der Kultur und Kunst weit zurückliegender Zeit die verschiedensten Gräberfunde bilden. Auch über Altchina, von dem uns wohl mehr schriftliche Quellen, als von den meisten alten Kulturen zur Verfügung stehen, stammt das zuverlässigste Material aus Grabfunden.

Die ursprüngliche Anschauung im Mittenreiche dem Tode gegenüber ging dahin, daß man die Seele des Verstorbenen, wie im Schlaf auf Wanderung abwesend glaubte. Man suchte sie durch Geschrei und Lärm zurückzurufen, man versprach ihr alle möglichen Freuden des Daseins, des Mahles und der Liebe. Da nun die Erfahrung lehrte, daß die Seele nicht zurückkam, wähnte man sie auf besonders langer Wanderung abwesend und verfuhr dementsprechend. Man gab also dem Verstorbenen alles das ins Grab mit, was der Seele die lange Wanderung möglichst genußreich machen könnte. Man stellte Gefäße mit Essen und Trinken auf, um die Seele reichlich zu ernähren. Aber die Seele will auch lieben und fröhlich sein, und das um so mehr, je begüterter und mächtiger der Verstorbene im Diesseits war. Deshalb gab man den Männern im Tode alles mit, über das sie einst im Leben geboten hatten — das gesamte lebende und tote Inventar ihres Besitzes, und zwar gleich „in natura“.

Die chinesische Literatur berichtet uns, daß die barbarische Urform der Toten-



Stehendes, gesatteltes Reitpferd. Baktrisches Pferd (Weißlichgelber Ton)

beigaben im Jahre 768 vor Chr., im Lande Tsin, in der heutigen Provinz Shensi zum ersten Male auftauchte. Sie wird aller Wahrscheinlichkeit nach aber viel älter sein. Noch Kaiser Chin Shih-Huang Ti (246 – 210 v. Chr.) verfügte, daß alle Angehörigen seines Haushaltes nach seinem Tode erschlagen und ihm ins Grab gelegt würden.

Später haben die fortschreitende Zivilisation und die Sittenlehren der großen chinesischen Philosophen und Staatsmänner diese grausamen Sitten abgeändert. Der früheste Ersatz für die Totenopfer war die Einsperrung der Witwe, der Nebenfrauen und Leibwache in geschlossenen Gebäuden nahe beim Grabe – dann folgten Grabbeigaben aus Holzbildern in Form und Gestalt der hinterbliebenen Opfergeweihten und schließlich in schönster und höchster Kunstart – in den Tonfiguren der Tang-Periode. Es sind wahre Wunder der Töpferplastik, die jene alten Künstler schufen. Es sind Figuren, die teilweise bis zur Lebensgröße heranreichen, bunt bemalt – oder auf das prachtvollste mit den verschiedenen, damals möglichen Farben glasiert waren.

Es ist um die Zeit, als der zweite Kaiser des Hauses Tang, Tai Tsung (627 bis 649), die „stolze Zierde des Volkes" genannt wird. Seine hervorragenden literarischen Fähigkeiten und sein gutes Herz gewinnen ihm die Wertschätzung seiner Zeitgenossen. Die talentvolle Chang-Sun, sein kluges Weib, aber steht an seiner Seite. In den ersten Jahren seiner Regierung wird das chinesische Reich vergrößert. Es erstreckt sich jetzt nach Tibet, nach Indien und Korea. So gewaltig ist seine Macht, so angesehen sein Herrscherhaus, daß um 640 sogar der oströmische Kaiser Theodosius eine Gesandtschaft an den Hof des „Mittenreiches" sendet.

Tsch'ang-ngan, die Hauptstadt, erhält die prächtigsten Paläste für den Kaiser und seine 3000 Frauen. Zwei Millionen Menschen sind beim Bau der Prachtgebäude eingesetzt. In ihren Gärten werden die seltensten Pflanzen aus allen Teilen des Reiches kultiviert. Der Kaiser aber hat angeordnet, daß die Büsche und Bäume immer blühen sollen. Also kommen geübte Künstler aus allen Richtungen der Windrose und fertigen Blätter und Blüten aus leuchtender, lachender Seide an.

Alle Völker Asiens schicken nach Tsch'ang-ngan ihre Menschen und ihre Produkte. Die Chinesinnen kleiden sich nach orientalischer, d. h. persischer Mode – die Edlen lassen ihre Pferde aus Ferghana und ihre Falkner von den Turkmenen kommen. Die Gelehrten Indiens und Asiens finden Unterkunft in den zahlreichen Klöstern der Hauptstadt und treffen sich dort in reichem Gedankenaustausch mit koreanischen und japanischen Studenten.

Noch reicher wird das Bild. Unter Ming Houang, einem späteren Herrscher (713 – 755), der selbst als Dichter hervortritt, wird die Universität der schönen Künste (Han-lin) gegründet. Poeten von Namen, wie Tou Fou, Wang Wei und Li Tai Po wetteifern mit Malern wie Wou Tao Tseu und drücken ihrer Zeit das Siegel auf. Die Feste in Tsch'ang-ngan rauschen auf in ihrer Pracht und Lust, wie solche ein Volk bisher wohl nie gesehen, noch erlebt hat. Der Dichter Li Tai Po schreibt darüber: „Die Frauen jubeln und singen – ihre Schleier fliegen. Mit der reinen Luft steigen ihre Weisen gen Himmel – ihr Gesang pflanzt sich fort, wie ziehendes, fliehendes Wolkengebilde."

Es ist kein Wunder, daß diese wahrhaft sich überstürzende Sucht nach Schönheit und Lebensgenuß bald in Frivolität und häßliche Übertreibungslust verfällt. Der Herrscher wird aus seiner Liebe zur berühmten Yang-Kouei-Fei ein tatenloser Machthaber, der sein Reich verliert. Die Edlen verlernen die Kriegskunst, und Geschlagene folgen den Geschlagenen, bis um 756 der Tatarengeneral Ngan Lou chan revoltiert und die Hauptstadt Tsch'ang-ngan einnimmt. Da wird Yan Kouei-Fei von der Soldateska gehängt, der glänzende Hof entflieht. Tou Fou wird gefangengenommen, und Wang Wei muß den Rebellen dienen. Zwar gelingt es Ming Houangs Sohn noch einmal den Thron zu besteigen, doch der Höhepunkt des Reiches unter dem Himmel ist endgültig überschritten.

In jener Periode höchster Blüte aber, die China je erlebt hat, erstehen die Wunderwerke seiner Kunst, die uns heute noch sein damaliges Leben widerspiegeln. Die Chinesen dieser Zeit müssen leidenschaftliche Reiter und große Tierliebhaber gewesen sein. Die Pferde bilden den Höhepunkt der in den Tang-gräbern entdeckten Tierplastik. Wir sehen sie gesattelt und ungesattelt in allen Gangarten, häufig hoch aufwiehernd, wie den Hengst, der die Stute wittert. Das baktrische Pferd ist groß und massig, es hat eine starke Kruppe und gleicht unter den modernen Pferdetypen am meisten den sogenannten Belgiern. Es verbindet aber mit imponierender Schwere eine gewisse Eleganz, wie man sie nur bei hochgezüchteten Rennpferden findet. Das baktrische Pferd, grundverschieden von dem späteren mongolischen Pony, ist in China im Jahre 138 v. Chr. eingeführt worden. Eine ganze Reihe von Gestüten im Lande waren der Stolz der Reichen.

Daneben Frauengestalten in den verschiedensten Größen und Trachten, mit merkwürdigen Frisuren und in allen möglichen Stellungen, stehend, sitzend, kniend — mit Handreichungen beschäftigt, tanzend und musizierend. Niemals aber sind sie unbekleidet — die chinesische Kunst kennt den menschlichen Akt nicht. Es sind Frauen, Dienerinnen und Haremsdamen. Die Gewänder sind lang, der Sitte entsprechend, mit Spitzen oder breitem Halsausschnitt, mit kurzen, engen oder lang herabfallenden weiten Ärmeln und sehr hoch gegürteter Taille. Gewöhnlich liegt ein weiter Schal um die Schultern, der, über der Brust gekreuzt, unter seinen Enden die Hände verschränkt. Es ist die typische Gebärde devoter Begrüßung.

Die Frauenfiguren sind zumeist schlank und zeigen eine natürliche Art der Anmut. Verzierungen in Form von Halsbändern tragen dazu bei, ihre Vornehmheit zu betonen. Bezeichnend ist ihre Haartracht, die oft eine pyramidenartige Form annimmt oder aber in dicken Ringeln um den Kopf gewickelt ist, mit einem Knoten in der Mitte. Immer aber sind ihre Füße normal, und der zusammengepreßte Fuß (die goldene Linie) der späteren Zeiten findet sich nicht bei ihnen. Einige dieser weiblichen Figuren stellen Musiker mit Instrumenten in den Händen dar. Sie dienten der Unterhaltung des Verstorbenen. Ganze Orchesterausrüstungen gehörten zu den Grabbeigaben, die in den Büchern der späteren Han-Zeit aufgezählt wurden. Dann wieder Figuren von Reiterinnen im Herrensattel, köstliche, straff im Steigbügel aufgerichtete Amazonenfigürchen. Bei ihrem Anblick mag man an eine Geschichte Marco Polos denken, der von dem letzten einheimischen Sung-Herrscher in Hang Chou erzählt, daß er sich einen Harem von tausend



Ein Fremder, Pferdeknecht
(Weißlichgelber Ton, rote Bemalung)



Boxer
(Gelber Ton, Spuren der Bemalung)

jungen Frauen hielt, mit denen er teils zu Wagen, teils zu Pferde seine Gärten und Wildgehege besuchte, und die gewohnt waren, das Wild mit Hunden zu jagen.

Diese äußerst lebendig erfaßten Reiterfiguren hatten im Grabe ihren Platz vor oder hinter dem Sarge, bildeten also eine Art Leibwache für den verstorbenen Würdenträger. Neben den Amazonen begegnen wir den zierlichen Tänzerinnen – sie sind lieblich und graziös – doch ist ihre Darstellung niemals erotisch pointiert.

Nicht weniger abwechslungsreich ist die große Galerie der männlichen Figuren. Am häufigsten vertreten sind die Krieger in ihren verschiedenen Bekleidungen und Rüstungen – dann Knechte, Kameltreiber und Pferdehalter. Unter den Gauklern herrschen die Boxer und Ringer. Barbarentypen (fremde Völker), in Rasse und Gewandung gezeichnet, treten auf. In Fürstengräbern gibt der würdevolle Majordomus eine nie fehlende Figur. Ganze Gruppen militärischer Wachmannschaften in voller Lederausrüstung, die als Gefolge oder Dienerschaft des verstorbenen Mächtigen anzusehen sind, tauchen auf. Die Internationalität der Zeit gewinnt Ausdruck. Fremder Einfluß wird durch reisende Kaufleute, durch Religionslehrer und Beamte ins Land getragen. Dem kriegerischen Charakter der Zeit entsprechend, wird der fremde Krieger dargestellt. Wir sehen die meisterlich vollendete Nachahmung westlicher Zivilisation – die Kleidung der zuerst hohnvoll „Jung-

barbaren" genannten fremden Stämme und ihre Jacken, Hosen, Lederstiefel, Kappen und Gürtel. Polospieler treiben sich auf munteren Pferdchen, und daneben zieht das Gros der Haustiere – Kamel, Elefant, Rind, Schaf und Schwein bis zum Wach- und Windhund auf.

Das ganze Leben eines großen Volkes, wie es sich vor eineinhalbtausend Jahren einst abgespielt haben mag, ersteht wieder aus den Ahnengräbern der Chinesen – und jene Kunstwerke, von denen wir gesprochen haben, geben uns heute noch ein Bild der Zeit, die als die größte eines Weltreiches gilt.

Ernst Zimmermann, ein guter Kenner chinesischer Kunst, der Direktor des Dresdener Johanneums, hat in seinem Werk über die Geschichte des chinesischen Porzellans über die Kunst der Tang-Figuren geschrieben: „Diese keramischen Tang-Plastiken sind auch in ihren kleinsten Schöpfungen ganz erstaunlich groß aufgefaßte Werke, denen gegenüber unter allen Kunstwerken der Welt wohl nur die altägyptische, altbabylonisch-assyrische und frühe griechische Kunst Gleichwertiges hervorgebracht hat. Es ist reine Monumentalkunst, die uns selbst in den kleinsten Arbeiten entgegentritt."



Amazone zu Pferde
(Weißlicher Ton)

Rundschau

Die Welt in Bewegung. Wenn auch an den beiden stärksten Gefahrenpunkten der Welt, in Spanien und in China, bisher keinerlei Anzeichen für eine baldige Beendigung des blutigen Ringens zu vermerken sind, so macht sich doch jetzt ein starkes Bestreben bemerkbar, eine Festigung der gegenwärtigen Zustände durch Verträge herzustellen. Die Ermordung des deutschen Botschaftsmitgliedes in Paris, Herrn vom Rath, und ihre Folgen im Deutschen Reiche hatten tiefgreifende Erregung in vielen Ländern ausgelöst. Aber die Staatsmänner haben weiter an der Besserung der internationalen Beziehungen gearbeitet. Die Grenzregelung zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei ist erfolgt, der englisch-italienische Vertrag in Kraft getreten, in Rom hat der neue französische Botschafter seine Arbeit aufgenommen, Chamberlain und Lord Halifax haben in Paris eingehende Unterhaltungen mit den französischen Staatsmännern gepflogen, und der deutsche Reichsaußenminister will demnächst in Paris eine gemeinsame deutsch-französische Erklärung über das nachbarliche Verhältnis der beiden Staaten unterzeichnen. Mehrere Fürstenbesuche aus dem Südosten Europas in England und Frankreich suchten die Bestrebungen zur Stabilisierung internationaler Beziehungen vorwärtszutreiben. Und endlich ist einer der wichtigsten Verträge der ganzen modernen Geschichte, der Handelsvertrag zwischen England und USA., unterzeichnet worden, dessen Auswirkungen für die gesamte politische Entwicklung noch nicht zu übersehen sind. Der Gründer der heutigen Türkei, Kemal Atatürk, ist gestorben, die Regelung seiner Nachfolge stellt sicher, daß die Türkei auf dem bisherigen Wege fortschreiten wird. Das neue Jahr, das das von Ereignissen bis zum Bersten angefüllte alte ablösen wird, muß erweisen, wie weit durch Verträge die Weltunruhe beschworen werden kann.

Von faschistischen Bestrebungen an den nördlichen und südlichen Grenzen der USA. berichtet nicht ohne Besorgnis die Neuyorker Zeitschrift „The Living Age“ in ihrer Oktobernummer in der Rubrik „The world over“. Sie sind nach Aussage der Zeitschrift im Anwachsen begriffen. In Kanada werde die faschistische Partei geführt von Adrian Arcand, einem jungen Kanadier französischen Blutes, der Sir Oswald Mosley, dem britischen Faschistenführer, sehr ähnlich sehen soll, während sein Haupthelfer, Major Scott, Mussolini auffallend gleiche. Die hauptsächlichsten Grundsätze der faschistischen Partei in Quebeck sind Antikommunismus, Antijudaismus und Antifreimaurerei. Obgleich die Judenfrage in Kanada praktisch kein Problem bilde, fordere Arcand die Verbringung aller Juden nach Madagaskar, sobald die Juden genug Geld aufgebracht hätten, um die Insel gänzlich kaufen zu können. Arcand habe eine Gefolgschaft von 80000 Menschen gesammelt und die Unterstützung der antikommunistischen katholischen Kirche Kanadas und die Billigung der Regierung in Quebeck gefunden, die gleichfalls gegen den Kommunismus eingestellt sei. An der Südgrenze der Staaten sei in Mexiko eine bedeutende Faschistengruppe, die mit dem Gedanken

einer Zusammenarbeit mit Deutschland, Italien und Franco spiele und mit der „Iberisch-amerikanischen Antikommunistenliga" in Mexiko, deren Gründer Jorge Ubico, der „Diktator" von Guatemala ist. In Brasilien sei bekanntlich der Putschversuch der Integralisten im letzten Mai niedergeschlagen, auch in Chile hatte ein Versuch angeblich gleichfalls faschistischer Gruppen keinen Erfolg. Im Dezember solle nun eine Panamerikanische Konferenz in Lima einberufen werden, von der man angeblich eine Weiterverbreitung des Faschismus in Zentralamerika erhoffe. Als solchen Tendenzen zugänglich gelten – immer nach Maßgabe des amerikanischen Blattes – Panama, San Domingo, San Salvador, Kuba, Venezuela und Ecuador. Mexiko und Guatemala wurden bereits erwähnt. Das einzige Land, das voraussichtlich bei einem faschistischen Block nicht mitmachen werde, sei Kostarika, das sich als das fortgeschrittenste Land Zentralamerikas bezeichne und keine Einfuhr fremder „ismen" nötig zu haben meine. Von Peru heißt es in dem Artikel, daß dort vielleicht eine Diktatur auf nationalsozialistischer Grundlage errichtet werden würde.

Ein Zeitungsjubiläum. In einer Zeit der pflügenden Umordnungen und des elanfreudigen Neubeginns werden Jubiläen von solchen Institutionen und Unternehmungen, denen eine Patina der Jahrhunderte aufgewachsen ist, schwerlich ihre günstigste Feierstunde vorfinden, wo das Erlöschen so mancher jahrhundertealten Traditionen im wörtlichen Sinne sang- und klanglos an der Notiznahme der meisten Chronisten vorübergeht. Wenn wir trotzdem hier das zweihundertjährige Bestehen der führenden hessischen Landeszeitung, des am 24. Oktober 1738 begründeten und fast seit der gleichen Zeit im Besitz der ortseingesessenen Familie Wittich befindlichen „Darmstädter Tagblattes" festhalten wollen, so deswegen, weil diese Traditionszeitung wie wenige andere im Rahmen der gegenwärtigen Zeitlage keineswegs nur ein müdes Alter auslebt. Das „Darmstädter Tagblatt" ist vielmehr gerade in jüngster Zeit ein oft und mit an erster Stelle zitiertes Beispiel dafür geworden, wenn heute gelegentlich die in ihren Gründen verwickelte Qualitätsverschiebung der Großstadt- und der Provinzzeitungen zugunsten der letzteren besprochen wird. Auch wer sie nicht regelmäßig verfolgt, sondern nur ab und zu ein Blatt in die Hände bekommen hat, wird in ihr eine zwar kleine, in ihrem Profil aber ungewöhnlich durchgearbeitete Zeitung erkannt haben, welche die besten Traditionen ihrer Heimatstadt und ihres Gaues mit den Antrieben und Zügelungen der gesamtdeutschen Gegenwart zu erfreulicher Synthese gebracht hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß dies an ihrem kulturellen Teile besonders hervortritt, der es seinerseits wiederum gewiß nicht einfach hat, sich in der Nähe Frankfurts und auch Kölns so tüchtig zu behaupten. Hierfür ist nun die ungewöhnlich inhaltsreiche, geradezu buchmäßig interessante Sonderausgabe zum zweihundertjährigen Jubiläum, die mit den Glückwünschen der höchsten wie der niederen Regierungsstellen geschmückt ist, ein des Hinweises besonders würdiges Beispiel. In feiner Abgewogenheit der örtlichen wie der allgemeinen Belange ist in ihr in einer langen Folge vorzüglicher Aufsätze der Ertrag der verflossenen zweihundert Jahre auf historischem, kulturgeschichtlichem, geistigem Ge-

biete festgehalten worden, so wie er für jeden Deutschen Interesse und Gültigkeit besitzt, für den Darmstädter aber noch das besondere Klima seiner Heimat enthält. Nach dem Festtage ihres unter deutschen Zeitungen immerhin selten und seltener werdenden hohen Jubiläums ist das „Darmstädter Tagblatt" inzwischen wieder in die Reihe getreten für die Arbeit des Tages und ihres speziellen Wirkungsbereiches; wir glauben und wünschen aber, daß Jubiläum und Festausgabe die Achtung, die das Blatt heute in der „weiteren Provinz", im geistigen Deutschland, gewonnen hat, bei dieser Gelegenheit noch einmal nachhaltig bekräftigt worden ist.

Thomas Abbt, 1738 zu Ulm geboren, achtundzwanzigjährig nach einem innerlich bewegten Leben als Journalist in Berlin, Universitätslehrer in Frankfurt (Oder) und Rinteln als Konsistorialrat in Bückeburg verstorben und nach kurzem Nachruhm rasch vergessen, war in Friedrichs des Großen weltbürgerlicher Epoche einer der wenigen vaterländisch Gesinnten — Grund genug, die Kalenderziffer der 200. Wiederkehr seines Geburtstages zum Anlaß des Gedenkens zu nehmen. In Goethes Autobiographie ist überliefert, wie viele der Zeitgenossen „fritzisch" gesinnt waren, Gleims Kriegslieder, Lessings „Minna" und die edle Gestalt Ewalds von Kleists sind dauernde Zeugen eines wahrhaft preußischen Fühlens, aber noch gab es kaum einen in jenen Jahren, der Problematik und Größe des deutschen Gedankens in voller Schärfe hätte umgreifen können. Thomas Abbt glückte der erste Ansatz; er wollte nichts sein als ein Popularphilosoph aus dem Kreise der Zimmermann und Garve, und er wurde doch mehr, ein Beginner: Justus Möser, Herder und der junge Goethe verhalfen den Ideen zum Durchbruch, denen er tastend und einsam gedient hat. Goethe hat Abbt als würdigen Vorgänger Herders gepriesen und sein frühes Ende beklagt, Herder selbst hat ihm den Nekrolog geschrieben, jenen „Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet", der zu den schönsten Schöpfungen deutscher Gedenkreden zählt: „Er ist Deutschland entrissen. Abermal ein neues Exempel, daß die Erstgeburt der Söhne Deutschlands wie durch ein grausames Geschick dem Würgengel zur ersten Beute bestimmt zu sein scheint; daß Genie zu haben beinahe ein tödliches Geschenk oder eine Auszeichnung zum frühen Tode sei." Abbt, dem sein Altersgenosse Herder diese Worte ins Grab nachrief, ist in die Literaturgeschichte eingegangen als der kluge und besonnen-geistreiche Nachfolger Lessings im Rezensentenamt für die „Berliner Literaturbriefe" Nicolais — größer ist er in zwei manchmal zitierten und kaum je noch gelesenen Schriften „Vom Verdienst" und „Vom Tode fürs Vaterland". Es ist weniger das Was, denn das Wie, das uns den kleinen Aufsatz vom Tode fürs Vaterland vorbildlich erscheinen läßt: er ist begonnen als eine trockene Abhandlung über den Vorzug monarchisch-preußischer vor demokratisch-schweizerischer Regierungsform, und er endet als ein Panegyrikus auf den König und seinen Soldaten-Dichter Ewald von Kleist. Daß ein Mann in sich den Zwiespalt zwischen doktrinären Philosophemen und der Forderung des Tages überwand, das zeigt Abbt als den Beginner eines neuen Denkens. Auf dieser neuen Basis entstand Abbts Hauptwerk

„Vom Verdienst", in dem der Gestalt des „großen Geistes" (also des Aufklärers) die „starke Seele" gegenübergestellt wird, der Denken und Tat eines werden. Hier ist der Ansatz zu einem großen Wissenschaftsgebiet gegeben, das heute unter dem Namen Anthropologie betrieben wird, hier ist zum ersten Male im neueren deutschen Schrifttum die Rede von heroischer Lebensform, von echtem und von falschem Heroismus, vom Inbegriff des „großen Mannes" und vom wahren Verdienst, das aus der Einheit von Größe und Güte erwächst. „Überhaupt darf man vielleicht sagen, daß jedes dauerhafte Werk, welches zur Entwicklung der Seelenkräfte einer Nation dient, daß dieses Werk mit Recht den Titel des großen Mannes verschaffe." Das scheint eine sehr einfache Formel; wieviel sie einschließt und ausschließt, erhellt sich freilich erst dem, der sich entschließt, den Satz als abschließende Erkenntnis einer langen Kette von Überlegungen zu lesen. Wer die Mühe nicht scheut, Abbts manches Mal ein wenig altertümlichen Sätzen zu folgen, wird unter ihnen die Anfänge modernen Denkens in schöner Klarheit wiederfinden.

Rhythmen des Verlegens. Ein so verzweigtes Verlagswesen, wie ein modernes großes Kulturvolk es besitzt, ist ein Ungeheuer, das eine unabdingbare Menge Nahrungsstoff braucht, selbst wenn hinter ihm nur teilweise druckbegierige Maschinen, auf Absatz treibende Papierfabriken und sonstige feste Organisationen einer ihren Standard haltenden oder fördernden Buchproduktion stehen. Da können sich denn besonders in Zeiten und bei Völkern eines planmäßig geleiteten oder auch nur beeinflußten Kulturlebens Situationen der Stauung, des Experimentes, der Umleitung ergeben, die von besonderem Reiz und auf längere Sicht gesehen von besonderer Fruchtbarkeit sind. So hatte z. B. die Krisenzeit der Inflationsjahre den deutschen Buchmarkt durchaus nicht in dem Maße wie viele andere Gebiete zerstört, sondern gerade im Sortiment eigentümlich ausgeweitet, so daß die nachfolgende Zeit bis in die Gegenwart hinein auf eine freilich sehr unwirtschaftliche Weise von den damaligen Experimenten und Fehlleitungen gezehrt hat. Zu keiner späteren Zeit ist so freigebig „wiedergedruckt", „ausgegraben", „neu aufgelegt" worden wie in jenen Jahren, deren heute ins Antiquariat gerutschte Produktion für viele der wirklichen Arbeiter mit dem Buche einen lange vorhaltenden Stamm der gebrauchten selteneren Stoffe und Ausgaben geliefert hat. Beobachtet man die Arbeit der gegenwärtigen Verleger, so läßt sich nun eine in mancher Hinsicht verwandte Tendenz bei aller gebotenen Vorsicht und Undeutlichkeit feststellen. Zwar nicht so sehr die großen, aber viele kleinere Verlage entwickeln zur Zeit, wie uns scheint, eine ebenso löbliche wie wirtschaftlich vielleicht fragwürdige Neigung zum seltenen Buch, zum „alten Buch", zur Antiquarisierung des Sortiments. Wir meinen hier weniger die großen, universellen Verlage, in deren Tradition es liegt, die Vergangenheit des Geistes in mehr oder weniger billig gehaltenen Neuausgaben der Gegenwart nahezubringen, sondern sozusagen den „Hand-Verleger", den selber leitenden und seine Arbeit völlig durchdringenden Mann des kleinen, aber auf eine eigene Note dringenden Betriebes. Bei diesem scheint

uns heute vielfach ein aus Sicherungsgründen einerseits, aus Niveauansprüchen andererseits resultierender Hang zur Geschichte und Bibliophilie zu bestehen. Oder wie könnte man es anders bezeichnen, wenn etwa seit Jahrhunderten nicht mehr gedruckte oder überhaupt nie in deutscher Sprache erschienene Literatur unser gegenwärtiges Sortiment ziert: sei es nun, um ein paar Beispiele herauszugreifen, des Boëthius „Trost der Philosophie" oder des Longinus apokryphe „Schrift vom Erhabenen", seien es die mannigfachen Anthologien großer Briefschreiber oder erstmalige Gesamtausgaben von „Goethes Ehe in Briefen" oder — um auf das auffälligste Beispiel zu kommen — die ungewöhnlich intensivierte Übersetzungsliteratur. Nicht nur, daß uns von dem zeitgenössischen dichterischen und denkerischen Schaffen der großen und kleinen anderen Nationen wenig entgeht; auch die Vergangenheit nimmt wie kaum je zuvor an dieser Tendenz Anteil. Thomas von Aquino, Anselm von Canterbury, Albertus Magnus, deren Opera nie in deutscher Sprache vorher existiert haben, sind aus ihrer lateinischen Erstarrung gelöst worden. Zu gleicher Zeit aber kündigen mehrere deutsche Kleinverlage Anthologien englischer oder italienischer Lyrik von der Zeit vor Shakespeare bis in die Gegenwart an, und zwar in aus Proben bekannten ungewöhnlich trefflichen Übersetzungen. Es ist uns sicher, daß solcher Verlegerinstinkt durchaus nicht völlig mit seinen Prognosen in die Irre geht, daß er vielmehr bis zur Grenze des einigermaßen Rentablen auf den in der Dialektik der Zeit liegenden Verinnerlichungsimpuls unseres Volkes rechnen kann. Darüber hinaus aber ist ja echtes verlegerisches Wagnis eben doch niemals ein Zeugen ins Nichts und ohne Dank, selbst wenn er nicht allzu laut klingen sollte. Auch das gehört ja nun einmal zum Gesamtsinn der Bücherproduktion eines Volkes, daß nicht nur dieser oder jener große lebende Autor unter Verlusten über eine mehr oder weniger lange Epoche seiner Unrentabilität hinübergeschleppt wird, sondern daß der Buchmarkt in gleicher Weise die unrentabel, aber deswegen durchaus nicht unlebendig oder nichtig gewordene Vergangenheit des Buches nach Kräften mitträgt. Mitträgt gerade für jene eigentlich „Bibliophilen", die sich nun einmal so selten mit ihrer fast obligatorisch schmalen Börse ins Sortiment trauen dürfen, dafür aber dem Geiste das unter Menschen mögliche Stück Verewigung zu verschaffen pflegen.

Barocktradition. Das Wort des lyrischen Dichters wandelt sich mit der Zeit. Die Strophen, denen ein vorschnelles Lob das Wort „unsterblich" zuerkennt, mögen zwar oftmals durch die Jahrhunderte weiterleben, aber sehr selten behalten sie die Frische der Gegenwärtigkeit: das Lied Walthers lebt, aber wir sagen es gern in neuhochdeutscher Umsetzung, weil die Ursprache uns schon so fern ist, daß sie erlernt werden muß. Die Gedichte Christian Günthers sind uns ein unmißbarer Besitz, aber sie klingen bereits „archaisch" — wie lange wird es dauern, bis eine spätere Generation sich Worte Goethes und Eichendorffs aneignen muß, anstatt sie wie selbstverständlich in sich aufzunehmen. Die Zeit, die eine künstlerische Schöpfung in jedem Augenblick vom Erlebenden entfernt, kann nicht aufgehalten, die lebende Entwicklung der Sprache und der Empfindungen nicht geleugnet werden: jede Epoche hat den ihr eigenen Ausdruck, und wenn

sie das von den Vätern Ererbte wirklich besitzen will, so muß sie es sich aneignend erwerben. – Doch eine gewichtige Ausnahme widerspricht dieser Erkenntnis: das Kirchenlied entwickelt sich kaum. Es folgt nur zögernd den sprachlichen Neuerungen, und seine Empfindungswelt wird kaum vom Wechsel der Epochen getrübt – es gibt so viele dauernde Typen des Kirchenliedes, wie es Typen religiöser Verhaltungsweise gibt. Wohl finden sich mannigfache Varianten in der Sprache, die der Mensch vor Gott führen mag: der Zerknirschte singt anders als der freudig Heilsgewisse; der nahe deus revelatus wird anders angesprochen als der ferne, jeder Ansprache beinahe entrückte deus absconditus; der gemeinschaftsfrohe Pietist kennt ein anderes Preis- und Danklied als der einsame Mystiker – aber alle diese Formen und Möglichkeiten bestehen nebeneinander, nicht zeitlich nacheinander. Daraus folgt, daß die Ästhetik niemals das Kirchenlied als Gipfel und Höhe einer lyrischen Epoche ansehen wird; es ist zu sehr an die überlieferten Weisen gebunden, als daß es „bestürzend Neues" vermitteln könnte. Aber ebenso sicher folgt daraus, daß keine dichterische Form so sehr berufen ist, die große Tradition der alten Sprech- und Ausdrucksmöglichkeiten zu erhalten, wie gerade das Kirchenlied. Das beweist in schöner Eindringlichkeit das schmale Bändchen mit sechzehn Liedern, das Jochen Klepper, der berufene Sprecher eines karg-klaren, preußisch-pietistischen Protestantismus, eben unter dem Titel „Kyrie" (Berlin, Eckart-Verlag) erscheinen läßt:

Geduld kommt aus dem Glauben Und hängt an Gottes Wort, Das läßt sie ihr nicht rauben, Das ist ihr Heil und Hort; Das ist ihr hoher Wall, Da hält sie sich verborgen, Läßt Gott den Vater sorgen Und fürchtet keinen Fall.	Er will, daß ich mich füge. Ich gehe nicht zurück, Hab' nur in ihm Genüge. In seinem Wort mein Glück. Ich werde nicht zuschanden, Wenn ich ihn nur vernehm'. Gott löst mich aus den Banden! Gott macht mich ihm genehm!

Wer Verse unter dem Gesichtspunkt der literarischen Entwicklung zu lesen sich gewöhnt hat, dem wird es nicht eingehen wollen, daß 275 Jahre zwischen dem Entstehen dieser beiden Strophen liegen: die linke Strophe entstammt dem Liede von der Geduld von Paulus Gerhard, die rechte dem Morgenliede Kleppers. Falsch aber wäre es, auf Grund der Nähe der Formsprachen vom „Epigonentum" oder der „Abhängigkeit" des modernen Liederdichters zu sprechen. Die Zusammenhänge zwischen der Gläubigkeit des Menschen im 17. Jahrhundert und unserer Gegenwart – die Unerschütterlichkeit wahrer Frömmigkeit inmitten von Wandlungen und Umformungen innerhalb der Kirche – sind so evident, daß es nur als eine Bestätigung erscheint, wenn das Kirchenlied der Barockzeit heute unverwandelt wiederkehrt. Philologischem Eifer mag es überlassen bleiben, die Koinzidenz bis ins Einzelne zu verfolgen: Wortwahl, Rhythmus, Tonfall, das epigrammatische Motiv am Strophenschluß, die Variation eines Schriftwortes als Text – hier ist mehr am Werk als eine zufällige Übereinstimmung; hier beweist sich Größe und Dichte einer Überlieferung, die uns das im Wandel Beständige ehrfürchtig begreifen lehrt.

WILLY KRAMP

Die Fischer von Lissau

Roman

(2. Fortsetzung)

Mit dem tieferen Nachtdunkel waren über den zwei Männern im Boot die Gestirne immer feuriger aus dem Firmament getreten. Und waren die einen mit einem letzten lockenden und zitternden Erstrahlen ins Finstere zurückgetaucht, so traten doch andere alsbald nur um so köstlicher und leidenschaftlicher wieder hervor, also daß das blitzende Gewoge am Himmel in jedem Augenblick neu geboren zu werden schien. Das Schweigen aber und alle Stimmen auf dem Wasser und über dem Lande schienen eher dem heiteren Strahlen am Himmel, denn den dumpferen irdischen Elementen verwandt. Ein weicher klebriger Wind strich Oswald Perbandt übers Gesicht, als er sich wieder aufrichtete. Er tauchte die Ruder ein und sagte: „Sommerwind. Richtiger Sommerwind schon."

Bis sie die Angeln ausgelegt hatten, sprachen sie dann nichts mehr. Erst auf der Rückfahrt fing Perbandt noch einmal an: „Es ist ja wahr, es ist ja wahr, Bernhard, wir brauchten so elend nicht zu sein. Es sind doch gute, fleißige Männer darunter, Erich Freudenreich, oder Balduhn, oder Prodien, und die Frauen könnten auch anders sein, wenn sie wollten. Aber sie haben alle den Mut und die Zuversicht verloren, sie haben Angst voreinander und sehen nur noch, was sie nicht haben, aber was sie haben, das sehen sie nicht. Und wenn sie mehr Freude hätten, würden sie auch nicht so saufen und sich und ihre Frauen zuschanden machen und würden anders reden und sich sauberer halten. Du mußt ihnen erzählen, was du mir erzählst hast, Bernhard. Das ist es, das fehlt ihnen; sie wissen es nur nicht."

Aber Gey schüttelte den Kopf und antwortete: „Ich habe es dir erzählt und sonst keinem hier unten. Und jetzt laß uns auch wieder schweigen davon, bis die Zeit zu neuem Reden gekommen ist."

In dieser Nacht schlief Oswald Perbandt nicht. Er stand auf, kaum daß er sich gelegt hatte, nahm ein Licht und kramte aus seines Vaters Truhe den uralten schwarzen Traurock hervor, der schimmerte grün wie Moos. Hierauf leuchtete er die Wände ab in Stube und Küche und trat auch vors Haus, da sangen unermüdlich die Sprosser in den paar armen Birken und Apfelbäumen, die ihre grünen Mäntel im Schlaf eng um sich gezogen hatten und sich nur leise bewegten. Oswald sah und lauschte in alle Ritzen seines Hauses, er ging auch zu seinem Schwein, zu seinen Hühnern, und endlich, als die Sonne sich mit einem ersten nebligen Schimmer ansagte, trat er an des Gefährten Lager und weckte ihn mit frohem, zufriedenem Lächeln, obwohl Gey mürrisch aufbegehrte.

Es war ein Sonntag. Gleich nach dem Frühstück legte Oswald den Traurock seines Vaters an und wanderte nach Poraithen zur Kirche, um für sich und Mine Zoch das Aufgebot zu bestellen. Daß er dies vorgehabt, erzählte er jedoch erst

bei seiner Heimkehr um Mittag, und auf die entrüsteten Schreie der Mutter und die vorsichtigen Fragen des Freundes antwortete er damit, daß er bei Einbruch der Dämmerung zu den Zochs ging, um sich die Braut ins Haus zu holen und sie also vor Szameit zu bewahren.

Da er diesmal bei den Zochs anklopfte, öffnete ihm Mine selbst, die er seine Braut nannte, ein untersetztes üppiges Mädchen mit verlangendem rotem Munde und schwermütigen Zigeunerinnenaugen. Sie sagte nichts, als sie ihn so freundlich in der Türe sah mit seinem knielangen moosgrünen Rock, sondern öffnete nur fragend die zärtlich geschwungenen Lippen und krümmte sich weich zur Seite wie vor einem Vornehmen. Danach, da sie mit der Mutter am Tisch saßen und Oswald nach mancherlei anderen Reden seine Bitte um das Mädchen vorgebracht hatte, antwortete die Mutter mit einem flehenden Blick ihrer ausgelaugten, milchigen Augen: „Einen besseren Mann kann sich Mine nicht wünschen, Oswald. – Aber was ist mit dem Kind? Du weißt ja, von wem sie es hat, und sie läßt noch immer nicht von ihm."

Oswald fragte: „Willst du gleich zu mir kommen, Mine, du und das Kind?" – Seine knochige braune Hand zuckte schüchtern nach dem Mädchen hin, sank aber gleich wieder zurück, als sie nicht ergriffen und gehalten wurde.

„Natürlich will sie kommen", sagte die Mutter statt des Mädchens, das in dumpfer Hilflosigkeit in seinen Schoß starrte. –

So kam es, daß Mine Zoch, weil sie nicht ja und nicht nein gesagt hatte, noch denselben Abend samt ihrem Kinde zu den Perbandts geschickt wurde. Oswald war stolz und froh, als er mit ihr in die große Stube trat, aber die alte Olga riß wütend die Augen auf und begann zu schreien, als sie vernahm, daß sie von nun an nicht nur ihre Kammer, sondern bis zur Vollendung des Geyhofes sogar ihr Bett mit der Schwiegertochter zu teilen habe. Mine sagte nichts, sie hockte sich stumm zu ihrem Kinde in die Kammer und sah niemanden an, nicht einmal Geys kleine Knaben, die herzutraten, um das Kind zu betrachten.

Aber sie waren noch nicht lange von der Abendsuppe aufgestanden, Bernhard Gey war noch mit den Kindern zum Boot hinausgeschlendert und die Frauen schickten sich schon an, zur Ruhe zu gehen, da trat Szameit in die Stube, derselbe Szameit, dem Mine Zoch, aller ehrbaren Werbung Oswalds zum Trotz, so elend anhing und von dem sie auch ihr Kind empfangen hatte. Er sah indessen gar nicht fürchterlich aus, sondern eher freundlich und treuherzig mit seinen wasserblauen Augen und dem dichten hellen Haarschopf über der weißen breiten Stirn. Er trat auch nicht mit lautem Schimpfen und Wüten in die Stube, sondern mit behaglichem Lachen und Augenzwinkern. Aber niemand erwiderte seinen Gruß, auch Mine nicht.

Da wartete er erst eine Weile, sah sich in der Stube um, sah nach den halb entkleideten Frauen in der Kammer, und dann rief er ganz unschuldig, obwohl schon ein böser Schatten über sein Gesicht gekrochen war: „Na Mine, Minchen, was ist? Was schad' dir auf einmal, daß du mir wegläufst wie der Fuchs vom Taubenschlag? Magst den alten Szameit nicht mehr, Marjellchen, dummes?"

Wieder wartete er. Doch dann sah er das Mädchen in der Kammer abgewandt

hocken und sah Oswald mit hart entschlossener Miene an der Tür vor ihr Wache halten, und rasch veränderte sich nun sein Gesicht: das Freundliche darin erstarrte, das Behagliche verzerrte sich zu wilder Bosheit. Anna Gey, die den Mann nicht kannte, bekam plötzlich Angst um Oswald Perbandt. Sie dachte: Aber der andere sieht ja nicht mehr aus wie ein Mensch, Hilfe, Hilfe! Und doch brachte sie keinen Laut hervor, als Szameit jetzt dicht vor Oswald hintrat und über seine Schulter hinweg dem Mädchen zurief: „Also komm schon, komm, komm! Eh' hier die Späne fliegen! Na – wird's?"

Mine Zoch hatte sich in der Kammerecke erhoben und wandte dem Drohenden ein entsetztes, tränenüberströmtes Gesicht zu; neben ihr stand, immer noch schreckensstarr, Anna Gey. Die alte Olga bewegte aufgeregt den zahnlosen Eulenschnabel, bekam jedoch keinen Laut aus der Kehle. Oswald sagte mit dünner, heiserer Stimme: „Geh lieber nach Hause, Szameit. Mine ist meine Braut. Geh lieber nach Hause."

Doch Szameit ging nicht, sondern jetzt begann er, Oswald kleine Fauststöße zu versetzen, bald hierhin, bald dorthin, wie zum Spiel. Nach einer Zeit, als er ihn plötzlich an den Schultern packte und ihn rüttelte, wie man einen guten Gefährten im Übermut rüttelt, hatten seine schmalgewordenen Augen schon einen tückischen Glanz bekommen, und die Worte blähten sich ihm im Munde wie einem Betrunkenen: „Also nu 'raus da endlich, du Aas, soll ich dich zum Krüppel schlagen samt deinem Hanswurst, na!"

Zuletzt aber, da Oswald ruhig und zu allem bereit vor ihm stehenblieb und auch das Mädchen in seiner Angst sich nicht zu rühren wagte, schlug er sich mit beiden Händen wie mit Pranken in Perbandts moosgrünen Sonntagsrock fest, zog und stieß den Mann ein paarmal wuchtig hin und her und schleuderte ihn endlich so tief in die Kammer hinein, daß er kläglich vor die Füße seiner Mutter stürzte, die in diesem Augenblick ihre Stimme wiedergewann und gellend zu kreischen anfing. Szameit trat auf Mine zu, doch schon war Oswald wieder auf den Beinen und warf sich ihm entgegen, noch ehe er das Mädchen beim Gelenk hatte fassen und an sich reißen können. Perbandt war auf einmal nicht wiederzuerkennen, der Zorn machte ihn nicht blind und dumm wie andere, sondern schnell und geschickt. Im Nu hatte er sich in Szameits Wolljacke festgekrallt, und mit erstaunlicher Kraft schob er den breiten, starken Mann, noch ehe der Überraschte sich zur Wehr setzen konnte, aus der Kammer hinaus, bis fast zur Stubentür hin.

Nun aber war auch in Szameit das Schlimmste erwacht. Sein roter Stiernacken schwoll, er lallte Böses in sinnloser Wut und packte Oswald nicht nur mit den Händen, wo er ihn gerade zu fassen bekam, sondern biß sich mit den Zähnen auch in seinem armen schwarzen Rock fest, und so schoben sie sich wie kämpfende Elche kreuz und quer durch die Stube und trachteten vergebens, sich gegenseitig voneinander abzuschütteln und fortzuschleudern. Zuerst fielen Stühle, dann fiel der Tisch, und zuletzt krachten sie schräg auf Oswalds Bett; es war ein böser Fall für beide, Oswald schrie vor Schmerz laut auf und ließ mit verzerrtem Gesicht den Gegner los. Szameit erhob sich mit Mühe, denn auch er war schwer auf die Bettkante gefallen; er griff nach einem der umgestürzten hölzernen Schemel und holte

damit zum Schlage gegen den halbbetäubt Daliegenden aus. In diesem Augenblick jedoch sprang die alte Olga unter fortgesetztem schrillem Gekreische vor ihren Sohn und hob abwehrend die Hände. Der hölzerne Schemel krachte auf ihre Hände und dürren Arme herab und traf sie, wenngleich mit verminderter Gewalt, auch auf Kopf und Schultern, so daß sie, plötzlich verstummend, kläglich neben dem Bett niedersank wie ein morscher Schrank unter dem Beil.

Damit jedoch war das Furchtbare noch nicht zu Ende. Denn schon hatte auch Oswald sich wieder aufgerichtet, und ob er gleich sah, daß die alte Frau um seinetwillen so schwer hingesunken war, ließ er sie doch liegen und schien nur in dem einen Verlangen entbrannt, seine Braut vor Szameit zu schützen. Mit drei weichen, zitternden Schritten war er wiederum bei der offenen Kammertür angelangt und wich von dort auch nicht, als der Rasende nun erneut den Schemel gegen ihn emporholte. Geschickt und blitzschnell drängte er sich dem Zuschlagenden auf den Leib und umfaßte ihn so hart im Kreuz, daß Szameit aufbrüllend den Schemel fallen ließ, um sich der eisernen Umarmung des anderen zu erwehren. Und dann tat Oswald etwas, was der entsetzt zuschauenden Anna Gey so ans Herz griff, daß sie es niemals wieder vergessen konnte: er hob den in seiner Umklammerung wild um sich Schlagenden wie ein Stück Holz von der Erde hoch und schleppte ihn keuchend Schritt für Schritt der Tür zu. Es gelang Szameit auch nicht, sich zu lösen; so schlug er Oswald blindlings mit beiden Fäusten ins ungeschützte Gesicht, drei-, vier-, sechsmal traf er ihn so hart, daß der Kopf des Armen von rechts nach links und von links nach rechts gestoßen ward wie ein toter Ball.

Beim zehnten oder elften dieser unmenschlichen Schläge, unter denen Oswald Perbandt den Feind immer noch der Türe zutrug, verließen ihn endlich die Kräfte; er ließ seinen Peiniger sinken und griff sich wie ein Blinder nach dem blutüberströmten Gesicht. Sogleich wollte Szameit sich erneut auf ihn stürzen. Er riß Anna Gey, die ihm verzweifelt wehrte, so heftig zur Seite, daß sie gegen die Wand taumelte, und nun schien Oswalds Ende unwiderruflich gekommen. In diesem Augenblick jedoch trat Bernhard Gey, der vom Landungsdamm aus das Schreien und Poltern vernommen hatte, in die Stube und begriff sofort, was im Gange war. Einen dumpfen, furchtbaren Laut der Wut ausstoßend, trat er mit zwei mächtigen Schritten zwischen die Kämpfenden und wischte den überraschten Szameit durch einen einzigen Schlag von der Mitte der Stube bis fast zur Tür.

Dann blieb er, zitternd vor Zorn, mit hängender Lippe, schützend vor dem hilflosen Freunde stehen; sein Atem kam in dumpfen schluchzenden Lauten, ein Rausch von Zorn schien über ihn gekommen wie ein böser Geist, er sah zum Fürchten aus. Trotzdem kam Szameit, der keinen Sinn mehr hatte, die Gefahr abzumessen, noch einmal von der Tür herbei, wie ein Tier zum Sprunge geduckt; und jetzt würde vielleicht ein Mord geschehen sein, hätte nicht durch ein scheinbar geringfügiges äußeres Ereignis alles eine unerwartet andere Wendung genommen.

Es waren nämlich mit Gey zugleich auch seine beiden kleinen Knaben ins Zimmer getreten; mit ängstlich erstaunten Gesichtern standen sie an der Tür herum und rissen die Augen auf. Aber sie sahen nicht nach dem geduckten Stiernacken Szameits, auch nicht nach dem hilflosen Perbandt oder nach seiner niedergeprügel-

ten alten Mutter, sondern sie starrten allein auf ihren Vater, der in der Gewalt seines Zornes zu wachsen und zu schwellen schien, entschlossen, jeden zu ermorden, der sich an ihm oder Perbandt zu vergreifen wagte. Und die Söhne schienen ihren Vater nicht wiederzuerkennen, der kleinere von beiden trat plötzlich laut weinend auf ihn zu und reckte das Händchen aus, als wolle er den so schrecklich Verwandelten am Arm fassen und ihn aus diesem unheimlichen Zimmer herausziehen, hinaus zu den Birken und Wiesen, über denen im sanften Leuchten des Abends die Vögel ihr Friedenslied sangen.

In dem Augenblick aber, da dies geschah, stieß Anna Gey, die Mutter der Kinder, einen hohen dünnen Schrei aus, der fast wie ein Winseln klang, riß den Knaben von seinem Vater zurück, ergriff mit der anderen Hand auch den größeren Sohn und zerrte die stolpernden, überraschten Kleinen zur offenen Türe hinaus...

Gey sah dies an und sein eben noch zornrotes Gesicht ward im Nu aschfahl. Er wandte sich langsam zu Oswald Perbandt um, hob schwer die Hände auf, als wolle er reden und könne nicht, und ein verzerrtes, törichtes Lächeln ging über sein schwach und leer gewordenes Gesicht. Einen Augenblick später zuckte sein Riesenleib zusammen wie ein Baum, dem die Axt endlich tief an der Wurzel sitzt: Szameit hatte ihn von hinten mit seinem schweren Stiefel ins Kreuz getreten, einmal und noch einmal so hart, daß er stöhnend vorwärts taumelte, an Perbandt, dem selbst Taumelnden, Halt suchend... Langsam brach er dann in die Knie nieder, sein Kopf sank zur Seite herab.

Und so blieben die Männer, nachdem Szameit durch die Tür ins Freie gerannt war, noch eine Zeitlang aneinandergeklammert: Bernhard Gey, der große, starke Gey kniete wie ein demütig Bittender vor dem blutüberströmten Gefährten, umklammerte wie ein ängstliches Kind die Knie des Armen, der sein Haus hatte reinhalten wollen. Und neben dem Bett lag immer noch, hingesunken wie ein Sack voll dürrer Knochen, die böse alte Olga, die ihrem Sohn hatte beistehen wollen in seiner Not. Mine Zoch in der Kammer hatte zu weinen aufgehört, aber sie regte sich nicht, ihr Gesicht war wie erstorben. Sie stand auch nicht auf, um zu helfen. Erst als Oswald zweimal ihren Namen gerufen hatte, kam sie herbei. Zu zweit schleppten sie den großen Mann auf sein Lager, zogen dem Stöhnenden die Stiefel aus. Danach trugen sie auch die alte Olga in die Kammer, sie war noch nicht bei Sinnen und stieß kleine winselnde Schreie aus, aber an ihren Gliedern schien nichts arg zerbrochen. Als sie endlich wieder die Augen auftat, traf ihr erster Blick Oswalds Gesicht, da wurde sie gleich unruhig. Sie hob schwach die Hand, ihr Kopf fing an, sich im Kreise zu bewegen; der alte Mund sprudelte Unhörbares.

Mine sagte: „Sie sieht das Blut, Oswald."

Als sie dem erschöpft Dasitzenden danach das Blut aus Mund und Gesicht wusch, hob er die Hände und faßte sie scheu um die Hüfte. Sie ließ es zu, lächelte aber nicht vor Freude.

„Wenn du nur hierbleibst", sagte er. „Der soll dir nicht mehr an den Leib." – Und später, als sie sein Gesicht klargewaschen hatte und ihre Hüften aus seinen Händen drehen wollte, hielt er sie fest und begann wieder: „Dafür laß mich nur sorgen, Mine. Unser Haus bleibt rein."

Da fingen ihre Lippen zu zittern an, und sie sagte: „Das zweite Kind ist auch schon unterwegs, Oswald."

Er senkte die Stirn, als habe Szameit ihn mit seiner Faust nun auch noch von oben getroffen. Aber nach einer Zeit hob er sein kläglich entstelltes Gesicht mit der geschwollenen Lippe und der blutig schorfigen Nase doch wieder zu dem Mädchen auf und antwortete leise: „Wenn du nur hier bleibst, Mine."

Da wurden ihre traurigen Zigeunerinnenaugen noch größer und dunkler und gingen kreisend umher, erst in Oswalds Gesicht, danach im ganzen Raume und überall, als suchten sie eine Tür aus ihrem Gefängnis. Und nach all diesem umklammerte sie den Kopf des Mannes, drängte sich hart an ihn und schluchzte verzweifelt. Oswald Perbandt aber lächelte froh, während die heißen Wogen ihrer Verzweiflung gegen ihn brandeten, und dachte: Nun ist alles gut, nun wird sie bleiben.

Später, da Mine sich gelegt hatte, trat er an Bernhards Lager, weil er ein Stöhnen hörte. Gey lag mit offenen Augen auf dem Rücken und starrte trauervoll zu den niedrigen, schwer herabgekrümmten Deckenbalken hinan. – „Oswald", sagte er leise. „Laß Anna dir heute bei den Angeln zur Hand sein. Laß mich liegen bleiben."

„Mach dir keine Gedanken, Bernhard. – Soll ich dir aus den Kleidern helfen?"

Gey wehrte ihm schwach mit der Hand und fragte langsam weiter: „Hast du es jetzt gesehen? Sie hat Angst vor mir. Die Kinder werden auch Angst haben."

„Wer sagt das?" murmelte Oswald. „Du hast mir nur beistehen wollen, das verdient Dank."

Aber Gey sagte traurig, mit starrem Blick zur Decke hinauf: „Der Zorn, der Zorn, mein wahrhaftiger Teufel. – Du brauchst nicht zu lügen, Oswald, du hast ja auch Augen im Kopf."

Und Perbandt log nicht zum zweitenmal. Es war jetzt still geworden, draußen auf der Diele hörte man Annas leise Stimme und die Stimme der Kinder. Da entrang sich Geys mächtiger Brust ein Seufzen, und er sagte: „Aber es ist ja gut, es ist ja gut so. Ich muß ja noch froh sein, denn ich hätte ihn sicherlich totgeschlagen. Und danach wäre das Ende gekommen, Oswald."

„Warum, darf man sich nicht wehren?" antwortete Oswald. „In der Not?"

„Nein, nein, darum nicht. Nicht wegen Richter, Gefängnis oder ... Aber der Zorn, Oswald. Der Zorn, der Ungehorsam, der alte wilde Mensch, der nicht sterben will! – Geh, sie soll ruhig hereinkommen mit den Kindern. Ich tue ihr nichts."

Doch danach, da Oswald schon hinausgehen wollte, wandte er sich mit einem Ruck noch einmal zu ihm her und flüsterte aufgeregt: „Siehst du jetzt – er lebt, er lebt! Vorhin mit Szameit, das war er wieder!"

Aber diesmal verstand Oswald Perbandt den Freund nicht. Er ging zu Anna hinaus und sagte ihr, daß sie ohne Angst eintreten möge, es werde ihr nichts geschehen. Sie aber drückte die Knaben nur fester an sich und bat: „Bleib du bei uns, Oswald. Geh du nicht fort!"

Er half ihr die Knaben zu Bett bringen, und danach fuhren sie zusammen

die Angeln auslegen. Oswald Perbandt verrichtete immer noch alles wie im Schlaf, er vergaß sogar, den beschmutzten und zerrissenen Sonntagsrock vor Beginn der Arbeit auszuziehen; aber die Frau war ihm still und flink zur Seite, als habe sie immer schon geholfen, so kamen sie gut zu Ende.

Danach aber, als sie zurückkamen, mußte der Mann dennoch böse erwachen. Mine Zoch war fort, und auch ihr Kind hatte sie mitgenommen. Oswald lief ihr gleich nach, aber er lief wohl den falschen Weg, denn bei ihren Eltern traf er sie nicht. Also darum hat sie geweint, dachte er traurig. Er wird sie zu Tode quälen, aber sie will es nicht anders.

Und als er dann wieder vor seinem Hause stand und die klaffenden Wunden ansah, die das Haff seiner armen Mauer geschlagen hatte, da sagte er zu sich selber: „Aber das andere ist schlimmer. Denn dort wird ein lebendiger Mensch geschändet, Leib und Seele."

Anna Gey hatte in der Tür auf ihn gewartet. Sie trat jetzt zu ihm und sagte leise: „Komm, Oswald, setz dich hierhin, ruh dich aus, komm."

Und sie nahm den Betrübten bei der Hand und führte ihn zu der Bank vor seinem Hause. Dort saßen sie unter dem leisen Wehen der Birke und hörten auf das Quarren der Frösche in der Bucht.

„Du armer Oswald", sagte sie endlich. „O Gott, du Armer."

Dabei sah sie, daß er noch immer den langen schwarzen Rock seines Vaters trug. Aber er war arg bestaubt, sie fühlte es im Dunkeln mit der Hand, und sie begann ihm den Staub abzuklopfen, daraus wurde ein scheues Streicheln.

Noch nie war eine Frau so freundlich zu ihm gewesen. Darum, als er ihre warme Mädchenhand auch in seinem zerschundenen, entstellten Gesicht spürte, quoll es ihm heiß die Kehle herauf, und er sagte: „Ich bin immer der zweite und niemals der erste. Das ist etwas ganz Verrücktes ist das, Anna."

„Du bist so gut, so gut", flüsterte sie. „Du wirst deinen Lohn schon bekommen."

„Lohn. Ich will keinen Lohn. Ich will eine Frau", antwortete er laut.

„Das laß nur gut sein, Oswald. Wenn ich dich gekannt hätte, ehe Gey kam . . ."

„Siehst du!" unterbrach er voller Bitterkeit. „Ich bin immer der zweite und niemals der erste."

Da wurde ihre Stimme anders, als er sie bisher gekannt hatte. „Du bist ja der erste", stieß sie hervor, „für mich, Oswald . . ."

Er aber dachte an den Gefährten, der drinnen in der Stube lag und sich mit bitterer Reue quälte; da bekam er es mit der Angst und sagte: „Sprich nicht so! Du hast deinen Mann, einen besseren kannst du lange suchen."

„Du, du bist viel besser", antwortete sie und begann zu zittern. – „Bernhard ist fürchterlich, früher hat er getrunken und hat mich geschlagen, wenn er zornig wurde. Er hat auch schon die Ehe gebrochen, und mein Kind hat er mir totgeschlagen!"

„Nein, nein, nein, Anna", antwortete er. „Das war früher, und er bereut es alles. Jetzt ist er ein anderer Mensch."

„Er ist kein anderer Mensch“, stieß sie hervor. „Es schläft nur in ihm, hast du es nicht gesehen heute? Es schläft nur.“

„Du bist seine Frau und darfst dich nicht vor ihm fürchten“, beharrte er. „Und er mag nun gut oder böse sein, Gott hat ihn gerufen, und er ist dem Rufe gefolgt. Wer von allen anderen Menschen tut das, Anna?“

Aber da hatte sie schon die Arme um ihn geschlungen und den Kopf an seine Brust gelegt. – „Ich kann das nicht verstehen!“ preßte sie hervor. „Ich habe Angst vor ihm, aber vor dir habe ich keine Angst. Laß mich bei dir bleiben, du Guter, Lieber! Wenn ich nur bei dir wäre, Tag und Nacht ... und Nacht, ohne Angst, Oswald! Er wird mir auch noch die andern beiden totschlagen!“

Aber er blieb fest im Herzen und antwortete: „Du hast vielleicht Angst vor ihm, Anna, aber mir hat er das Herz froh und leicht gemacht.“

„Mein Herz war leicht und froh, als ich zu ihm kam. Und wie ist es jetzt? – Ach, laß mich doch nicht allein!“ flehte sie wieder.

„Ich will dir guttun wie meiner eigenen Frau“, sagte er. „Aber du weißt selbst, wer dein Mann ist und wem du gehörst. Laß nur den Mut nicht sinken, Anna, du weißt noch nicht, wer er ist.“

Und er wollte, daß sie nun aufstünden und wieder ins Haus gingen. Denn da sie so zart und fest an ihm lag, um ihm zu seiner Freude zu dienen, da mußte er wiederum an den Freund drinnen denken, in dessen aufwärts starrendem Blick sich eine Qual gespiegelt hatte, die tiefer war, als jegliche Schuld sein konnte. Aber ob er Anna gleich bat, nun mit ihm aufzustehen und ins Haus zu gehen, so tat sie doch, als habe sie es nicht gehört und blieb ganz still und sanft an ihm liegen wie ein Kind am Herzen des Vaters. Da hielt auch er still, weil er ihr guttun wollte, er legte ihr seine Hand aufs Gesicht, daß die Mücken sie nicht stechen sollten.

4.

Die nächsten Tage gingen in einigem Frieden. Weder Perbandt noch Gey hatten in dem Kampf mit Szameit ernsten Schaden genommen, und als der Gutsmaurer kam und seine Arbeit begann, da gingen sie ihm frisch zur Hand; das Haus wuchs schnell.

Kalinig, der Maurer, war an Jahren noch jung, doch er hatte sich auf der Wanderschaft das Trinken und Schlimmeres angewöhnt und sah aus wie ein kranker alter Storch. Seine Augen sprangen hungrig aus dem mageren Vogelgesicht hervor, und beim Sprechen hüpfte ihm der Adamsapfel lustig in der Kehle auf und ab. Rühmte er sich seiner verwegenen Taten in aller Welt, so reckte er bald den rechten, bald den linken Arm starr gen Himmel, als wolle er schwören und doch achtete niemand auf sein albernes, unanständiges Geschwätz, es sei denn, um über ihn zu lachen.

Gey war in diesen Tagen ohnehin zu jedermann karg in Worten; eine bittere, dumpfe Traurigkeit hatte sich um sein ganzes Wesen gelegt, er wohnte darin wie in einem verhängten und verschlossenen Hause. Manchmal trat er scheu aus sich heraus, streichelte seine Kinder, seine Frau und sah sie dazu mit seinem stiller und freundlicher gewordenen Blick an; aber sie wagten nicht, ihn wieder anzusehen, ge-

schweige denn ihm auf seine Anrede frei zu antworten, so zog er sich immer wieder bald zurück.

Auch Oswald Perbandt hatte keinen Eingang mehr zu dem Gefährten. Allein und verzagt stand er vor der Pforte, aus der ihm vor wenigen Tagen erst ein heller Schein entgegengedrungen war. Scham und Reue verschlossen ihm jedesmal den Mund, sobald er den Freund nach seinem Kummer fragen wollte. Denn ob auch zwischen Anna Gey und ihm nie mehr nach der Weise jenes Abends gesprochen wurde und er selbst ihre Blicke nicht von sich fortzuweisen brauchte, weil sie ohnedies still und demütig draußen vor ihm stehenblieben, wie sollte er hindern, daß ihm wohl ums Herz ward, wenn die Frau des andern zu ihm trat und mit ihm sprach und arbeitete, als wäre sie die seine? Ach, wie schwer hatten es doch die Menschen, beieinander zu bleiben, und wie leicht, sich für immer zu verlieren. Das Unglück hatte sie plötzlich gerufen, so sah es aus.

Auch die alte Olga wollte nicht mehr gesund werden, seitdem Szameit ihr so übel mitgespielt hatte. Sie ging zwar noch umher wie früher, unaufhörlich zornig vor sich hinschnatternd und mit den harten, welken Händen rasch zugreifend, wo es not tat. Aber jeder neue Tag raubte ihr mehr von ihrer zähen Kraft. Tiefer und tiefer sank ihr Mund in schwere graue Falten ein, die Hexennase wurde gelber, spitzer, und der Blick ihrer in den Winkeln geröteten Augen erlosch trüb wie ein Herbstfeuer im Nebel. Sie klagte nicht, wenigstens nicht vor den Fremden. Nur wenn der Sohn sie fragend und ernst ansah, so legte sie beiseite, was immer sie gerade trug und hielt, griff sich mit beiden Händen an die Schläfen und verzog weinerlich den Mund: „Mein Kopf, o lieber Sohn, mein Kopf!" — Jedesmal streichelte Oswald sie dann über den schmutziggrauen dünnen Scheitel und legte ihr beide Hände auf die gelbzerknitterte Stirn. Und die Mutter sah zu ihm auf, dankbar lächelnd, so wie ein Kind zum Vater aufsieht, der alles weiß und kann.

An Oswalds Herzen aber riß es mit Macht, da er die Mutter so unaufhaltsam der Erde entgegenwelken sah. Älter als dreißig Jahre war er nun schon geworden, aber wo hatte er ein Herz gefunden, das so in Treue für ihn schlug wie das ihre? Ach, wenn sie auch nur kurz und hart miteinander sprachen und jeder zumeist für sich allein dahinlebte, wie es die Art der Menschen am Haff war, jetzt merkte der Sohn, wie sehr die Mutter ein Stück von seinem Leben war, denn er hatte sonst niemanden auf der Welt. Anna? Sie war Geys Frau. Mine? Sie hatte ihn verschmäht; nur an sie zu denken, war bittere Qual. Nein, er hatte niemanden, keinen Menschen. Bernhard Gey war kein Mensch, er war ein Wort, das in einer gesegneten Stunde zu ihm gesprochen worden war. Oder war er vielleicht doch ein Mensch, nur ärmer und einsamer noch als alle andern, da seine eigene Frau und seine eigenen Kinder ihn nicht liebten? Ach wahrlich, es waren dunkle Tage, die da kamen, mitten im hellen Sommer. Alles ging auf in Fülle und wuchs zur Freude, aber wer hatte das Unkraut gesät, das hier zwischen den Menschen aufging? Wer hatte die Worte verdorben, mit denen sie sich zuvor froh und zufrieden gemacht hatten?

An einem dieser Tage traf es sich, daß Lina Matheit wieder einmal mit dem Essen für den Maurer an die Bucht herunterkam. Kalinig war jedoch mit Perbandt

zur Schneidemühle gefahren, um die Balken fürs Dach zu holen, und hatte sein Frühstück von der alten Olga bekommen; als darum Lina mit ihrem Essenskorb suchend in den Neubau eintrat, fand sie nur Bernhard Gey, der in dem größten Raum des Hauses auf einer Kiste saß und in einem beschriebenen Papier las. Unter seinen Füßen war die Erde noch lebendig, Gras und Wegerich wuchsen hier und da, und über ihm lachte ein starker blauer Himmel; aber doch war es schon seine Stube, in der er saß.

Als das Mädchen nun grüßend eintrat und nach dem Maurer fragte, da wandte Gey sich um, und wie damals, als er vor der Herrschaft seine Geschichten erzählt hatte, erschrak Lina vor seinem einsamen, traurigen Blick. Und da er sie nur immer weiter so anstarrte, als habe er die Sprache verloren, trat sie mitleidig näher und fragte: „Was ist denn, Gey? Wo sind die anderen?"

Er deutete nach der Arissauer Heide hinauf, aber sein starrer, kranker Blick ging nicht mit seiner Hand.

„Das Frühstück für den Maurer", sagte sie ruhig. „Nun müssen wir es selber essen."

Sie setzte den Korb ab, kniete zur Erde nieder, nahm Brot und den Krug mit Kaffee aus dem Korb, goß in einen braunen irdenen Becher ein und reichte dem Manne erst zu trinken und dann auch zu essen. Da kamen seine Blicke langsam wieder zu ihm zurück; er nahm ohne Dank, was sie ihm reichte, und sah zu, wie sie sich selber nahm. Aber wie damals auf dem Schloß, als er sich von allen anderen verlassen fühlte, warf sich sein ganzes Gefühl in Hoffnung und Vertrauen jäh auf dieses junge Weib, das er ja nicht kannte, von dem er aber hell fühlte, daß es s t a r k war, stärker als alle Menschen, die ihm je begegnet waren, so stark, daß er nicht fürchten mußte, er werde sie zermalmen, wenn er mit all seiner Kraft und Not bei ihr einging.

„Ist dies die große Stube?" fragte sie, und damit brachte sie den seit Tagen Verstummten endlich auch zum Reden. Er erklärte ihr, wie erwachend, ja dies werde die große Stube sein, und wenn sie durch jene Tür dort schaue, so sähe sie die beiden Kammern, eine für die Kinder und eine für — — —

Zwei Kammern, ei! — Aber sie hatte schon immerfort nach dem Papier in seiner Hand gesehen, und nun fragte sie: „Ist das ein Brief, Gey? Ich habe in meinem Leben keinen Brief bekommen."

Er sah, daß er noch den Brief in Händen hielt, erschrak, zerknüllte das Papier und steckte es fort. — „Der Teufel schreibt Briefe!" murmelte er, stand auf und fuhr fort, ihr sein fast fertiges Haus zu zeigen, als solle sie hier die Frau werden. Die Diele war nicht sehr groß, dafür hatte die Küche mehr Raum als unbedingt nötig; vor allem aber würde dieses Haus das einzige in ganz Lissau sein, das einen Schornstein aufwies. Die Lissauer sollten sehen, daß man seine Netze auch anderswo als im Rauch und Qualm der „schwarzen Küche" trocknen und räuchern konnte. Gey war jetzt wie von einer Last befreit und sprach laut und froh, obwohl Lina durchblicken ließ, daß für sie selber ein Schornstein nicht zu den neuesten Dingen gehöre.

Zuletzt aber, als sie Krug und Becher wieder in den Korb getan und den Korb

aufgenommen hatte, um ins Schloß zurückzugehen, da fiel der Mann doch wieder in sein finsteres Wesen zurück. Er trat vor sie hin und sagte: „Lina, wie reden sie im Schloß oben über mich? Sag mir die Wahrheit."

„Wie sollen sie reden!" verwunderte sie sich. „Die Frau redet von allen gut, sie kann gar nicht anders. Aber sie hatte Streit mit dem Baron, seitdem steht es schlimmer mit ihr."

„Warum Streit?" fragte er.

„Weiß ich? Ich verstehe es ja alles nicht. Sie will fort von hier, glaube ich, sie kann hier nicht gesund werden. Sie fragte mich auch, ob ich mitkommen wolle, wenn sie geht. Und der Herr — — —"

„Der Herr? Ja?"

Sie sah ihn ernst an und sagte: „Gey, ich kann das keine Stunde vergessen, was Sie damals gesagt haben."

„Ich? Schon gut. Was sagt der Herr?"

Sie sah ihn finster erstaunt an und murmelte: „Ach, ich will davon nicht reden."

Sie wollte an ihm vorbei, aber er vertrat ihr den Weg, Angst und Sorge in den Augen: „Ich muß es wissen, Lina."

„Der Herr redet heute so und morgen so, wie der Wind gerade weht und worauf er aus ist. Warum muß ich es überhaupt sagen?"

„Darum!" rief er verzweifelt aus und zog den zerknüllten Brief wieder hervor. „Ich habe mein Land drüben an einen Betrüger verkauft. An einen Mann, der uns allen seinen Reichtum nur vorgelogen hat und der mir nichts geben wird. Wovon soll ich den Baron nun bezahlen, sein Land, seine Steine, sein Holz?"

Sie schüttelte heftig den Kopf, als erscheine ihr sein Gebaren unwürdig und unverständlich. Sie sagte kühl: „Wenn er kein Geld hat, muß er das Land doch wiedergeben?"

„Und wenn er es schon weiterverkauft hat? Was du dir denkst."

Sie zuckte die Achseln: „Dann muß man es einfach dem Baron sagen. — Soll ich es ihm sagen?"

„Warum du?" fragte er.

Sie senkte den Blick und ging an ihm vorbei bis zu der nackten leeren Türöffnung. Dort drehte sie sich langsam um, sah ihn aus zornfeuchten Augen an und preßte fast schluchzend hervor: „Du bist auch so einer, so — — einer — —! Reden könnt ihr wie die Erzväter, aber sonst seid ihr alle gleich. Auch du —!"

Ihre derben Schultern hoben sich in einem jähen Atemstoß, sie wandte sich ab und lief mehr, als sie ging, zum Schloß hinan. Der Mann starrte ihr nach, bis sie oben war. Das ist ja eine, dachte er. Eine Starke ist das.

Noch denselben Abend kam die Baronin, von Lina Matheit in einem Rollstuhl geschoben, an die Bucht herab und verlangte das neue Haus zu sehen. Es wurde ihr gezeigt, und sie lobte alles, die schöne Anlage bei den Birken am Arissauer Wege, die Maßverhältnisse von Fenster, Zimmer und Tür, vor allem aber den Schornstein. Zuletzt sprach sie Gey Mut zu, obwohl kein Wort der Klage über

seine Lippen gekommen war; und als er erstaunt fragte, ob sie denn schon von seinem Mißgeschick wüßte, da sagte sie: „Ja, ich weiß alles. Auch mein Mann weiß. Aber er wird Ihnen beistehen, wenn ich nicht mehr hier bin.“

„Wird die Frau Baronin verreisen?“ fragte er.

„Nicht für lange“, antwortete sie aufgeregt. „Nur zu meinen Eltern in der Schweiz, die Luft dort wird mich wieder gesund machen. Aber ich bin gern hier bei euch am einsamen Haff, sage ich es nicht täglich zu dir, Lina? O wie sie nun dasteht, die Dumme. Reden Sie ihr auch gut zu, Gey, daß sie mit mir kommt. Ich brauche sie, aber der Baron braucht sie nicht. Ist es nicht wahr?“

Als sie keine Antwort erhielt, seufzte die Baronin leise auf und ließ sich von Lina zu den anderen Lissauer Katen fahren. Sie sah die vom Haff angefressenen Mauern an Perbandts Haus und die schütteren Dächer der andern, durch deren Schilf sich träge der Rauch hindurchwürgte. Sie sah, wie Türen und Fenster krank in den rostigen Angeln hingen, und sah die verrenkten Kinder der Zerulls, dazu Freudenreichs arme Waisen. Aus vielen Türen starrte es flehend und ängstlich, aus manchen dreist und haßerfüllt hervor; und vielleicht war es dieser Anblick von Jammer und Finsternis, der die arme kranke Baronin später das Wiederkommen ans Haff gänzlich vergessen ließ. Gey stand noch immer vor seinem Hause, als sie wieder nach Arissau zurückgefahren wurde. Er hatte sich vielerlei überlegt, was er der Baronin sagen wollte, aber die Frau hatte ihr Gesicht in die Hände gelegt und hob es nicht mehr auf. Danach ging Gey noch lange nicht zu den Seinen. Er blieb in der kahlen nackten Tür seines Hausgerippes stehen, rauchte und starrte gedankenverloren ins Weite, bald zum Schloß hinauf, bald nach der Bucht hinab.

So stand er ja jetzt Abend für Abend, wenn es für die Arbeit am Hause zu dunkel geworden war. Näherten sich die Lissauer dem Neubau, um ihn zu betrachten, so starrte ihnen von drinnen der Mann mit den glühenden Augen und dem schweren rötlichen Vollbart wie ein Geist entgegen, und sie wagten sich nicht nahe heran. Bernhard Gey aber blieb bis zur tiefen Dunkelheit in seinen rohen Wänden, wartete und wußte nicht worauf, sprach vor sich hin, aber die ihm antworteten, waren nur die Schnepfen mit ihrem heiseren, widerlichen Schrei, die Moorkuh drunten in der Bucht oder die Sprosser mit ihrem reinen, hochmütigen Pfeifen und Zwitschern.

Er arbeitete jetzt mit dem Maurer alleine am Haus; dafür kümmerte er sich auch nicht mehr um Perbandts Arbeit. — Wenn deine Mutter zu krank ist, laß dir Anna bei den Angeln helfen, hatte er gesagt. Oswald hatte sich anfangs gesträubt, Anna Gey ins Boot zu nehmen. Aber da hatte der Gefährte ihn erstaunt angesehen und ihm die Frau ein zweites Mal ruhig als Gehilfin angeboten. „Warum denn nicht, hast du etwas gegen sie?“ fragte er. Ach, er wußte nicht, was Oswald in qualvollen Nächten in seinem Gewissen verschloß: Daß er in seinem Herzen die Ehe des Freundes gebrochen hatte, ob er gleich äußerlich nichts getan hatte, was dem Spruch verfiel. Schuld und Verrat, so hieß die Mauer zwischen ihnen, und in jener nächtlichen Stunde, da er an Annas Seite zum erstenmal in seinem Leben irdisches Glück empfunden hatte, in jener

Stunde war der Grund gelegt worden, darauf sich das Böse später von selbst so fest errichtet hatte. Was half es, daß er den Freund nun bat: „Ach, Bernhard, laß uns doch weiterhin alles gemeinsam tun, wie wir anfangs auch taten. Ich will dir gern bei dem deinen helfen, solange du mich brauchst!“ Gey war blind und taub vor eigner Not, er wußte nicht, in welche Friedlosigkeit er die beiden Menschen stieß, die einander begegneten wie am Anfang der Welt und sich doch nicht lieben durften wie Mann und Frau.

Den nächsten Abend kam der Baron selber an die Bucht herabgeritten, und wieder stand Gey vor seinem Hause, auf dem jetzt schon das Dachgebälk zu wachsen begann. Der Baron, als er den Mann so hoch und dunkel in der leeren Türöffnung warten sah, stieg vom Pferde, band das Pferd an eine der jungen Birken am Wege und näherte sich Gey mit einem freundlichen Wort. Gey aber nahm nur die Pfeife aus dem Munde, das war sein ganzer Dank.

Später haben die Leute im Samland viel über den Baron geredet, manche nannten ihn einen sehr guten Mann, manche wiederum einen sehr bösen, aber das kam wohl nur, weil er weder das eine noch das andere war und weil er sich selbst nicht verstand, sondern hin und her gerissen wurde wie ein Baum mit schwacher Wurzel. Die Wurzel mag sich noch so tief senken, sie ist zu schwach, und eines Tages ist es um den Baum geschehen. Gey ahnte vielleicht am meisten von allen, wie es um den Baron stand. Dennoch empfand er an diesem Abend einen tiefen, abwehrenden Groll gegen den so sonderbar aufgeregten und unsicheren Mann, der in seinen Worten bald hochmütig daherfuhr, bald kläglich und schüchtern vorwärtsstolperte. Selbst als der Baron sich bereit erklärte, nicht nur auf jede Zahlung für Holz, Steine und Land vorerst zu verzichten, sondern darüber hinaus auch noch für ein Darlehen an Gey bei der Landschaft in Königsberg zu bürgen, selbst da blieb Gey so unhöflich und gleichgültig, als ginge ihn weder der Besuch des Barons noch alles Gesprochene das Geringste an. Zuletzt, als der Gast sich das Haus zweimal bis in jeden kleinsten Winkel hinein hatte zeigen lassen, fragte er: „Der Keller ist gut, da unter den Kammern; auch Küche, Diele, Stube, Schornstein, alles gut. Aber wird es nicht doch zu klein sein, Gey?“

„Wie es ist, so ist's“, antwortete der Mann.

„Gewiß. Aber es wird eine Zeit kommen, da gehen Sie mit der Frau aufs Altenteil, und was dann?“

„Bis dahin. Wer wird so weit denken“, brummte Gey immer ärgerlicher.

Aber der Baron ließ nicht locker. „Vielleicht wird es auch bald nötig werden, daß Ihr Euch einen Knecht auf den Hof nehmt?“ fragte er.

Wozu er sich einen Knecht nehmen solle? fragte Gey zurück. Und wenn schon, der schlafe auch im Stalle gut.

Richtig. An den Stall hatte der Baron noch gar nicht gedacht. Stall und Scheune würden doch wohl ein eigenes Gebäude bilden – auch hierin den Lissauern zum Vorbild, die ja schon kaum mehr zu unterscheiden wüßten zwischen sich selbst und ihrem Vieh?

Ja. Gey hatte es sich so gedacht.

Was übrigens den Knecht betreffe, fuhr der Baron fort und sah sich zwischen

den kahlen Mauern um, als suche er etwas, auf die Dauer würde Gey ihn doch wohl nicht entbehren können. Denn er selbst werde oben auf dem Hof Arbeit die Fülle finden, lohnende Arbeit als Stellmacher; und wer solle dann so lange hier unten alles versehen?

Da möge die Frau sich kümmern, antwortete Gey. Auch seine beiden Knaben wüchsen ja zur Hilfe heran.

Sie wüchsen heran, gewiß. Aber bis sie herangewachsen seien, brauche zum mindesten die Frau fürs Haus eine tüchtige Hilfe. Eine Magd, kurz gesagt, eine junge kräftige – eine wie Lina Matheit vielleicht, er kenne sie ja. Was?

Aber Gey schien jetzt dem Baron nur noch mit dem äußersten Widerstreben zuzuhören. „Lina?" fragte er grob. „Die Kammerjungfer? Lina ist die Tochter des Fischmeisters aus Poraithen, die kommt nicht als Magd zu mir."

„Vielleicht aber gerade sie!" drängte der Baron plötzlich. Denn Linas Vater sei tot und die Mutter in Poraithen kümmere sich nicht um sie, gehe wohl auch mit eigenen Heiratsplänen um – kurz und gut, was solle aus dem Kinde werden, wenn die Baronin jetzt von Aressau fortgehe?

Kind? Lina sei kein Kind, so wenig wie er, Gey, oder der Baron. Lina sei ein ausgewachsenes starkes Frauenzimmer, vor dem mancher sich nur recht in acht nehmen möge. – Warum sie übrigens nicht auf dem Hofe bleiben könne, selbst wenn die Frau Baronin auf eine Zeit wegginge?"

„Weil – – –!" Der Baron starrte Gey unsicher an, als überlege er, wieviel man diesem rätselhaften Manne anvertrauen könne und wieviel nicht, nachdem er selbst ja oben im Schloß so treuherzig sein eigenes Herz auf der Hand getragen hatte. Schließlich sagte er in hochmütigem Tone: „Die Baronin kann ein ganzes Jahr fortbleiben müssen, wenn es ihre Gesundheit erfordert, und wozu soll ich ihr dann eine Jungfer halten? Glaubt ihr, ich sei so reich, daß ich mein Geld wegschmeißen dürfte für euch?"

Da brauste Gey auf und schrie: „Ich weiß sehr wohl, daß ich in der Schuld des Herrn Baron bin, niemand braucht mich daran zu erinnern!" – Aber vielleicht hatte der Baron seinen Schuldner gar nicht verletzen wollen, denn jetzt schüttelte er den Kopf und fragte ehrlich verwundert: „Lieber Mann, was haben Sie eigentlich? Worüber beklagen Sie sich?"

„Ich beklage mich gar nicht", antwortete Gey. „Ich habe Sorgen." – Er war bei des Barons freundlich teilnehmender Frage auf einmal aus allem Zorn in die alte nagende Verzweiflung zurückgefallen; es war nun auch dunkel geworden, und die Nacht löste manches Trennende zwischen den beiden Männern.

Der Baron sagte: „Sorgen? Was nennen Sie Sorgen, Gey? Sie haben eine gesunde Frau, gesunde Kinder."

„Meine Frau hat Angst vor mir, und meine Kinder gehen mir aus dem Wege, wo sie mich sehen."

„Das kann alles über Nacht anders werden."

„Auch die Frau Baronin kann über Nacht gesund werden."

„Nein, lieber Mann", erwiderte da der Baron in ehrlicher, tiefer Traurigkeit. „Meine Frau wird niemals wieder gesund werden, wenn sie auch noch lange

so . . . hinleben kann. Und niemals wird sie mir ein Kind schenken, das ist ganz gewiß. Die Ärzte haben es gesagt. – Wie lange sind Sie verheiratet, Gey?"

„Zehn Jahre", antwortete er.

„Zehn Jahre, sehen Sie. Und die Frau gesund, die Kinder wachsen heran. Aber ich, vor drei Jahren heiratete ich ein gesundes schönes junges Weib. Und jetzt? Ich bin wie ein Ast, der am kranken Stamme dorrt. – Waren Sie Ihrer Frau immer treu, Gey?"

„Früher nicht. Erst seit das mit dem Kinde geschehen ist."

„Da wollten Sie ein besserer Mensch werden? Oder warum?"

„Ich weiß nicht, warum. Es darf nicht mehr sein."

Der Baron wandte sich unwillig ab. – „Das redet sich leicht hin, so etwas!"

Sie wurden wieder aufgeregt. Gey richtete sich auf und sagte mit dumpfer Stimme: „Leicht hin? Auf mich ist eine Last gelegt, daß ich Tag und Nacht nicht mehr meines Lebens froh werden kann."

„Wieder ein Traum?" höhnte der Baron.

„Ja, vielleicht!" antwortete Gey und starrte den Baron groß an, Angst und Zorn in den Augen. Aber der wollte wohl nicht hören. Er sah unruhig nach seinem Pferde und fragte auf einmal: „Wie ist es also mit Lina? Kann sie hierbleiben, bis meine Frau zurückkommt, oder nicht?"

„Warum gerade bei mir?" fragte Gey gereizt und mißtrauisch zurück.

Da vergaß sich der Baron für einen Augenblick. Er sah Gey kalt und böse an, ob er sein Gesicht auch kaum mehr erkennen konnte, und stieß haßerfüllt hervor: „Weil du auch Angst hast im Dunkeln, Mensch! Weil du auch nach dem ersten besten greifst!"

Nun war es geschehen. Einem armen einsamen Fischer hatte er sein zerrissenes Herz gezeigt. Bernhard Gey aber triumphierte nicht. Er antwortete: „Im Dunkeln habe ich Angst, das ist wahr. Aber ich darf mich trotzdem nicht mehr an fremdem Leben vergreifen, und das ist auch wahr."

Da stampfte der Baron so heftig mit dem Fuß auf, daß es dumpf in den leeren Mauern widerhallte, und preßte hervor: „Narr! Narren, alle miteinander!" – Als der Hufschlag des wild davongaloppierenden Pferdes im Dunkel draußen untergesunken war, dachte Gey langsam: Wie kann man dem nur helfen. Vielleicht kann Oswald das Mädchen gebrauchen, die Alte lebt ja nur noch halb. Und Anna wird ihm nicht mehr zur Hand sein können, wenn hier das Haus fertig ist. Armer Oswald, armer Baron, wir Armen alle!

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Zwei wichtige Englandbücher

Untersucht man die literarische Beschäftigung der Deutschen mit England und der englischen Welt, wie sie in den letzten Jahrzehnten und Jahren sich immer reicher entfaltete, genauer, so werden die verschiedensten, nicht immer gleich erfreulichen Antriebe sichtbar. Von der Kuriosität des Engländertums als Erfinders und Trägers des spleen wechselt das Motiv bis zu der bewundernden Anbetung der absoluten Macht, die sich in der Schöpfung und Organisation des Empire offenbart. Auch die ästhetische Freude an der Erscheinung eines rein geprägten Menschentyps und einer ebensolchen Gesellschaft fehlt in dieser Skala nicht, und dicht daneben steht — in der jüngsten Vergangenheit bedenklich häufig — die Flucht in die „ganz andere" Welt des Britentums. Der letzte und hintergründigste Antrieb zur Auseinandersetzung mit England ist aber für uns Deutsche die geschichtliche Tatsache, daß jede politische Wirksamkeit in Europa bedingt wird durch das jeweilige Verhältnis zu Britannien. Deshalb ist es symptomatisch und bedeutsam, daß am Ende dieses Jahres 1938 der Verlag Philipp Reclam jun. zwei Bücher vorlegt, die jedes für sich, und in höherem Maße beide zusammen, solcher Auseinandersetzung dienen (A. Hillen Ziegfeld: „England in der Entscheidung — eine freimütige Deutung der englischen Wirklichkeit", 388 Seiten, 10 Karten, 30 Abbildungen. — Sir Charles Petrie: „Die Chamberlains" mit ausführlichem Nachwort von Dr. Karl Silex. 305 Seiten, 7 Bilder und 6 Bildtafeln.) Verfasserschaft, Standort, Tendenz und Form beider Werke sind so verschieden wie nur möglich; ihre Inhalte aber ergänzen sich auf das wünschenswerteste; ihre Einsichten und Ergebnisse stimmen in einem sich gegenseitig bestätigenden und höheren Sinn vollkommen zusammen.

Ziegfeld ist Deutscher und Nationalsozialist, der die bildenden Jahre seines Lebens in der weltweiten Sphäre des Empire verbracht hat. Er, der Außenstehende, betrachtet England unter dem größeren Sehwinkel des Weltreiches und sieht seine gegenwärtige Problematik vor allem in der Frage, ob es dem Engländer gelingt, in einer wirklichen Auseinandersetzung mit dem sich erneuernden Kontinent die eigene Wesensart so fortzubilden, daß er fähig wird, die Herzkammer eines organischen Weltreiches zu sein. Petrie ist Engländer, aufgewachsen in der Tradition städtischer Selbstverwaltung und konservativer Parteipolitik; er ist vom Vater her und persönlich den Chamberlains (Joseph, Austen und Neville) parlamentarisch und menschlich befreundet. Er sieht England von innen heraus, erlebt es in seinen Keimzellen sozusagen, in Kommunalverwaltung und Parlament, und sein Buch zeigt in überzeugender Weise, wie von hier der Familie Chamberlain die entscheidenden Kräfte des Charakters und der Tradition zuwuchsen, die sie schließlich in die Außenpolitik und die Probleme des Empire vorwärtsstießen und sie zu den typischen und besten Vertretern modernen Britentums machten. Petries Werk gibt aus intensivster Kenntnis und in liebevollem und deshalb liebenswertem Detail die politische Geschichte der Familie Chamberlain, die durch die hervorragende Stellung ihrer Mitglieder zu einer ebenso instruktiven wie unterhaltenden Geschichte Englands in den letzten sechzig Jahren sich erweitert; der Verfasser plaudert, berichtet Persönliches, erzählt Anekdoten und windet daraus doch den Kranz politischer Unsterblichkeit. Ziegfeld dagegen reißt die großen Linien auf, gibt breite Querschnitte, zeichnet die zweitausendjährige Entwicklung, zieht die Konsequenzen für die Gegenwart; seine Sätze sind apodiktisch, seine Kraft ist die Zusammenschau, seine Form die Abstraktion.

In ihrem innersten Gehalt und ihrer letzten Schlußfolgerung aber stimmen beide Werke in einer den Leser überraschenden und zugleich überzeugenden Weise überein: beide folgen den Geschehnissen und Problemen bis in den Herbst dieses Jahres 1938 und zeigen die gefährliche Krise auf, in der heute Engländertum und Empire stehen; beide sehen in Neville Chamberlain den Vorkämpfer einer englischen Erneuerung, wissen aber

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift sind folgende Prospekte beigegeben, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

S. Fischer Verlag, Berlin, betr. „Neuerscheinungen 1938".

Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin-Steglitz, Schloßstraße 88, betr. „Balkan" (Heymann).

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 50, Eislebener Str. 7, betr. „Das neue Rowohltbuch 1938".

Universitas Deutsche Verlags-AG., Berlin W 50, Tauentzienstraße 20, betr. „Philipp Gibbs".

Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn, Breslau I, betr. „6 neue Bücher".

L. C. Wittich Verlag, Darmstadt, Rheinstraße 23, betr. „Unsere Neuerscheinungen".

H. Goverts Verlag, Hamburg 13, Moorweidenstr. 14, betr. „Gesamtverzeichnis der Neuerscheinungen".

Eichblatt-Verlag Max Zedler, Leipzig C 1, Querstr. 26, betr. „Für Heimat und deutsches Volkstum".

Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig C 1, Kohlgartenstr. 20, betr. „Bücher aus dem WG-Verlag".

v. Hase & Köhler, Leipzig C 1, Täubchenweg 19, betr. „Die Werke und Neuigkeiten".

Insel-Verlag, Leipzig C 1, Kurze Str. 7, betr. „Weihnachten 1938".

Philipp Reclam jun., Leipzig C 1, Inselstr. 22, betr. „Freude am Schenken".

F. Bruckmann Verlag, München, Nymphenburger Str. 86, betr. „Bruckmann-Bücher des Jahres".

Albert Langen / Georg Müller, München, betr. „Neue Bücher 1938/1939".

J. F. Lehmanns Verlag, München 15, Paul-Heyse-Str. 26, betr. „Deutsche Bücher".

R. Oldenbourg Verlag, München 1, Glückstraße 8, betr. „Herbst 1938".

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin, betr. „Neuerscheinungen".

Ernst Klett Verlag, Stuttgart-W, Rotebühlstr. 77, betr. „Freude am schönen Buch".

Alfred Kröner Verlag, Stuttgart, betr. „Die Neuerscheinungen 1938".

Albert Müller Verlag, Zürich, betr. „Narkose" (Koelsch).

auch um seine tragische Gefährdung; beide sind überzeugt, daß die Wiedergeburt des Britischen Weltreiches nicht außerhalb Europas erfolgen kann, sondern nur in wirklicher Verständigung mit dem Kontinent – und das heißt heute vor allem mit Deutschland. Daß diese Auseinandersetzung sich mit den friedlichen Waffen der Politik und des Geistes vollziehen kann und möge, ist die Hoffnung, in die jedes dieser Bücher den Leser entläßt.

Weihnachtsbücherschau

Neuausgaben

Von Olav Duuns großem Geschlechterroman „Die Juwikinger" ist eine Volksausgabe in zwei Bänden erschienen in der ausgezeichneten Übertragung von J. Sandmeier und S. Angermann (Hamburg, Goverts Verlag). Der erste Band trägt bekanntlich den Untertitel „Per Anders und sein Geschlecht", der zweite „Odin". Die Ausgabe ist sehr gut ausgestattet. – Paul Fechters „6 Wochen Deutschland" braucht auch in der 2. Auflage an diesem Platze wirklich keinerlei Empfehlung. Man freut sich nur festzustellen, daß jetzt in einem Anhang das Land Österreich einbezogen ist. In der 3. Auflage kann Paul Fechter nun ja auch Sudetenland würdigen (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 4,80). – Eine der hübschesten Gaben des unermüdlichen Arbeiters an der deutschen Sprache Ernst Wasserziehers „Hans und Grete", in der er 2000 Vornamen erklärt, ist in 8., neubearbeiteter und vermehrter Auflage von Paul Herthum herausgekommen (Berlin, Ferdinand Dümmler). – Nachdem im vorigen Jahre Johann Scherrs „Menschliche Tragikomödie" in einer ungekürzten Volksausgabe erschien, gibt jetzt gleichfalls Karl Quensel die unentbehrliche „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte" in vollständiger Volksausgabe neu heraus (Leipzig, Hesse & Becker).

Buchreihen

An hübschen kleinen Gaben zu Weihnachten wird niemand Mangel leiden, wenn er nach den bewährten Sammlungen greift, von denen eine große Zahl und fast alle in hübschestem Gewande vorhanden sind. Wird man bei der Inselbücherei gefragt, welches Bändchen man verschenken solle, so lautet die Antwort: alle. Von den Neuerscheinungen zu Weihnachten heben wir besonders hervor Peter Vischer „Das Sebaldus-Grab" in 44 Bildtafeln, herausgegeben von Herbert Küas, und das ganz entzückende Büchlein „Hans im Glück", das Grimmsche Märchen, illustriert von Willi Harwerth, der dem sympathischen Dummrian seine endgültige Prägung gegeben hat. Ferner erschien Larochefeaucauld „Betrachtungen oder moralische Sentenzen und Maximen" mit einem Geleitwort von Wilh. Weigand, die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck, Nachwort von Rudolf Bach, und endlich die „Briefe des Generalfeldmarschalls Graf Helmuth von Moltke", die feinsinnig und in sympathischer soldatischer Haltung gesammelt und eingeführt werden von Friedrich von Cochenhausen (Leipzig, Insel-Verlag, je Band RM –,80). – Der Verlag Eugen Diederichs, Jena, setzt seine „Deutsche Reihe" mit acht gediegenen Bändchen fort. Sie will bekanntlich die Entwicklung des deutschen Volkes durch Zeugnisse der Vergangenheit wie durch die Stimmen der Dichter von heute ins klare stellen. Auch diese acht Bände beweisen wiederum die sichere Hand bei der Auswahl: Franz Grillparzer „Schau und Sammlung"; Annette von Droste-Hülshoff „Einsamkeit und Helle"; „Reisen deutscher Romantiker"; „Volk vor Gott", Gedichte; Hans Friedrich Blunck „Börr der Jäger"; Ludwig Friedrich Barthel „Schi-Novelle"; Hans Baumann „Kampf um die Karawanken"; Joseph Georg Oberkofler „Das rauhe Gesetz" (Je Band RM –,80). – „Aus dem ewigen Schatz deutscher Lyrik" schöpft die so benannte Sammlung des Verlages Rütten & Loening, Potsdam, auf die wir schon hinweisen konnten. Jetzt liegen neue zwölf Bändchen vor, die durch ihre Auswahl wie die schmucke Ausstattung sich selbst empfehlen: Johann Gottfried Herder „Das ewige Beginnen", Gedichte; „Das unendliche Sehnen", Gedichte von v. Arnim, Tieck, F. Schlegel, A. W. Schlegel; Clemens Brentano „Geist und Kleid" und „Stern und Blume", Gedichte; „Selige Rückkehr", Gedichte von Hölder-

Neuerscheinungen unserer Reihe
Gestalten und Probleme der Europäischen Geschichte

LUDWIG PFANDL

Philipp II. von Spanien

568 Seiten, 13 Bilder. Leinen RM 12.50, kartoniert RM 10.–

Ein Kenner spanischer Kultur von Weltruf deutet das Rätsel der Persönlichkeit Philipps II., auf die sich Haß und Verleumdung seit Jahrhunderten gehäuft hat. Hier werden uns sein Lebensweg vom Knaben bis zum vielgeprüften Greis und die großen Begebnisse seiner Regierungszeit mit den Mitteln kühner Psychologie und ausgedehntester Sachkenntnis geschildert.

SAINT-RENÉ TAILLANDIER

Heinrich IV. von Frankreich

560 Seiten, 15 Bilder. Leinen RM 12.50, kartoniert RM 10.–

Heinrich IV. ist der volkstümlichste Herrscher der Franzosen, der das Land nach blutigen inneren Kämpfen befriedete und es verstand, innerhalb seiner kurzen Regierungszeit ein von Zwietracht zerrissenes Volk zum Bewußtsein seiner Einheit zurückzuführen. Sein bewegtes politisches Schicksal spiegelt den Kampf der Weltanschauungen und Machtstellungen der Zeit wider. Der Mann, der in tausend Bonmots und Anekdoten weiterlebt, hat noch nie eine ebenso gelehrte wie künstlerische Darstellung erfahren.

LOUIS BARTHOU

Mirabeau

430 Seiten, 9 Bilder. Leinen RM 8.50, kartoniert RM 7.–

Er war der einzige, der vom Schicksal bestimmt schien, Frankreich vor dem Schreckensregiment und vor der Despotie Napoleons zu bewahren. Eine faszinierende Gestalt im Gewitterlicht der Französischen Revolution. Louis Barthou, der französische Außenpolitiker, wird den vielfältigen Gaben Mirabeaus und den ungeheuren Spannungen jener Zeit mit bewundernswerter Vorurteilslosigkeit gerecht.

J. HOLLAND ROSE

Der jüngere Pitt

254 Seiten, 13 Bilder. Leinen RM 7.50, kartoniert RM 6.–

England, an dessen Spitze der 24jährige Premierminister Pitt steht, in der Zeit der Französischen Revolution und sein Kräftemessen mit Napoleon, das ist das Thema dieses Buches, das uns einen gründlichen Einblick in die Denkart des Inselreiches und seine politische Wesensart gibt und überdies den nobelsten Typ des englischen Staatsmanns vor Augen führt.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY / MÜNCHEN

lin, Novalis und Wackenroder; „Wandel und Treue", Gedichte von Karoline von Günderode, Sophie Mereau, Bettina v. Arnim und Luise Hensel; „Romantischer Regenbogen", Gedichte; „Das Zauberglas", Gedichte von A. v. Platen und F. Rückert; „Der Sommerfaden", Gedichte von Uhland, Kerner, Waiblinger, Hauff und Schwab; Annette von Droste-Hülshoff „Das Spiegelbild", Gedichte; Friedrich Hebbel „Ziel und Grund", Gedichte; Nikolaus Lenau „Der dunkle Strom", Gedichte (Je Band RM —,80). — Die Furche-Bücherei, Berlin, setzt ihre Arbeit mit vier Bänden fort: Hans-Joachim Haecker „Hiob"; Robert Dollinger „Deutsche Männer vor Gott"; Sören Kierkegaard „Gegen Feigheit"; Heinrich Giese „Studentenväter des 19. Jahrhunderts". — In „Meyers Bunten Bändchen" sind von sachkundiger Hand „Deutsche Wandteppiche" im Bilde ausgewählt und von Marie Schuette eingeleitet (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM —,90). In „Meyers Kleinen Handbüchern" ist neu erschienen Adama von Scheltema „Die deutsche Volkskunst und ihre Beziehungen zur germanischen Vorzeit" (Leipzig, Bibliographisches Institut. 194 Abb. RM. 5,20). — In der immer zu rühmenden „Kröners Taschenausgabe" schreibt Ernst Kornemann „Römische Geschichte" in zwei Bänden. Der erste liegt vor: „Die Zeit der Republik" (Stuttgart, Alfred Kröner; Übersichtskarte; Zeittafel. RM 5,50). — Aus der Sammlung Göschen nennen wir das Buch des Literarhistorikers der Universität Bonn, Hans Naumann „Deutsches Dichten und Denken von der germanischen bis zur staufischen Zeit". Diese Literaturgeschichte umfaßt das 5. bis 13. Jahrhundert (Berlin, de Gruyter & Co. RM 1,62). — In die Geschenkreihe des Verlages Adam Kraft, Karlsbad, ist mit Bildern von Max Geyer die Erzählung von Ulrich Sander „Horn im Nebel" aufgenommen (RM 2,20). Von „Grotes Aussaat-Büchern" empfehlen wir den Geschichtenkreis von Margarete Windthorst „Die Lichtboten" (RM 2,—) in der neuen Geschenkausstattung, in der gleichfalls Ernst Wiecherts „Attli, der Bestmann" und „Tobias" erschienen sind (RM 1,60). (Berlin, G. Grote).

Kalender

Der Athenaion-Kalender „Kultur und Natur" (Potsdam, Verlagsgesellschaft Athenaion) für 1939 weist wiederum dieselben intimen Vorzüge auf, die wir schon an diesem Kalender gewohnt sind: er versucht mit Erfolg für jeden Tag jedem der Besitzer eine Minute des inneren Besinnens und der inneren Sammlung zu verschaffen. 183 Abbildungen, gut ausgewählte kleine Essays, Sprüche, Wetterregeln, Gartenratschläge und das übliche Preisausschreiben machen den Kalender zu einem sympathischen Tagesbegleiter. — Für die Kinder ist der Kalender „Buntes Kinderjahr" sehr hübsch, der außer den bebilderten Monatsblättern, die auch als Postkarten zu verwenden sind, Bilderlottos zum Ausschneiden bringt (Reichenau i. Sa., Rudolf Schneider). — „Meyers Historisch-Geographischer Kalender", dessen Vorzüge ja allgemein bekannt sind, ist auch in diesem Jahre scheint's der einzige, der wieder für jeden Tag ein gesondertes Blatt und Bild, für die Sonntage ein buntes Bild bringt. Wieder wird eine Fülle von Wissen und Anregungen vermittelt (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 4,80).

„Blodigs Alpenkalender", ein besonderer Liebling aller Bergfreunde, herausgegeben von Dr. Karl Blodig unter Mitarbeit von Hans Stoepler liegt im 14. Jhrg. für 1939 vor (München, Paul Müller. RM 2,90). Jedes Jahr erstaunt man aufs neue, welche Fülle von unbekannter Bergschönheit die Kamera festzuhalten imstande ist. Aus den Ost- und Westalpen, aus asiatischen und amerikanischen Gebirgen, ebenso wie aus deutschen Mittelgebirgen ist eine Fülle von Bildern vereint. Nicht vergessen sind auch in diesem Jahre Einzelheiten des Berglebens in Blumen und anderen Naturschönheiten. Das Titelblatt ist die Wiedergabe eines Gemäldes von Freiherrn von Handel-Mazzetti vom Spielistjoch im Karwendelgebirge.

„Das Zeitglöcklein" (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 0,90) ist für das Jahr 1939 der Ostmark gewidmet, indem aus den Schätzen der Nationalbibliothek in Wien Bilder aus dem „Hortulus animae" genommen sind, die Egon Cesar Conte Corti einleitet. Der „Hortulus animae", das Seelengärtlein, ist erstmalig 1498 in Buchform veröffentlicht. Dieser Ausgabe liegt die Übersetzung Sebastian Brants zugrunde. Die

Bilder stammen von drei Genter Malern. — Der „Goethe-Kalender für das Jahr 1939", herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 8 Abb. RM 4,—) bringt Hans Carossas Rede bei der Verleihung des Goethepreises. Von weiteren Beiträgen heben wir hervor Wilhelm Schäfers Würdigung von Goethes getreuem Eckermann als Dichter, Friedrich Grieses Aufsatz über Liscow und Ernst Beutlers Aufsatz über das Goethesche Familienvermögen und das Bildnis von Goethes Mutter von Oswald May. Der geschmackvoll gebundene Kalender enthält außer diesen viele wertvolle, für den Goethefreund unentbehrliche Einzelheiten.

Der rühmlichst bekannte „Mecklenburgische Voß un Haas-Kalender" ist für 1939 erschienen (Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. RM 0,25). Er steht jetzt im 76. Jahrgang und zeichnet sich durch eine Reihe hoch- und plattdeutscher gut gewählter Beiträge aus und bringt die gewöhnlichen praktischen Hinweise, auch die Übersicht über die Jahrmärkte. — Georg Thurmair und Otto Vieth geben einen „Jungenkalender 1939" heraus (Düsseldorf, Verlag Jugendhaus Düsseldorf) mit Bildtexten und Monatstafeln. Die auf besonderem Blatt gedruckten Gedichte zu den Monatstafeln stammen aus dem Zyklus „Das ewige Reich" von Georg Thurmair. Der Kalender wendet sich an die Jungen, die sich das Ziel setzen, Gott und dem Vaterlande mit allen Kräften zu dienen. — Das Presseamt der Deutschen Arbeitsfront gibt einen „Kalender der deutschen Arbeit 1939" heraus mit einer Fülle von Beiträgen und Bildern. — Der Bärenreiter-Verlag hat im vorigen Jahre einen anregenden Versuch gemacht mit seinem Kalender „Freundesgabe". Die gute Aufnahme hat ihn ermutigt, ihn in diesem Jahre zu wiederholen. Auch hier sind wieder Werke von Malern und Holzschneidern mit Dichterworten und Melodien vereinigt, und das Ganze ergibt einen so erfreulichen Zusammenklang, daß diese „Freundesgabe" sicherlich viele neue Freunde finden wird. Für vierzehn Tage ist je eine künstlerische Beigabe, teils schwarzweiß, teils farbig, teils Bild, teils Holzschnitt, teils Melodie oder Gedicht oder Spruch vorgesehen. Von den beteiligten Künstlern nennen wir den verstorbenen Rudolf Koch, Alfred Finsterer, Johann Wohlfahrt, Josua L. Gampp, Paul Sinkwitz, Hanna Nagel-Fischer, Walter Buhe. Manch altes Volksgut in Melodie und Spruch ist glücklich verwandt.

Jugendschriften

Ein durch seine innere Feinheit ebenso ausgezeichnetes Buch wie durch das bunte, spannungsvolle Erleben ist das „Buch vom kleinen Chinesen Li" von Hedwig Weiß-Sonnenburg (Leipzig, Payne Verlag G. m. b. H.), das aus einer tiefen Kenntnis des wirklichen chinesischen Lebens heraus die Geschichte eines Chinesenjungen erzählt, der nach harter, freudloser Jugend und bitterer Lehrzeit, in denen beiden er sich bewährt, in ein sicheres und ruhiges Dasein durch Adoption eines unbekannten, wohlhabenden Verwandten gelangt. Hier wird der Jugend unaufdringlich in einer fesselnden Erzählung auf der kindlich-menschlichen Ebene viel nützliches Wissen um den Fernen Osten vermittelt und zugleich das Herz geschult, andere Art zu verstehen und achten zu lernen.

Reizend und feinsinnig wie immer sind die Bilderbücher für die Kleinen in den Atlantis-Kinderbüchern (Berlin, Atlantis-Verlag). Da zeichnet Eduard Bäumer zu Versen von Ernst Reuter bunte Bilder, die das Leben am und auf dem Berg in einer den Kindern leicht eingehenden Form schildern: „Den Berg hinauf"; das Leben der Sennen, der Holzfäller, der Bauern und tüchtiger Bergsteiger wird anschaulich dargestellt. Sehr hübsch ist auch „Das Lied vom Brot" von Walter Bergmann (ebenda), das von der Feldbestellung über die Saat zur Ernte, das Dreschen, das Mahlen, das Backen den Gang der Gottesspeise schildert. Für ein etwas vorgeschrittenes Kinderalter eignet sich das prächtige Buch von Conny Meißen „Thomas schreibt aus Mexiko" mit bunten Bildern und schwarzweißen Textzeichnungen. Es ist ein hübscher und nett durchgeführter Gedanke, den kleinen Thomas, der allein aus Europa zu seinem Onkel nach Mexiko fährt, alles, was er auf der Reise nach drüben, in dem Wunderland, erlebt, in Briefen an seine Mitschüler beschreiben zu lassen. Ein frischer und natürlicher Ton wird nie verlassen. — Von Werner Bergengruens „Zwieselchen", das für unzählige Kinder schon unsterblich

geworden ist, liegt in großem Format eine Neuausgabe vor, die diesem famosen Bengel neue Freunde werben wird (Stuttgart, K. Thienemann. RM 4,80). Die farbigen und schwarzen Bilder von Marianne Baumann-Scheel fügen sich organisch diesem echten Kinderbuche ein. – Auch Leopold Webers Erinnerungen „Bubenferien am baltischen Meer" mit Zeichnungen von Carl Streller (ebenda RM 1,20), in dem der bekannte Verfasser, der soviel germanische Sagen der Jugend nahebrachte, von seinen Erinnerungen in Rußland erzählt, können wir ebenso empfehlen wie Gerhard Scholtz' Kriegsbuch „Der kleine Giese" (ebenda. RM 1,20 mit Vignetten von Fritz Kredel), in dem das Kämpfen eines jungen Rekruten, der 1917 ins Feld kam und nur noch ein paar Monate bis zu seinem Soldatentod vor sich hatte, ergreifend erzählt wird. – Hans Friedrich Blunck hat „Deutsche Heldensagen" neu erzählt, darunter auch einige, die weniger bekannt sind, wie Offa und Berend Fock, neben den allen vertrauten und schon eingebürgerten. Das Wiedererwecken dieses unverlierbaren Schatzes wird wesentlich unterstützt durch die 80 Bilder von Arthur Kampf (Berlin, Th. Knaur. RM 2,85). – Für die Jugend, aber auch für Erwachsene ist wohl geeignet das Buch von Heinrich Luhmann „König Vogler" (Bielefeld, Velhagen & Klasing. RM 5,60). Hier ersteht König Heinrich, der am Vogelherde saß, aber außerdem das Reich rettete vor dem Hunnenansturm, als Bauer, Reiter und König in den Erzählungen eines Mitkämpfers in den zwölf Nächten der Wintersonnenwende an seine Leute. – Das gleiche gilt von dem „Zeppelinbuch" des Kapitäns Hans von Schiller, das Kurt Peter Karfeld herausgibt (Leipzig, Bibliographisches Institut). Kapitän v. Schiller erzählt hier aus seinen Bordtagebüchern die Fahrten des „Graf Zeppelin" nach dem Kriege. Sachverständig und anschaulich wird von der Technik des Luftschiffbaus, von Luftschiffhäfen und der Entwicklung der Zeppeline berichtet. Die Gründe der schweren Katastrophe des „Hindenburg" werden untersucht, und ein Ausblick eröffnet sich über die weitere Entwicklung des Luftschiffbaus. Eine große Anzahl von Bildern, auch von den Kriegsfahrten der Zeppeline, machen das Buch sehr lebendig.

„Griechische Heldensagen" hat Herbert Kranz neu erzählt und versucht damit, in neuer sprachlicher Fassung unter Fortlassung von seiner Ansicht nach überflüssigem Ballast den Schatz, den Gustav Schwab unvergänglich den älteren Geschlechtern erhielt, für die Jugend von heute zu gewinnen (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 8 Tafelbilder. RM 5,80). In dem Abschnitt „Die Urzeit" erzählt er die Mythen von Prometheus, Tantalos, Perseus, Herakles, Theseus und den Argonauten. Dann wird der Kampf um Troja wiedergegeben, die Schicksale der letzten Tantaliden und die Irrfahrten des Odysseus. Die Tafeln sind der griechischen Vasenmalerei entnommen. – Eine Reihe recht gut ausgestatteter Tierbücher, die Empfehlung verdienen, sind im Verlage Hugo Bermühler, Berlin, erschienen. Sie alle sind ausgezeichnet durch die Frische und Natürlichkeit der Auffassung: Werner Hagen „Erp. Die Geschichte einer Wildente" (12 Textzeichnungen); Kurt Knaak „Ti-it. Die Geschichte eines Eisvogels" (12 Textzeichnungen) und Werner Heinen „Agrion. Die Geschichte einer Libelle" (24 Textzeichnungen. Jedes Buch RM 3,–). – Ein prächtiges Indianerbuch ist Fritz Steubens „Der Sohn des Manitu" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 8 Tafelbilder, 2 Übersichtskarten u. 2 Stammbaumtafeln. RM 6,80). Hier erzählt Steuben in gewohnter Lebendigkeit und fesselnder Kraft den Heldenkampf und das heroische Sterben Tecumsehs, des historischen Indianers, dessen Leben auch Franz Schauwecker behandelt hat. Er versuchte bekanntlich die Einigung aller Indianer von Kanada bis Florida, um sie von dem Joch der Weißen endgültig zu befreien. Es ist ein Buch, das auch dem Erwachsenen zu geben hat. Bemerkt sei, daß der Name Fritz Steuben das Pseudonym für Erhard Wittek ist. – Unmittelbar aus dem Leben der Indianer schöpft die Erzählung von Hedwig Weiß-Sonnenburg „Kaowiik" (Leipzig, A. H. Payne), die durch ihre Wirklichkeitsnähe und ihre Echtheit ebenso wie durch die innere Haltung ihren ganz besonderen Wert hat und jede Empfehlung verdient. Hier werden nach einem Tagebuch aus dem Jahre 1750, mitten im Kampfe zwischen den Engländern und Franzosen um den nordamerikanischen Kolonialbesitz, die Erlebnisse eines Jungen aufgezeichnet,

der später ein hervorragender kanadischer Offizier wurde und den als Knaben die Delawaren verschleppten, nach härtester Behandlung in ihren Stamm aufnahmen und der dadurch das indianische Leben von innen in seiner schlichten Größe und seinem harten Gesetz kennenlernte. Die höchst interessanten Textbilder sind nach Stahlstichen von George Catlin (1692–1772), dem bekannten Maler indianischen Lebens, hergestellt.

Für die Jüngsten empfehlen wir die beiden Büchlein von Liesel Lauterborn „Die Dorfschule" und „Die Vogelhochzeit" (beide mit 12 bunten Vollbildern) sowie die von Gertrud Caspari in bekannter Vortrefflichkeit illustrierten Kinderbücher von Adolf Holst „Kamerad Tier" und „Was sind das für Sachen?" (Leipzig, Alfred Hahn. Je Buch RM 1,20). – Die Illustrierten Bücher der „Bunten Reihe" des Verlages Rudolf Schneider, Reichenau/Sa., treffen in Bild und Vers den richtigen Ton für Kinder: Eva Schäfer-Luther „Kling Hämmerlein kling" mit Bildern von Marigard Ohser-Bantzner und „Putz und Zausel" mit Bildern von Elisabeth Naasch-Hasse, Friedrich Rückerts netter Weihnachtsscherz „Das Männlein in der Gans" mit Bildern von Else Eisgruber und W. O. Ullmann „Kasperle ist wieder da" mit Bildern von Marianne Schneegans. – Für heranwachsende Jungs eignen sich sehr gut die beiden Bücher von Rudolf Ramlow „Der Letzte seiner Sippe", eine Erzählung aus germanischer Zeit, das Schicksal eines jungen Chatten darstellend, und „Harald und Olaf", Fahrten der Wikinger nach Amerika (Rudolf Schneider Verlag, Reichenau/Sa.).

Bücher der Kunst

Ehe durch die fortschreitende Säkularisation die Zerstörung der menschlichen Einheit erfolgte, war es für die Kunst der christlichen Zeiten ein selbstverständliches, heißes Bemühen, sich in den Dienst an Gottes Werk und Gottes Wort zu stellen. Diese schöne Einheit wieder fruchtbar zu machen, ist das Ziel eines Werkes, das gerade zu Weihnachten für das christliche Haus eine der schönsten Gaben bedeutet: „Bilder zur Bibel", herausgegeben von G. Schiller (Berlin, Atlantis-Verlag). Hier wird die Kraft des Gotteswortes aus dem Evangelium zu stärkster Wirkung gebracht durch Bildwerke der Malerei und Plastik, aus dem Schaffen der Klöster des Mittelalters, der Reformationszeit, Rembrandts, früher italienischer Maler, früher Flamen, frühchristlicher Mosaiken und der unvergänglicher Plastiken aus Frankreichs gesegneten Kathedralen. Mit außerordentlichem Feingefühl für ehrliches Ringen mit und um Gott ist die Auswahl getroffen, die Bilder in ausgezeichneter Wiedergabe in ihrer Gotterfülltheit und tiefen Innerlichkeit bringt. Bisher sind zwei Lieferungen erschienen: 1. „Ostern" und 2. „Menschen begegnen Christus" (Preis je Lieferung RM 2,– für die ganze Serie, die auf 18 Lieferungen berechnet ist; Einzelpreis RM 2,50). – Der gleiche Verlag legt zwei Bände vor, die in ihrer Vollkommenheit reine Freude bedeuten: „Französische Malerei", eingeleitet von Gotthard Jedlicka und „Deutsche Landschaft", eingeleitet von Paul Ortwin Rave. Die Anregung zu den ausgewählten Meisterwerken aus fünf Jahrhunderten französischer Kunst gab die Ausstellung der Meisterwerke französischer Kunst auf der Pariser Weltausstellung. In überwältigender Fülle und Einprägsamkeit ersteht hier der Genius der französischen Kunst von Fouquet bis Cézanne in seinen unüberbietbaren Vorzügen und seiner echt französischen Eigenart. Es fehlt keiner der großen Namen, wenn auch bewußt auf die Wiedergabe einzelner weltbekannter Meisterwerke verzichtet ist. Durch kein Buch bisher konnte man so stark den Eindruck einer ununterbrochenen Tradition der französischen Kunst erkennen wie in diesen glänzenden Reproduktionen der Meister, zu denen Gotthard Jedlicka eine geistvolle Einführung schrieb. Auf der gleichen geistigen Höhe halten sich die auch stilistisch meisterhaften Ausführungen Raves zu den Bildern deutscher Landschaften aus fünf Jahrhunderten. Rave zeichnet in großen Strichen die Entwicklung der Landschaftsmalerei in der deutschen Kunst in ihren Wellen, Höhepunkten und Wellentälern. Ein außerordentliches Wissen und tiefgründige Kenntnis haben hier einen Band geformt, den man nicht mehr entbehren möchte. – Einen der Meister der deutschen Landschaftsmalerei gilt die Monographie „Caspar David Friedrich" von Herbert von Einem (Berlin, Rem-

brandt-Verlag. 95 Abbildungen, 4 farbige Tafeln. RM 7,80). Auch hier ist die Auswahl mit feinstem Verständnis getroffen, und Deutung und Wertung von Friedrichs Schaffen treffen den Kern. – In der gleichen Reihe „Kunstbücher des Volkes" des Rembrandt-Verlages ist erschienen „Melk und die Wachau" (RM 7,80). Die Bilder, die wunderbar aufgenommen sind, stammen von Karl Christian Raulfs, der Text von Walter Hotz. Dieser Band kommt gerade zur rechten Zeit, um den Deutschen im Altreich in einprägsamster Form zu zeigen, welche Fülle an Kulturgut in österreichischen Stiften und Klöstern vorhanden ist. – Eine von allem an der Kunst innerlich berührten Kreisen hochgeschätzte Veröffentlichung konnte in 3. Auflage erscheinen: „Vincent van Gogh", herausgegeben von Hans Graber (Basel, Benno Schwabe & Co. 20 Reproduktionen. RM 4,50). Hier werden jetzt in durchgesehener Form und vermehrt um wesentliche Stücke erneut die Briefe van Goghs an Emile Bernard, Paul Gauguin, Paul Signac und andere herausgegeben. Die Briefe, die über van Gogh um so mehr aussagen, als ein Teil von ihnen in einer der schweren Lebenskrisen des Künstlers geschrieben ist, stammen aus den Jahren 1887 bis 1890, dem Todesjahr des Malers. Die Briefe sind alle in van Goghschem Französisch geschrieben, hier liegen sie in deutscher Übertragung vor, die das ungelenke Französisch nicht zu verbergen trachtet. Für die Kenntnis van Goghs sind diese Briefe schlechthin unentbehrlich. –

Aus der Geschichte

Von einem großen Werke „Deutsche Könige und Kaiser", das in zwei Reihen erscheinen soll, Reihe 1 „Mittelalter", Reihe 2 „Neuzeit" (Potsdam, Athenaion. Einzelpreis RM 4,80) liegt als Band 14 der Reihe 1 die Monographie „Kaiser Karl IV." von Josef Pfitzner vor mit 9 Abbildungen. Dieses Buch kommt gerade zur rechten Stunde, da ja Karl IV. die engste Verbindung mit Böhmen hatte. Sein Bild als einer der gescheitesten Kaiser auf deutschem Thron zeichnet der Professor an der deutschen Universität in Prag Pfitzner in einer einheitlichen Schau, die den großen Problemen, denen seine Zeit gegenüberstand, ebenso gerecht wird wie der kraftvollen und geschickten Art, mit der der Kaiser sie zu meistern versuchte. Pfitzner schöpft hierbei aus den bisher nicht zugänglichen oder doch schwer zugänglichen tschechischen Quellen. Die gesamte Reihe wird herausgegeben von Dr. Werner Reese. Sie setzt sich eine doppelte Aufgabe: gut geschriebene Lebensbilder deutscher Herrscher geben und zum anderen in der Schilderung ihrer Aufgaben sie als Träger des Reiches und als Träger völkischer Aufgaben zeigen. Sie strebt bewußt ein Absetzen von der historischen Belletristik an, die reichlich ins Kraut schießt. Der erste Band läßt mit Spannung den weiteren Arbeiten dieser Reihe entgegensehen. – Ein Mittelding zwischen historischer Belletristik und strenger Historie sind die Schriften von Michael Prawdin, die wir verschiedentlich in der „Deutschen Rundschau" erwähnten. Jetzt liegt eine neue Auflage seines Werkes „Tschingis-Chan und sein Erbe" vor, dem ein großer Erfolg bisher schon beschieden war (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,50). Es ist zweifellos von großer Wichtigkeit, bei den heutigen Kämpfen und dem Ringen in Ostasien auf die Bedeutung der Mongolei erneut hinzuweisen und so eindringlich, wie das Prawdin tut, denn das Erbe des Tschingis-Chan ist keine literarische Angelegenheit, sondern kann von heute auf morgen zu einer sehr realen politischen Tatsache werden. Prawdin hat sein Buch ergänzt und bis in die Gegenwartsprobleme fortgeführt unter Einbeziehung des japanisch-sowjetrussischen Gegensatzes. Er vertritt die Ansicht, daß der Herr der Mongolei die Persönlichkeit werden kann, unter der sich der Aufmarsch Asiens gegen Europa vollziehen wird. – Der Norweger Hans E. Kinck hat eine Geschichte Machiavellis und seiner Zeit geschrieben, zu der Arvid Brodersen ein Nachwort beisteuerte: „Machiavelli. Seine Geschichte und seine Zeit" (Basel, Benno Schwabe & Co. 17 Bilder. RM 5,40). Kinck, dessen dichterisches Schaffen um die Deutung des norwegischen Menschen und der nordischen Landschaft große Beachtung fand, zeigt hier in dem mitreißend geschriebenen Bilde des so oft umstrittenen italienischen Renaissancemenschen und Politikers seine großen Vorzüge der Menschenschilderung. Er sieht in Machiavelli „das Genie des Vaterlandes"; mit seiner Gestalt rang er schon in einem Drama. Von der

menschlichen Seite her weiß Kinck neue Erkenntnisse dem bisherigen Bilde einzufügen. – Die große „Papstgeschichte in einem Bande" von den Anfängen bis zur Gegenwart (München, Kösel & Pustet. 210 Bilder auf Kunstdrucktafeln, 65 Textzeichnungen und Karten. RM 7,50) liegt im 36. bis 45. Tausend jetzt vor. Von den Bearbeitern ist Dr. Clemens Löffler verstorben, den Text überarbeitete vollständig Dr. Franz Xaver Seppelt und führte die Geschichte der Päpste bis zur Gegenwart fort. Wertvoll ist ein Verzeichnis der Päpste mit einer synchronistischen Tabelle aus der kirchlichen und weltlichen Geschichte. Ein Personen- und Ortsregister erleichtert den Gebrauch. Von allen Seiten ist die streng wissenschaftliche Haltung des Buches und seine Unparteilichkeit stets anerkannt worden, so daß diese neue, gut ausgestattete Ausgabe auf weite Verbreitung rechnen darf.

Eine menschliche Ergänzung zum Bilde Napoleons gibt der Roman von Oktave Aubry „Josephine. Traum und Erwachen Napoleons" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. RM 4,80). Aubry ist einer der gründlichsten Kenner Napoleons und seiner Zeit. Hier stellt er in Meisterschaft dar, welchen entscheidenden Einfluß sein Verhältnis zu Josephine, seine schrankenlose Hingabe an sie und seine Enttäuschung über ihre Untreue für die ganze Entwicklung Napoleons hatte. Das Buch ist in jeder Weise fesselnd geschrieben, die deutsche Übertragung stammt von Dr. Erich Pochlatko. – Ein Buch, auf das wir die Aufmerksamkeit aller unserer Leser hinlenken möchten, ist die Schrift von Dr. Wilhelm Czermak „In Deinem Lager war Österreich" (Breslau, Wilh. Gottlieb Korn. RM 2,–). Czermak, der der alten k. und k. Armee als Hauptmann angehörte, schrieb hier auf Grund eines erschöpfenden Materials in einer durch die Tatsachen und den inneren Elan überzeugenden Form eine bis in die letzte Einzelheit durchgearbeitete Würdigung der österreichisch-ungarischen Armee, deren Leistungen man trotz guter Ansätze im Altreiche immer noch nicht richtig gewürdigt hat. Czermak zeigt auf, wie die geschichtliche Entwicklung der alten Armee, die Kurzsichtigkeit des Parlaments und die Schwierigkeiten des Mischstaates es bewirkt haben, daß die Armee ganz im Gegensatz zur deutschen nicht so vorbereitet vor ihre unerhört schwere Aufgabe gestellt wurde, wie sie es ihrem inneren Werte nach verdient hätte. Bis kurz vor dem Kriege waren in Österreich-Ungarn nur ein geringer Prozentsatz der Bevölkerung unter der Waffe, die materielle Kriegsrüstung war ungenügend, vor allen Dingen fehlte es an der nötigen Artillerie, gemessen an der geradezu ungeheuerlichen russischen Übermacht. Die österreichisch-ungarische Armee zog unter eigentlich hoffnungslosen Bedingungen 1914 ins Feld, da ihr eine Aufgabe gegenüber Rußland zuerteilt war, die man mit Fug und Recht als Selbstopferung bezeichnet hat. Trotz aller dieser schwierigen und ungünstigen Umstände hat die Armee größte militärische Taten vollbracht; wo sie versagte, lag es an der Struktur des Staates, und die todesmutige Tapferkeit und das bis zum Weißbluten durchgeführte Aufopfern strahlen in um so hellerem Glanze, als nicht die nötige Unterstützung durch materielle Mittel gegeben war. Die Persönlichkeit des großen Soldaten Conrad von Hötzendorff tritt in hellstes Licht, und man empfindet unter den vielen schweren Fehlern des Krieges es als einen der schwersten, daß man der genialen Konzeption Hötzendorffs auf der deutschen Seite nicht das genügende Verständnis entgegenbrachte. Gerade nach der Rückkehr Österreichs in das Reich ist dieses Buch eine notwendige Gabe, damit jeder Reichsdeutsche weiß, welche achtunggebietende Leistungen die alte österreich-ungarische Armee und in ihr insonderheit die deutschen Truppenteile hinter sich haben. – Ein gutes Kartenmaterial bringt die Schrift „Österreichs Weg durch die Deutsche Geschichte 799–1938", in der Josef Kallbrunner in 10 Kartenbildern mit Erläuterungen und Einleitung diesen Weg eindringlich verdeutlicht (Wien, E. Hölzel. RM 1,70). Beginnend mit einer Karte vom Reich Karls des Großen folgen dann Karten, die Deutschland und Italien zur Zeit der sächsischen, fränkischen und staufischen Kaiser zeigen, wird dann in einer Karte der Stammbesitz der schwäbischen Habsburger und die Entwicklung ihrer Hausmacht dargestellt. Es folgt Deutschland nach der Kreiseinteilung Maximilians I. und das Deutsche Reich im 17. Jahrhundert. Die letzten Karten behandeln Österreich als Träger der deutschen Kolonisation im Karpatenraum 1683 bis

1800, Österreich im Deutschen Bund, das 2. Deutsche Reich und Österreich im 3. Reich der Deutschen. – Der Geheimrat Wilhelm Methner erzählt in seinem Buche „Unter drei Gouverneuren. 16 Jahre Dienst in deutschen Tropen" (Breslau, Wilhelm Gottlieb Korn. 15 Abbildungen, eine Karte. RM 7,50) von seinen 16 Dienstjahren in Deutsch-Ostafrika unter drei Gouverneuren, Graf Götzen, Freiherr v. Rechenberg und Dr. Schnee. Methner war tätig als Bezirksrichter, Landkommissar, Verwaltungsbeamter, Bezirksamtmann und stellvertretender Geschäftsführer. In der Kriegszeit führte er eine Kompanie. So interessant seine Ausführungen über die Befestigung des Kilimandscharo, über weite Erkundungsfahrten und interessante Jagdabenteuer sind, das Wesentliche des Buches sehen wir darin, daß hier ein erprobter Beamter dem heutigen Deutschland seine reichen und tiefgründigen Erfahrungen in der Entwicklung eines Schutzgebietes und in der Frage der Eingeborenenbehandlung zugänglich macht. – Ein Buch, das von der ersten Zeile an den Leser in Bann schlägt ist Chiang Kai-Sheks Schrift „Gefangen in Sian" (München, F. Bruckmann. 3 Bilder, eine Schrifttafel. RM 4,–). Die bedeutende Gattin des großen chinesischen Führers schreibt in diesem Buche über den Staatsstreich von Sian, dann folgt ein Auszug aus dem Tagebuch des Marschalls „Ein halber Monat Sian", seine Mahnworte an die Generäle, die ihn gefangensetzten, und Erläuterungen zu den chinesischen Personen- und Ortsnamen sowie eine Übersicht über das Werden des neuen China. Die einleitenden Bemerkungen schrieb der chinesische Botschafter Tsiang Palie. Zum Verständnis des Geschehens in China ist gerade diese Schrift unentbehrlich, und es ist vielleicht eines der bedeutsamsten Ereignisse, daß die Gegner des Marschalls, die seine Politik nicht richtig begriffen hatten, gerade durch sein Tagebuch überzeugt und zu seinen begeisterten Anhängern wurden. Chiang Kai-Shek, der in den schweren Tagen seine unerschütterte Haltung durch Lektüre der Bibel stärkte, ist eine Persönlichkeit, deren Lauterkeit, tiefer menschlicher Güte und unbeugsamer Energie sich niemand entziehen kann.

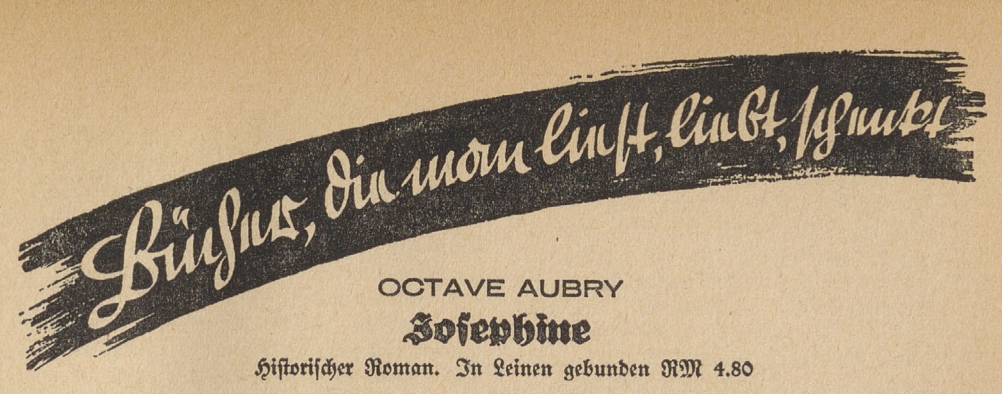
Länder und Reisen

Von seinen Erlebnissen auf Tierfang am Amazonas weiß Rudolf Rangnow in seinem Buche „Tropenpracht und Urwaldnacht" (Braunschweig, Gustav Wenzel & Sohn) anschaulich und lebendig zu erzählen. Rangnow ist ein bekannter Tierfänger, den sein Beruf in die verschiedensten Länder führte, und es ist Glück, daß er so sicher wie das Gerät zum Tierfang auch die Feder zu handhaben weiß und, unterstützt von Bildern in fesselnder Form den Urwald, sein Tierleben und seine Gefahren erstehen läßt. – Von Mittelamerika, einem Land, dem sich immer stärker die Aufmerksamkeit der ganzen Welt zuwendet, berichtet das Buch von F. A. Mitchell-Hedges „Land der Wunder und der Schrecken" (Berlin, Scherl, 58 Tafelbilder, eine Karte, deutsche Übersetzung von Karl Soll). Mitchell-Hedges wurde der größeren Öffentlichkeit bekannt durch sein erregendes Buch „Kämpfe mit Riesenfischen"; jetzt legt er Rechenschaft ab von seiner Fahrt durch die verschiedensten Länder Mittelamerikas, die er mit seiner Begleiterin, Lady Brown, bereist hat. Das Buch ist sehr unverzagt und frisch geschrieben, in stark persönlichem Stil und läßt gar nicht erkennen, welche großen Verdienste die beiden Reisenden für die Erforschung der Kulturgeschichte der bereisten Länder haben. Aber nicht ohne Grund sind sie vom Britischen Museum und großen amerikanischen Stiftungen wiederum auf Reisen gesandt worden. So dürfen wir die Zurückhaltung gegenüber den wissenschaftlich bedeutsamen Ergebnissen der Reisen als Bescheidenheit eines Mannes von wirklicher Leistung werten, der in bewußt salopper Form von seinen Erlebnissen berichtet. Freimütig spricht er von den vielen Fehlschlägen und Fehlern in der Anlage der Reisen, so daß man sich eigentlich wundert, daß so bedeutende Ergebnisse erzielt werden konnten. Aber auch das liegt begründet in der famosen menschlichen Art des Verfassers. – Anerkennenswerte Leistungen junger Leute würdigt man besonders gern. Von einer außerordentlichen Leistung berichtet das Buch „Arktische Reise" von Edward Shackleton, in dem er die Oxford University Ellesmere Land Expedition aus den Jahren 1934/35 beschreibt (Berlin, S. Fischer, mit einer Karte). Shackleton ist der Sohn des bekannten großen Forschers

Sir Ernest Shackleton, deswegen auch stellt Wilhelm Filchner, der mit dem Vater befreundet war, dem Buch des Sohnes ein warm empfehlendes Vorwort voraus. Sechs junge Leute, unter ihnen fünf Oxforder Studenten, fuhren 1934 mit dem norwegischen Robbenfänger „Signalhorn" von London aus bis zum Winterlager in Etah auf 78° 19' nördlicher Breite. Von dem Winterlager aus machten die Expeditionsteilnehmer Schlittenfahrten von annähernd 3300 Meilen. Sie kehrten auf dem Schoner „Danebrog" von ihrer Expedition zurück. Die richtige Auswahl der Teilnehmer wurde durch das Ergebnis bestätigt. Alle die guten männlichen Eigenschaften, Ausdauer, Mut, Kameradschaft, Entschlußkraft und das Sicheinfügen in andere, auch in die Sitten der Eingeborenen, bewirkten, daß die Ergebnisse wissenschaftlich bedeutsame und auf der menschlichen Ebene ganz außerordentliche waren. Sie alle empfanden, daß dieses eine Jahr in der Eiseinsamkeit der Arktis sie innerlich und menschlich weit mehr gefördert hat als die gleiche Zeit auf einer Universität. Es ist ein guter Gedanke, daß in der Jugend soviel Initiative und soviel Disziplin stecken, daß auch in Zukunft sie nicht hinter den großen Leistungen früherer Zeiten zurückbleiben wird. — Wilhelm Filchner selber hat jetzt den Bericht über seine große Expedition nach Inner-Asien in den Jahren 1934—1937 herausgebracht „Bismillah" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 114 Abb. und eine Karte. RM 8,—). Bekanntlich machte Filchner, der Träger des deutschen Nationalpreises, seine Expedition, die ihn vom Hoangho zum Indus führte, um wichtige erdmagnetische Messungen vorzunehmen. Seine Gefangensetzung in Sinkiang erregte die ganze Welt und insonderheit seine Landsleute. Mit Befriedigung stellt man aus seinem Buche fest, daß außer den deutschen Behörden ihm das Londoner Foreign Office, die chinesische und die anglo-indische Regierung stärkste Unterstützung geleistet haben. Das Buch trägt in jeder Zeile den Reiz des männlichen unbeugsamen Willens von Wilhelm Filchner und bringt eine Fülle von neuen Ergebnissen. Bismillah, d. h. „Im Namen Gottes!"; für Wilhelm Filchner bedeutet es die Ausführung eines großen Auftrages, dennoch und trotzdem, welche Gefahren sich auch auftürmen, in unbeugsamer Energie. Rudolf Pechel.

„So lernt man Englisch bei Reclam"

Es wird immer ein sehr schwieriges Problem bleiben, wie man am besten eine fremde Sprache lernen soll. Kein Unterricht kann die natürliche Art und Weise ersetzen, mit der man — zudem mit fast grenzenloser Zeitfülle — seine Muttersprache lernt. Darum ist und bleibt jeglicher Unterricht in fremder Sprache ein durch künstliche, gedankliche Methoden und Zeitmangel gekennzeichneter Kompromiß. Darum gibt es so viele ungleiche und widerspruchsvolle Unterrichtsmethoden. Was habe ich schon an englischen Grammatiken und Sprachbüchern der verschiedensten Art in der Hand gehabt! Aber nun ist mir ein durchaus erfreuliches Buch dieser Art in die Hände gefallen: „So lernt man Englisch bei Reclam" von Louis Hamilton (Leipzig, Philipp Reclam jun.). Es erfüllt mich mit heiterer Zuversicht, auch aus einem Unterrichtsbuch noch sehr viel Englisch hinzuzulernen. Es bewirkt in mir eine Reihe von angenehmen und humorvollen Vorstellungen, und ich weiß, daß ich es in Zukunft immer wieder benützen und schließlich fast auswendig lernen werde. Ich habe festgestellt, daß Kinder und Erwachsene mit gleicher Begeisterung zu diesem reizenden Buch greifen, in dem man, wie weiß man kaum, Aussprache, Grammatik, Sprachgeist in sich aufnimmt und nicht müde werden kann, sich mit dem allen zu beschäftigen, selbst mit dem Elementarsten, das einem wie etwas Neues erscheint, da es durchaus aus englischem Sprachgebiet dargestellt ist. Es ist dem Autor gelungen, das Buch außer mit englischem Sprachgeist auch mit englischem Wesen zu erfüllen. Auf gekünstelte Illustrierungen und Schemata ist verzichtet. Dafür strotzt das Buch von Darstellungen und Bildern aus dem englischen Geschäftsleben, Abdrucken aus Zeitungen, amüsanten Reklamen. Schon um des guten, ja köstlichen Humors willen wird man immer wieder zu dem entzückenden Werk greifen. Man lernt aus ihm nicht nur die Sprache, sondern sehr vieles und dies Viele sehr richtig über englische Kultur, Geographie, Volksleben, Wirtschaft und Technik. Es ist nicht nur ein Sprachführer, sondern ein sehr origineller Reiseführer, den man vor jeder Englandfahrt studieren sollte. Eugen Diesel.



OCTAVE AUBRY

Josephine

Historischer Roman. In Leinen gebunden RM 4.80

Der fesselnd geschriebene Roman von Napoleons Aufstieg zu Ruhm und Größe und von seiner leidenschaftlichen Liebe zu Josephine Beauharnais ist getragen von eingehender Kenntnis der Menschen und Dokumente der napoleonischen Zeit und bestrickender Eleganz der Sprache.

DOROTHEA HOLLATZ

Kilian und die Winde

Roman. In Leinen gebunden RM 4.80

Die eigentümliche Problematik eines Lebens, das, von dunkler Unruhe getrieben, sich selbst nicht zu begrenzen vermag, ist hier mit echtem dichterischem Vermögen eindringlich gestaltet zu einem Roman von tiefster Erlebniskraft, der auch den Mann als Leser fesselt.

WÄSCHA-KWONNESIN

Das einsame Blockhaus

Mit 16 Kunstdrucktafeln. In Leinen gebunden RM 6.—

Das Bild vom Leben der Indianer und Grenzer, von Landschaft und Tierwelt im Norden Kanadas, die einfachen und klugen Gedanken über das Leben, die die Einsamkeit einem Manne eingegeben haben, machen den unvergleichlichen Zauber dieses Buches aus.

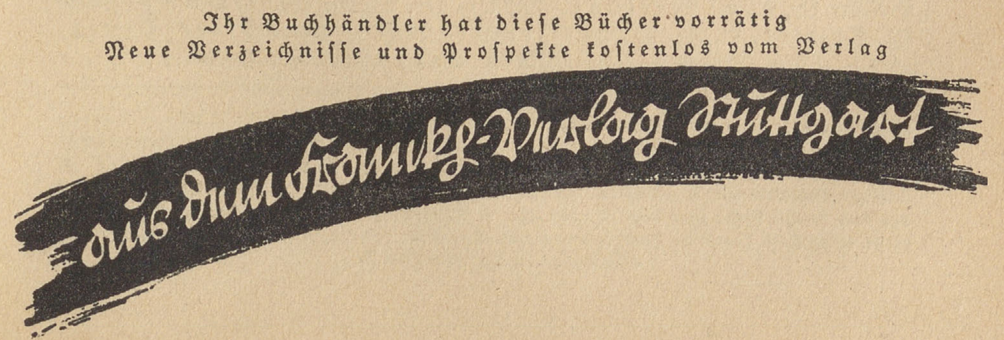
FRITZ STEUBEN

Der Sohn des Manitu

Mit 8 Tafelbildern und 2 Karten. In Leinen gebunden RM 6.80

Dieser geschichtliche Abenteuer-Roman, voller Spannung, voll ergreifender menschlicher Größe und Tragik, zieht den Leser machtvoll in seinen Bann und ist auch für junge Menschen, die Steubens früher erschienene Indianererzählungen begeistert haben, besonders zu empfehlen.

Ihr Buchhändler hat diese Bücher vorrätig
Neue Verzeichnisse und Prospekte kostenlos vom Verlag



Ein vorbildliches Frontbuch

Was wir, die dabei waren, an Kriegsbüchern — neben vielem anderen — nicht vertragen können, ist die Projizierung von Gefühlen und Ansichten in die seelische Frontatmosphäre von Leuten, die nicht mitgemacht haben, oder von Frontkämpfern, die aus der Atmosphäre einer gesicherten Welt nicht mehr in den Anschauungen der kämpfenden Truppe leben. In dem Buch von Werner Wirths „Wir wurden gerufen" (Berlin, F. A. Herbig) steht der Satz: „Jede Schilderung lügt, die den Maßstab der Empfindsamkeit eines Friedensmenschen an die Geschehnisse des Krieges legt." In diesem schlichten und männlichen Frontbuch ist jedes Abbiegen aus der klar von allen anderen Empfindungswelten abgesetzten Welt des Frontsoldaten vermieden worden. Hier erzählt einer von uns ohne jede Phrase und Glorifizierung und in anständiger Ehrlichkeit von dem harten Tun und Dasein des Frontsoldaten. Er hat nach 20 Jahren die Stätten in Frankreich um Soissons, Laon, Noyon, St. Quentin, Cambrai, Amiens, Verdun als reifer Mann wieder besucht und an Ort und Stelle seine Erinnerungen und Gefühle kontrolliert — und siehe: es stimmte. Dort geht der Pflug wieder über die zerrissene Erde, die Saat trägt. Dies Buch hilft mit, die Saat zu retten, die in die Seelen der Soldaten gestreut wurde. — Wirths war beim Güstrower Feldartillerieregiment 24 im Stellungskrieg an der Westfront an bösesten Punkten, auch vor Verdun. Er machte den befreienden Vormarsch durch Friaul mit, nach dem das Regiment wieder im Westen eingesetzt wurde, um den Krieg bis zu seinem bitteren Ende in anständigster Haltung durchzustehen. Er hat mit klarem Auge die Wandlungen in den letzten Kriegsjahren an der Front und in der Heimat gesehen und deutet auch für jeden, der nicht dabei war, überzeugend die seelischen Wurzeln der deutschen soldatischen Kraft: Kameradschaft und Pflicht. Das Buch hat jedem vieles zu geben. Die entscheidende Probe für ein Frontbuch ist immer das, was die Kameraden zu ihm sagen: ein Reserveoffizier seines eignen Regiments stimmte ihm ohne Vorbehalt und freudig zu. Sehr instruktiv sind die klaren Skizzen der einzelnen Stellungen.

Literaturgeschichte des Deutschen Volkes

Josef Nadlers Standardwerk erscheint in neuer äußerer Form und in weiten Teilen umgestaltet, in seiner Grundhaltung unverändert. Das große Werk ist auf vier Bände berechnet: 1. Band Volk, 2. Geist, 3. Staat, 4. Reich. Der 1. Band geht von den Anfängen bis 1740, der 2., der einzige bisher vorliegende von 1740—1813, der 3. von 1814—1914, der 4. von 1914 bis 1933. Die weiteren Bände sollen in geringen Zwischenräumen erscheinen. Nach dem Muster der Propyläen-Kunstgeschichte und den „Großen Deutschen" wird auch die Literaturgeschichte mit einer Fülle von Abbildungen geschmückt sein. Die Ausstattung ist vornehm (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 30,—). Wir weisen schon heute auf dieses Werk hin, weil man durch Subskription den Einzelband in Ganzleinen für RM 27,50, in Halbleder für RM 30,— beziehen kann. Die Subskriptionsfrist läuft bis zum Erscheinen des letzten Bandes, der voraussichtlich im Mai 1939 ausgegeben wird.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Conrad Matschoß, Berlin — Dr. Walther Pahl, Berlin — Annalise Schmidt, Berlin — Paul Strecker, Paris — Hanns Prehn-Dewitz, Köln (Rhein) — Dr. Willy Kramp, Caporn über Heydekrug

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. III. Vj. 1938: 3762 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.